HANS KLOTZ
BUCHBINDEREI
AUGSBURG

LD 296

Die

Beatushöhle.

[Verf.: Bamberger, Wilh.]

Eine

Erzählung

für

die reifere Jugend.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweite, verbesserte Auflage.

5 Mit einem Titelkupfer.

Augsburg,
in der J. Wolffischen Verlagsbuchhandlung.
1833.

Dem Hochwürdigsten

Hochwohlgebornen

Herrn

Christoph Schmid,

Domherrn und bischöfl. geistlichen Rathe
zu Augsburg,

dem

berühmten Jugendschriftsteller und
wahren Jugendfreunde,

widmet

diese Erzählung

als ein geringes Zeichen seiner unbegränzten
Verehrung

der Verfasser.

Vorwort
zur ersten Auflage.

Wenn gute, rechtschaffene Eltern ihre Kinder zur Arbeitsamkeit und zum Fleiße ermuntern um einst ihren Lebensunterhalt in Redlichkeit verdienen zu können — da muß ihnen ganz gewiß auch der fromme Wunsch am Herzen liegen, zugleich das Gedeihen des Geistes und Gemüthes ihrer Lieben zu befördern.

Dies geschieht durch religiöse Gespräche, heilsame Ermahnungen u. d. gl. Aber auch, durch Erzählung oder Vorlesung einer rührenden Geschichte, die für das Jugendalter paßt. —

Es sind die Herzen der unverdorbenen Jugend so weich, so empfänglich für alles Gute, daß sie häufig den festen Vorsatz machen, den liebenswürdigen Charakter dieser oder jener Person einer mit Rührung angehörten Erzählung sich anzueignen, und dagegen das Böse eines Andern immerhin zu verabscheuen und zu fliehen. Einst wird ein solcher Vorsatz seine guten Früchte bringen. — Und dieß gebe Gott!

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Nicht ohne Rührung und Freude über die öffentlich günstige Aufnahme und schnelle Verbreitung der ersten Auflage dieser Erzählung schreite ich zu einer zweiten. —

Ich halte die Begierde, mit welcher diese Erzählung bisher gelesen wurde, für einen heiligen, tröstenden Beweiß, daß auch jetzt noch in manchen jugendlichen Gemüthern liebliche Flammen religiösen Gefühles lodern, daß noch reiner Sinn zur ächten Nachahmung frommer Karaktere die weichen Herzen belebe.

O möchte sie immerhin lodern, diese liebliche Flamme! o möchte er immerhin beleben, dieser reine Sinn! darum schrieb ich diese Erzählung nieder — und werde auch stets für diesen Zweck die Feder ergreifen.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Das Schloß von Waldbergen.

In jener Zeit, da der Adel noch in den schönsten Gegenden des Landes seine ritterlichen Burgen bewohnte, und Freude an den lieblichen Schöpfungen der Natur fand: lebte im Schwarzwalde auf einem hohen, felsenfesten Schlosse Graf Heinrich von Waldbergen, der einzige Sproße eines uralten ritterlichen Geschlechtes. Seine Gemahlin Theodora, ein edles, sittsames Fräulein aus der Reihe der Staufen, das vor einigen Jahren mit ihm war getraut worden, hatte ihn gleich nach dem ersten Jahre ihrer Vermählung mit einem holden, lieblichen Knaben beschenkt.

Otto, so hieß der Knabe, war die Freude seiner Eltern. Die fromme Mutter bildete voll zärtlicher Liebe und Sorgfalt sein gutes, empfängliches Herz; der Vater aber vervollkommte seinen Verstand, und übte seinen Körper schon frühe in allen strengen, ritterlichen Beschwerden.

So verlebte der Graf mit seiner Gemahlin, die er über Alles liebte, in Erziehung seines Sohnes die glücklichsten Tage. Nie war der stille häusliche Friede, das höchste Glück einer Familie, aus dem Schlosse gewichen. — Der Graf vermied alles laute Vergnügen. Eine stille Freude im Familienkreise, woran ein paar biedere Ritter der Gegend Theil nahmen, gieng ihm über Alles. Dadurch entsprach er ganz

dem Wunsche seiner edeln Gemahlin, die all' ihre Freude nur an Gott, ihrem Grafen, ihrem Sohne, und an den herrlichen Schöpfungen der Natur fand. Und wie konnte der Knabe anders, als nach dem Beispiele der Eltern sich bilden, da er nichts kannte und wünschte, als was ihm Vater und Mutter in Herz und Sinn gelegt hatten? —

Unvermerkt verstrichen ihnen die Jahre in seliger Eintracht. Wenn sich nach langer, rauher Winterzeit ein lauer, heiterer Frühlingstag zeigte, besuchte der Graf, seine Theodora am Arme und den kleinen Otto zur Seite, zum ersten Male wieder die Altane des Schlosses. Da war ihnen so wohl in der reinen Himmelsluft. Die Vögel kamen hervor aus ihrem Winterlager, und gaukelten auf den Zweigen, und sangen von einem neuen Leben. Die Bienen summten durch den Schloßgarten, und die schneeweißen Ziegen weideten das frische Futter ab, das am Schloßberge hervorkeimte. Das alles erweckte so eine süße angenehme Empfindung in ihren Herzen, daß sie einstimmig mit gerührtem Blick zum Himmel Gott für den neuen Frühling dankten. —

Dann hob der Graf wohl auch den Knaben in die Höhe, und zeigte ihm den Ausblick in die Ferne des Gebirges, woher noch der Schnee wie blendendweißer Spiegel herüberschien; und belehrte ihn über die Erscheinungen der Natur, und über die Allmacht Gottes, die das Kleinste, wie das Größte hervorgebracht und mit der weisesten Vorsicht es erhält. Der Knabe war darüber hoch erstaunt, und erhob bei jeder Lehre seines Vaters voll der kindlichsten Rührung die Händlein, und die Eltern segneten ihn. —

Wenn dann Leute aus dem Dorfe vorübergiengen, und von der gnädigen Herrschaft freundliche Grüße erhielten, so erzählten sie allenthalben mit der größten Freude: „der gnädige Herr stand heute wieder zum ersten Male auf der Altane, und hat uns freundlich gegrüßt.“ Dann fügte Jedermann voll Rührung hinzu: „Gott schenke ihm ein recht langes Leben, und segne ihn, seine Gemahlin, seinen Sohn, und sein ganzes Haus.“

Wenn nun der Sommer herannahte, so gab es tausenderlei stille Freuden in der Familie. Unter andern besuchte der Graf jedesmal selbst die Schnitter auf dem Felde, und Gattin und Sohn begleiteten ihn. Da war es für die Leute ein besonderes Vergnügen, wenn er sich mit ihnen so freundlich unterhielt. Für die beiden Eltern aber gab es keine größere Freude, als wenn der kleine Otto mit aufgehobenen Händen vor ihnen stand, und um eine Garbe flehte für die armen Kinder aus dem Dorfe, die auf den Feldern Aehren sammelten. Die Mutter küßte voll Liebe ihr Kind, und der Vater lächelte mit Wohlgefallen zu ihm herab, und erfüllte jedesmal mit der größten Freude zehnfach seine Bitte. —

Ein andermal in einer prachtvollen Sommernacht, wenn Millionen der Sterne am Himmel funkelten, stand der Graf mit seiner Familie im Schloßhofe, und zeigte seinem Knaben die Schönheit des Weltgebäudes in seinem Nachtkleide. „Siehst du sie, sprach er, mein Otto, alle die Welten des Schöpfers, des Unendlichen, der sie liebend hält in seiner Allmacht, und ihnen mit weiser Vorsicht und

Vaterhuld ihre Bahnen zeichnet? O lerne ihn recht kennen, den Allgütigen, und bethe ihn kindlich an in seiner Weisheit und Allmacht, und freue dich in stiller Seele, daß du ihn Vater nennen darfst. Wie er alle diese unzählbaren Sterne hält in seiner Hand, so trägt er dich in seinem Schooße, so lange du sein treues, gutes Kind bleibst. Wenn du ihm aber ungehorsam wirst, so wendet er sich weg von dir, und du stürzest in's Verderben, das schwärzer ist als die Nacht, wenn keine Sterne funkeln. Aber ich weiß es, du bleibst fromm und gut, und befolgest die Lehren deiner Eltern, so lange du lebst."

„Ja, ich weiß es, sprach die Mutter, das thut mein Otto, mein Liebling." — Und der Knabe weinte im frommen Zartgefühl, und versprach es den Eltern tausendmal.

Im Herbste gab es wieder andere stillhäusliche Freuden. Der Graf besuchte die Jagd, und Otto mußte ihn, so jung er auch noch war, begleiten, um dadurch schon frühe seinen noch zarten Leib für so viele Beschwerden seines künftigen Standes abzuhärten. Wie freute sich nun die Mutter, wenn der Knabe zurück kam, und der Vater seinen Muth und seine Kraft nicht genug rühmen konnte.

Am meisten Vergnügen aber machte der Familie ein kleines Fest, das der Graf jeden Herbst seinen Unterthanen gab. Wenn der Schloßgarten und Weinberg ihrer Früchte entleert waren, ließ der Graf an einem recht schönen Herbsttage Jung und Alt aus dem Dorfe herbeirufen. Alle kamen in ihren schönsten Kleidern im Schloßhofe zusammen. Hier war unter Kastanienbäumen ein

großer Tisch mit den besten Obst-Arten, und mit gelben und blauen Trauben gedeckt. Sie mußten sich nun alle zu Tische setzen; die Aeltesten aus dem Dorfe saßen obenan; unter ihnen hatte die gnädige Herrschaft Platz genommen. Dabei unterhielt sich der Graf mit Allen die zugegen waren; ebenso die Gräfin; der junge Graf spielte sogar mit den Kindern des Dorfes. — „Seit Lebensgedenken, sprachen die Alten zu einander: hatten wir keine so gute, liebe, freundliche Herrschaft. Hoch lebe der gnädige Herr! riefen sie, und alle stimmten mit ein, und schwangen die Hüte in der Luft; hoch unsre gnädige Frau! und der liebe Gott im Himmel schenke uns nach Jahren in dem jungen Grafen eine eben so gute, liebe Herrschaft, wie wir sie jetzt haben!"

Nun tranken sie fröhlich die Gesundheit der gräflichen Familie, und bei Sonnenuntergang verließ die ganze Gesellschaft, mit einem Herzen voll Dank und Freude, den Schloßhof, zu dessen Thore die Herrschaft selbst sie noch begleitete. —

Kam nun der Winter heran, so saß die gräfliche Familie beisammen im Saale, und vertrieb sich durch gegenseitige Unterhaltung die langen Winterabende. Theodora spann nach der damaligen schönen Sitte der Rittersfrauen den goldenen Faden am zierlichen Rädchen von Kirschbaumholz, oder sang ein schönes Lied, wozu sie die Mandoline meisterhaft zu spielen wußte. —

Der Graf ruhte in seinem Lehnstuhle von den Geschäften des Tages aus, wärmte an den Flammen des Kamins die kalten Glieder, und trank

aus seinem Mundbecher den alten Rheinwein. Dazu erzählte er seinem Sohne rührende Geschichten, wobei ihm die zärtliche Mutter gute Lehren ertheilte; oder er unterhielt ihn mit den Lebensbeschreibungen seiner Ahnen, und unterließ keine Gelegenheit, ihn aufzumuntern, die Edelthaten und das Beispiel dieser großen Männer nachzuahmen, rechtlich, wie sie, vor Gott zu handeln, und dabei weder im Unglücke zu verzagen, noch das Urtheil böser Menschen zu fürchten, sondern sein ganzes Leben in Gottes Vaterhand zu legen.

Dies waren die stillen, häuslichen Freuden der edlen Familie von Waldbergen. Sie war wegen ihrer Milde und Freundlichkeit von all' ihren Unterthanen geachtet und geliebt! ein Jeder war bereit, für sie Blut und Leben zu opfern. Selbst die Grafen und Ritter der benachbarten Burgen mußten ihr geneigt seyn, obwohl sie wenig Umgang mit ihnen pflog. Denn des Grafen Wahlspruch war: „Kümmere dich wenig um die Welt, nenne sie dich gut oder böse; thue das, was dir dein gutes Gewissen sagt; und für alles Andere laß Gott sorgen."

Dieser Wahlspruch bewährte sich stets treulich an ihm und seiner Theodora, und er prägte ihn täglich mehr in das weiche Herz des jungen Grafen, damit er sich einst auch an ihm wahr mache. —

Zweites Kapitel.

Dietrich von Felsenheim.

Oft sendet der liebe Gott, wenn die Menschen am wenigsten daran denken, in ihren häus-

lichen Frieden eine Plage von Außen, um sie in ihrer Tugend zu prüfen, und im Rechtthun und Edelhandeln immer mehr zu bestärken. —

Dies war auch bei der Familie von Waldbergen der Fall. Die Eintracht und das stille Glück dieser guten Menschen war von Zeit zu Zeit durch einen sehr traurigen Umstand gestört. Ritter Dietrich von Felsenheim, ein wilder, gewaltthätiger Mann hatte schon vor längerer Zeit ungerechte Ansprüche auf bedeutende Besitzungen des Grafen von Waldbergen gemacht, und ihn, da er sie nicht herausgab, mit Fehde bedroht. Wirklich vergieng auch selten ein Jahr, wo er nicht mit einem großen Haufen schwarzer riesenhafter Raubritter in den gräflichen Gauen sich sehen ließ, und überall, wo er konnte, Aecker, Wiesen und Dörfer plünderte und verwüstete — bis endlich der Graf, müde in Ansehung dieser Gräuelthaten, seine Leute zusammen rief, und mit den Waffen in der Hand, die Räuber über die Gränze schlug.

Seit einiger Zeit war er von diesen ungeladenen Besuchen verschont geblieben, und er glaubte mit froher Gewißheit, daß dieser lästige Ritter nun einmal selbst ein stilles, häusliches Leben führe. — Aber daran hatte er sich getäuscht. Felsenheim war die ganze Zeit hindurch bedacht gewesen, recht viele Anhänger für sich zu werben, und erschien nun wiederum an einem neblichten Morgen im Herbste mit seiner ganzen wilden Rotte in den gräflichen Besitzungen, und fing, wie vormals, mit Rauben und Plündern an. —

Dies wurde sogleich dem Grafen gemeldet.

Der Graf ließ alle seine Leute zusammenrufen. Sie kamen mit der größten Freude. Der ganze Schloßhof füllte sich mit bewaffneten Männern. Der Graf selbst stand schon in seiner glänzenden Rüstung im Rittersaale, neben ihm Theodora und Otto mit Thränen in den Augen; denn es war ihnen bange vor dem nahen traurigen Abschiede.

Der Graf sprach von den Fenstern des Saales aus an die versammelten Waffenmänner, und flößte ihnen Muth ein und Standhaftigkeit im Kampfe; sie sollten ihn nicht verlassen in dieser dringenden Noth; von diesem Tage hienge ihr eigenes Glück ab. „Mit Gott, sprach er, haben wir uns versammelt, mit Gott verlassen wir die Thore der Burg, und rücken dem Feinde entgegen; unter Gottes Schutze und mit seiner Hilfe werden wir diesen wilden Ritter aus unsern Gauen jagen, die er ungerecht an sich ziehen will. Nur muthig, Kinder, nur muthig; ich ziehe euch voraus mit dem Schwerte der Gerechtigkeit; und Gott wird euch heimführen mit der Fahne des Sieges."

Wie er dieses gesprochen, schwangen Alle hocherfreut die Schwerter und Spieße, und schwuren einstimmig, für ihn und seine Familie in Kampf und Tod zu gehen. Darauf ließ der Graf mehrere Becher, mit Wein gefüllt, in die Runde herum geben. Sie tranken auf das Wohl ihres Herrn, auf ihre eigene Tapferkeit, und auf den nahen Sieg, den ihnen Gott bescheeren werde.

Wie sie fertig waren, gab der Graf das Zeichen zum Aufbruch. Der ganze Zug bewegte sich aus den Thoren; hier warteten sie auf ihn; sein Roß stand schon gesattelt.

Er aber hielt sich noch im Rittersaale auf. Der Abschied von Gattin und Sohn lag schwer auf seiner Seele. Die junge Frau ruhte weinend an seiner Brust, der Knabe hielt seine Hand und benetzte sie mit Thränen. Er stand tiefbewegt in ihrer Mitte; sein Auge sah hinaus an den blauen Himmel. „Weinet nicht zu sehr, sprach er voll Milde: ich habe zum lieben Gott gebethet, daß er mich nach diesem Kampfe wieder glücklich in eure Arme zurückführe. Sein heiterer Himmel sagt mir, daß er mein Gebeth erhöre, und dann bin ich, wenn der Abend hereinbricht, wieder in eurer Mitte. Wenn es aber in des Ewigen heiliger Vorsicht liegt, daß ich als Opfer dieses Kampfes falle, o so laßt euch meinen Tod nicht zu sehr zu Herzen gehen. Ihr wißt ja, wo wir uns wieder treffen. Kurz nur ist diese irdische Zeit bis zu jenem Wiedersehen in einem bessern Lande."

Er wandte sich zu seiner Gemahlin. „Theodora, theures Weib, sprach er, verzeihe mir, daß ich so traurige Gedanken in deiner weichen Seele erwecken muß. Wenn der Bothe, der dir die Kunde von meinem Tode hinterbringen würde, dich wieder verlassen hat, so setze dich in eine Ecke deines Zimmers, und weine deinen Schmerz und Kummer aus. Thränen sind menschlich; diese kann dir Niemend wehren! — ich würde das Nämliche thun. — Dann aber fasse dich wieder, kniee hin und bethe; denke, daß es Gottes heiliger Wille war, mich auf kurze Zeit von dir zu trennen. Wirf dich mit festem Vertrauen ganz in seine liebende Vaterarme. Dann mag über dich kommen, was immer will, du wirst Alles standhaft und geduldig ertragen können. —

Wenn du nun hörest, daß der wilde Ritter von Felsenheim heranrücke, unsere Burg in Besitz zu nehmen, so verweile nimmer länger in diesen Mauern. Du kannst in den niedern Hütten der Landleute vergnügter leben, als auf einer Ritterburg in der Nähe dieses wilden Mannes. Es ist freilich hart, sehr hart, des Gatten Eigenthum verlassen, und unter fremden Leuten wohnen zu müssen. Doch ergieb dich in des Herrn Willen, und wandle in Gottes Namen mit dem kleinen Otto weiter; es giebt immer wieder gute Leute die euch mit Freuden aufnehmen werden."

„Unsern Sohn, theuerste Gemahlin, erziehe auf die Weise, wie wir es bisher gemeinschaftlich gethan haben. Erinnere ihn recht oft an seinen Vater, öfter aber noch an den ewigen Vater im Himmel."

„Nun Theodora, theure Theodora, lebe wohl! ich mußte dir dieses sagen, damit du auf Alles gefaßt seyest. Gott, in dessen Hand unser Leben liegt, wird thun, was uns zum Besten gereicht. Lebe wohl, und bethe für mich zu der Stunde, da du denkst, daß die Waffen blitzen."

Hier hielt der Graf inne. Es entfiel seinem Auge eine Thräne; die Gräfin aber konnte nicht reden vor Weinen; sie verbarg ihr Angesicht an der Brust ihres Gemahles.

Nach einer Weile nahm er seinen Sohn in die Arme, und küßte ihn. „Mein lieber Otto, sprach er, du kannst noch nicht an der Seite deines Vaters hinaus in das Getümmel des Kampfes. Du bist erst sieben Jahre alt; dein Arm ist zu schwach, um ein Ritterschwert zu führen. Sey also zu Hause der

Trost deiner Mutter, bis ich wiederkehre. Wenn ich aber nimmer wiederkehre, und sie zu sehr trauert um mich, so erheitere sie dadurch, daß du alle Kindespflichten treu an ihr erfüllst. Thue ihr Alles, was du ihr an den Augen ansiehst; liebe sie mit der kindlichsten Liebe; wachse heran zu ihrem Schutze gegen alle Schmach. Verlasse sie nie, gar nie, weder im Glücke noch im Unglücke, und sey ihr Stab und ihre Stütze im hohen Alter. Nimm Alles, was ich dir bisher gesagt habe, recht tief zu Herzen, und vergiß nichts davon dein ganzes Leben lang. Noch an meinem Grabe gelobe auf's Neue, Alles zu thun, was dir dein kindliches Herz eingiebt. — Und nun kniee nieder, liebes Kind, und empfange meinen väterlichen Segen: Gott, der herab sieht in dieser heiligen Stunde der Trennung, sey mit dir; er erhalte dich stets in seiner Liebe, und lasse dich nie abweichen von dem Wege der Tugend, damit du einst nach diesem kurzen Leben dahin kommest, wo wir uns alle, alle wieder zu sehen hoffen."

Der Knabe weinte laut; Theodora mit ihm; der Graf aber unterdrückte die Thränen; er küßte beide, und verließ den Rittersaal. Sie begleiteten ihn über die steinerne Wendeltreppe durch den Schloßhof bis an die Thore, wo ihn das allgemeine Jubelgeschrei der gerüsteten Mannschaft empfing. Noch einmal drückte er Gattin und Kind stumm an seine Brust und schwang sich pfeilschnell auf den muthigen Schimmel. In wenigen Minuten war er ihren Augen entrückt.

Die Schaar trabte über die Fallbrücke; an ihrer

Spitze der Graf. Durch die ganze Gegend schallte der dumpfe Hufschlag der Roße; die Luft ertönte weithin von dem Schmettern der Feldtrompeten; das Thal wiederhallte dreifach von dem kriegerischen Morgengesang der Reiter. Darein tönte noch vom Thurme herab das tiefe Horn des Schloßwächters, bis der Feldmarsch unten am Fuße des Hügels in die Ebene sich hinzog. —

Thodora und Otto hatten von dem höchsten Fenster des Schlosses wehmüthig dem Zuge nachgeschaut, bis er drüben an der andern Seite des Thales im Buchenwäldchen verschwand.

„Gott sey sein Schutz und Schirm, sprach die edle Frau, und schloß das Fenster: er wird ihn nicht verlassen im Kampfe, und wird ihn glücklich und unversehrt zurückführen in unsre Mitte. Bethe, lieber Otto, recht inbrünstig zum Himmel hinauf, und bitte den lieben Gott, daß er das Leben deines Vaters gnädig erhalte. O er thut es gewiß, wenn du aus ganzem Herzen bethest; denn das Gebeth frommer Kinder ist ihm angenehm,

So sprach die Mutter, und der Knabe lag schon auf seinen Knieen, und hob voll Andacht die Händchen und das blaue Auge hoch hinauf zum Himmel und bethete: „Lieber Gott, sieh' herab auf mich armes Kind, und hab' Erbarmen mit mir. Gieb doch nicht zu, daß böse Menschen meinen lieben Vater um's Leben bringen. Ach, was wäre ich ohne ihn? eine arme Waise, verlassen und verstoßen von aller Welt. Du bist so gut, so unendlich gut; meine Mutter sagt es mir täglich, und ich freue mich kindlich, daß ich zu dir bethen darf. Darum wirst du

auch mein Gebeth nicht verschmähen, und meine Bitte gnädig erfüllen. Dafür will ich voll Freude alle Tage dir danken; recht kindlich will ich dir danken."

Die fromme Mutter hatte jedes Wort des Knaben im Stillen mitgebethet. „So mein liebes Kind, sprach sie, und hob ihn von der Erde auf: nun darfst du ruhig seyn; der liebe Gott hat dich erhört. Bleibe immer fromm und gut, und du kannst in jeder Noth zu ihm gehen, und ihm kindlich deinen Kummer klagen." Mit diesen Worten trocknete sie ihm eine Thräne ab; sie war aus ihrem Auge auf seine Wange gefallen.

Die längste Zeit des Tages brachte die Gräfin mit ihrem Sohne in banger Einsamkeit auf ihrem Zimmer zu. Denn hier war sie, wenn sie nicht in das Freie gehen konnte, immer am liebsten. Sie saß an ihrem Arbeitstische und stickte gar zierlich auf weißen Atlas eine liebliche Landschaft, die sie auf das nahe Geburtsfest ihres Gemahls vollenden wollte. Es war das Schloß Waldbergen mit seiner schönen Umgebung. Aber, ach, Thränen floßen heute in den Rest ihrer Arbeit. Es war ihr, als wenn sie dieses Schloß bald nur mehr im Bilde sehen würde. Das kindliche Aufblicken des kleinen Otto, da er die Mutter weinen sah, machte sie noch trauriger. Mit jedem Augenblicke wuchs in ihrem Herzen die Sehnsucht nach ihrem Gemahle, aber auch die Angst, ihn zu verlieren. Wohl zwanzigmal bestieg sie das höchste Zimmer im Schlosse, und sandte den Blick hinaus über die Gegend, woher er kommen sollte. Aber jedesmal stieg sie mit verdoppeltem Schmerz wieder herab; denn sie sah, so weit

ihr Blick reichte, nicht die geringste Spur von ihm und seinen Leuten.

Endlich ergab sie sich ganz in des Herrn Willen. „Er mache mit uns, wie es ihm gefällt, sprach sie gefaßt; denn was er thut, ist doch immer wohl gethan.“ Hie und da griff sie nach ihrer Mandoline. Die sanften Saitentöne machten einen wohlthätigen Eindruck auf ihr Herz; sie sang ein Lied über die Güte und Allmacht Gottes.

Nach Mittag besuchte sie, ihren Sohn an der Hand, das Freie. Es war gar ein lieblicher Herbsttag. Der kalte Thalnebel war verschwunden, und die milden Strahlen der Sonne schienen erquickend über die Landschaft. Die Gräfin wandelte am Schloßberge umher. Die liebliche Sonnenwärme that ihr wohl; es war nach langer Zeit voll Nebel und Regen wieder zum ersten Male, daß sie das Schloß verließ. Bald wurde sie heiterer, und pflückte einige Herbstblumen, die sich, geweckt von der Wärme der Sonnenstrahlen, hie und da unter dem Gesträuche sehen ließen. Dazu fügte sie Epheu und band einen Kranz. Wenn mein lieber Gatte zurückkehrt, dachte sie voll Freude, will ich ihm diesen Herbstschmuck darreichen. Von seiner Gemahlin ist ihm jede Blume theurer, als dem sieggekrönten Feldherrn der Lorbeerkranz aus der Hand seines Königs.

Unter solchen Gedanken war sie bis in die Ebene gekommen. Hier stand am Eingange in ein Tannenwäldchen eine freundliche Kapelle, von vier uralten Linden umkränzt. Das schneeweiße Kirchlein unter dem Dunkelgrün der Bäume machte gar einen freundlichen Eindruck auf ihr Herz. Sie setzte sich in der

Wölbung der Kapelle nieder auf eine Bank. Hier konnte sie sich recht ungestört dem Herrn hingegen. Der Knabe spielte einige Schritte von der Kapelle mit einem muntern Lamme, deren viele auf der Herbstflur herumweideten. Sie war nun ganz allein, ungesehen von jedem Menschen; nur Gott sah sie, und hörte, was sie bethete.

Mitten in der Kapelle hieng ein Bild, von einem deutschen Meister gezeichnet. Der Graf selbst hatte es vor einigen Jahren, um jede unwürdige Vorstellung einer Begebenheit aus der heiligen Vorzeit zu verhüten, aus seiner Gemäldesammlung genommen, und hier aufgehängt. Es stellte die Mutter des Herrn vor, wie sie den Leichnam ihres ewigen Sohnes auf ihrem Schooße trug. Das stille Leiden der heiligen Mutter wurde mit dem Aufblick frommer Ergebenheit in Gottes Willen von dem Künstler so wunderbar vereinigt, daß bei'm Anblicke dem Auge eines Jeden, der etwas Gefühl im Herzen trug, eine fromme Thräne entfallen mußte.

Die Gräfin warf sich nieder vor dem Bilde. „Ach, sprach sie, was sind meine Leiden gegen die deinen, göttliche Jungfrau? – nein, ich will nicht klagen, sende der Herr über mich, was er wolle; ich will gefaßt und ruhig Alles aus seiner Vaterhand annehmen. Zwar ahnde ich eine traurige Zukunft. Mir ist, als hörte ich eine Stimme in meiner Seele: Theodora, Theodora, bereite dich vor auf eine schwere Zeit, über dich werden noch bange Tage kommen! — Doch der Herr wird mich nicht verlassen; er wird mir Muth und Stärke geben, Alles geduldig zu ertragen, was er mir auflegt. Und am

Ende wird er auch meine Trauer in Freude verwandeln, wie er es bei dir, heilige Jungfrau, so herrlich that."

Wenn sie so bethete, wurde sie immer ruhiger. Sie hatte sich ziemlich lange in der Kapelle aufgehalten. Die Sonne stand schon hinter der Burg, und der Schloßberg warf seinen Schatten weit in die Ebene hinab. Es war jetzt nicht mehr so lieblich und warm, und aus den Tiefen des Thales erhob sich allmählig der Nebel. Dem kleinen Otto schien die Luft nun zu rauh. Er hatte sich schon vor einer Weile an die Mutter gemacht. Sie stand jetzt auf, empfahl noch einmal Alles in den Schutz des Herrn, nahm den Knaben bei der Hand, und wandelte mit ihm auf einem nahen Fußpfade dem Schlosse zu. —

Wie sie die Höhe erreichte, gieng so eben im Westen die Sonne unter, und vom Osten herauf stieg der Vollmond. —

Den Abend brachte sie mit Otto in ihrem Zimmer zu. Je tiefer sich die Dämmerung über die Gegend niedersenkte, um so höher wuchs in ihrem Herzen die Angst um ihren Gemahl. Bei jedem Geräusch vom Schloßhofe her erhob sie sich, und eilte mit der Lampe hinaus, in der sicheren Hoffnung, der Graf komme ihr entgegen, oder es sey ein Bothe von ihm, mit der frohen Nachricht, daß er lebe und bald in ihre Arme eilen werde. Aber um wie viel heftiger war nun ihr Schmerz, da sie sich jedesmal nur getäuscht hatte.

Während dieser Angst waren noch mehrere Stunden verstrichen, von denen jede Minute ihr eine Ewigkeit schien. Es war schon tief in der Nacht.

Da endlich tönte hoch vom Thurme herab das Horn des Wächters mit dem Zeichen der Freude. Im Augenblicke sprang sie zum Fenster, öffnete es, und sah gegen die Straße hin. Welch' ein Jubel! Sie erkannte im Mondscheine an den Waffen der Krieger das gräfliche Wappen; an der Spitze des Zuges sah sie ihn selbst, auf den sie so sehnlich gewartet.

Das Getrabe der Pferde tönte schon am Schloßberge hinauf. „Otto, er kömmt, dein Vater, er ist's, er ist's," rief sie dem Knaben zu, nahm ihn schnell an ihre Hand, und eilte so gut sie konnte, über die Wendeltreppe dem Theuren entgegen.

Die Thore wurden geöffnet. Der Graf stieg vom Pferde, und im Augenblicke lag er in den Armen seiner Gemahlin.

Drittes Kapitel.

Eine Erzählung am Kamine.

„Gott hat unser Gebeth erhört," sprach der Graf voll Heiterkeit, und hielt Theodoren noch in den Armen: „laß uns, theures Weib in jeder Noth, immer fest auf ihn bauen. Sey nun getrost und fröhlich; der Feind ist weit über die Gränzen gejagt; er wird es wohl sobald nicht mehr wagen, einen Einfall in unsere Gauen zu thun."

Nun wandte sich der Graf an seine Waffenleute; rühmte ihre Tapferkeit, und dankte ihnen mit der rührendsten Rede für ihre Anhänglichkeit und Liebe zu ihm. Dann ließ er sie bewirthen mit dem köstlichsten Weine. Der ganze Zug lagerte sich haufenweise beim

Fackelscheine im Schloßhofe umher. Alle waren voll Jubel und Freude über den glücklichen Ausgang des Kampfes; Jeder trank dem Andern Gesundheit und neues Leben. Der Graf, noch in seinem Harnische, gieng selbst mit Gattin und Kind unter den Haufen der Krieger herum, und prieß noch besonders eines Jeden Heldenmuth.

Nachdem alle gesättigt waren, entließ er sie freundlich in die umliegenden Hütten, mit der Aufforderung, sie sollten sich, wenn die mindeste Gefahr drohte, beim ersten Zeichen vom Schloßthurme herab, eiligst hier wieder versammeln. Nur einige Wenige behielt er zurück, die an den Schloßmauern Nachtwache halten mußten.

„Nun sey mir willkommen, süße Ruhe," sprach er, indem er in sein Zimmer trat und sich anschickte, die blanke Rüstung von den Schultern zu lösen. „Wie wohl schlägt Einem das Herz nach gutvollendeter schwerer Arbeit. Auch dafür müssen wir Gott danken."

Theodora hatte schon vor des Gatten Ankunft Alles zu dessen Bequemlichkeit hergerichtet. An der Flamme des Kamines stand der Lehnstuhl des Grafen, und auf dem Tische von Nußbaumholz sein Mundbecher, der heute mit besonders gutem Weine gefüllt war.

Wie sich der Graf gesetzt hatte, trat sie lächelnd zu ihm. In einer Hand hielt sie die gestickte Landschaft von Waldbergen, in der andern den Herbstblumenkranz. „Siehe, lieber Heinrich, sprach sie diesen Kranz flocht' ich heute zu deiner Ankunft. Diese Stickerei aber wollt ich dir erst an deinem Ge

burtstage überreichen. Nun konnt ich unmöglich so lange warten; ich bin zu sehr erfreut über deine glückliche Rückkehr." — Der Graf empfing Beides mit Wohlgefallen aus ihren Händen. „O meine Theodora sprach er gerührt, wie sehr bist du immer darauf bedacht, mich mit neuen Freuden überraschen zu können." Er betrachtete die Geschenke lange; dann steckte er die Landschaft in die Falte seines Kollers; den Blumenkranz aber legte er neben sich auf den Tisch.

Nun setzte sich auch Theodora; Otto aber schmiegte sich zu den Füssen des Vaters, der Mutter gegenüber. Sie sprachen viel vom vergangenen Tage. Und wie der Graf auf Dietrich von Felsenheim zu reden kam — da besann er sich eine Weile, nahm im Lehnstuhle eine bequemere Lage, und sagte endlich: „Ich will euch doch die Ursache, warum dieser wilde Mann von Zeit zu Zeit verwüstend in meine Güter bricht, vom ersten Beginne an erzählen. Die Geschichte meines Vaters, von dem ich bis auf diese Stunde nicht einmal die Grabstätte finden konnte, und meine eigene Jugendgeschichte hängen damit genau zusammen. Ich habe euch schon oft und viel von meinem biedern, deutschen Vater erzählt; ihr werdet mir auch dießmal gerne zuhören. Es ist zwar schon spät in der Nacht, aber das Vorgefallene des Tages hat mir und euch den Schlaf geraubt; darum Theodora, lege mehr Holz in die Flamme; die Erzählung könnte wohl länger währen, als die Kohlen im Kamine hier glühen." —

Theodora that es. Und der Graf begann: „An der böhmischen Gränze erhob sich auf einem steilen

Hügel, rings von Tannenwald umgeben, das feste Schloß von Falkenberg, der Stammsitz aller meiner Ahnen. Die grauen, riesenhaften Thürme sahen in eine blumenreiche Ebene nieder, durch die am Fuße des Hügels ein rauschender Bach quoll. Ringsherum lagen die Hütten der Reisigen meines Vaters. Hier ward ich geboren."

„Mein Vater, Graf Rudolph von Falkenberg, ein biederer deutscher Mann, liebte mich mit unbeschreiblicher Liebe. Meine Mutter kannte ich nicht. Kaum war ich ein Knabe von zwei Jahren, da nahm sie der Tod hinweg aus unserer Mitte. Damals konnt' ich diesen schrecklichen Verlust nicht fühlen; aber um so schwerer lag aller Kummer auf der Seele meines Vaters. Manche Nacht verstrich für ihn schlaflos unter schmerzlichen Thränen; mancher Tag war Zeuge seines Grames. Dazu kamen noch häufige Fehden, die ihn oft auf lange Zeit von dem heimathlichen Heerde entfernt hielten."

„Unter solchen Umständen konnte meine Erziehung im väterlichen Hause nur langsam voranschreiten. Mein Vater beschloß daher, mich seinem besten Freunde, dem Ritter Luitpold von Mährenfels, in die Pflege zu geben. Ich war neun Jahre alt, als ich den väterlichen Heerd verließ. Ein Knappe von Falkenberg war mein Reisegefährte."

„Das war ein trauriger Abschied von meinem Vater. Er begleitete mich den Schloßhügel hinab bis zum Eingang in ein nahes Tannengehölz, wo ich die stolze, prächtige Burg noch einmal im Anblicke hatte. Hier stand er stille. Was soll ich dir sagen, Heinrich? hub er nach einer Weile ernsten Nachden-

kens an. Ich habe dir schon Alles gesagt. Kurz ist meine Rede; aber es liegt dein ganzes Glück darin. Habe Gott vor Augen, liebe deinen Nächsten, strebe nach Tugend und Biedersinn, übe nie Rache, sey mildthätig gegen die Armuth. Bilde dich zum braven, deutschen Ritter, damit du einst froh und vergnügt in meine Arme zurückeilen, und mir sagen kannst: Vater, siehe, hier bin ich; ich habe deine Worte treu befolgt. — Und nun, mein Heinrich, mein lieber Sohn, mein Einziger, nimm noch meinen Segen mit dir."

„Mit diesen Worten legte er seine Hand auf mein Haupt. Eine Thräne fiel aus seinem Auge. Er war tief gerührt. Ich aber weinte laut. Jetzt drückte er mich noch einmal in seine Arme, und wandte den Fußtritt schnell der Heimath zu. Ach, ich sah ihm lange, lange nach. Damals war es das Letztemal, daß ich ihn umarmte."

Hier hielt der Graf inne. Er war zu bewegt. Theodora trocknete sich und dem Knaben eine Thräne vom Auge. Nach einer Weile fuhr der Graf fort: „In Mährenfels galt ich in kurzer Zeit für den Sohn des Hauses. Der Ritter fand Wohlgefallen an meinem schnellen, muthigen Wesen; die Rittersfrau aber lobte vorzüglich meine Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit. Ich schätzte sie Beide, als wären sie meine Eltern."

„Unter so günstigen Verhältnissen brachte ich es in kurzer Zeit in allen ritterlichen Uebungen sehr weit. Ich jagte mit Jedem meines Alters, den muthigen Schimmel in die Wette, schleuderte den Speer voll Jugendkraft; und tummelte mich mit jedem Gegner im Faustkampfe.

„Ich war gerade neunzehn Jahre alt, als eine Einladung zu einem kaiserlichen Turniere im ganzen Reiche bekannt gemacht wurde. Heinrich, sprach Ritter Luitpold zu mir, da die Zeit des Turniers allmählig heranrückte: du mußt nun vor aller Welt zeigen, was du gelernt hast. Morgen reisen wir an den kaiserlichen Hof. Ich gebe dir mein bestes Pferd, und meine eigene Lanze. Halte dich ritterlich, Knabe, damit ich Freude an dir erlebe.“ —

„Obwohl mir bang ward bei dem Gedanken, öffentlich Proben meiner Kraft und Tapferkeit ablegen zu müssen, so freute ich mich doch auf den Tag, da ich am Hofe erscheinen sollte. Denn ich hoffte, meinen lieben Vater bei dieser Festlichkeit zu treffen. Allein bald schwand meine Hoffnung, da ich vernahm, eine Unpäßlichkeit halte ihn zu Hause.“

„Der bestimmte Tag erschien. Aus den entferntesten Gegenden strömte das Volk zusammen. Das war allenthalben ein Treiben und Wogen. Ich habe seit dem nie mehr etwas Aehnliches gesehen. Die Stunde zum Turniere schlug. Der ganze deutsche Adel, Ritter und Rittersfrauen sammt ihren Töchtern, war schon am Platze versammelt, und harrte in der gespanntesten Neugierde des kommenden Schauspieles.“ —

„Ritter Luitpold hatte mir meine stahlblaue Rüstung umgeschnallt, und während dem noch manche kluge Verhaltungsregel eingeschärft. Jetzt stand ich fertig da. Ein hoher Busch von weißen und blauen Federn ragte weit über den spiegelnden Helm hinaus; ein gewaltiges Schwert hieng an meiner Seite; Arme und Brust waren von Stahl; und über meine Schultern hinunter fiel ein Mantel von Atlas.

Ich schien mir in diesem Ritteranzuge kräftiger, als je, und schwang mich kampfbegierig auf das schneeweiße, prächtig aufgezäumte Roß, den eisernen Speer in der Rechten."

„Pauken und Trompeten ertönten. Da gieng's über und unter; Kampf auf Kampf erfolgte; das Volk schrie und tobte darein, und empfing jedesmal den Sieger mit wildem Jubel. — Nun galt es den letzten und schönsten Preiß. Der Reichsherold zeigte von einem hohen Balkone aus der jungen Ritterschaft ein Kreuz mit einer langen Kette, beide von gediegenem Golde; darauf standen die Worte: der Tugend und Tapferkeit! — Für die will ich Alles wagen, dacht' ich im Herzen, empfahl mich Gottes Huld, und sprengte, da das Zeichen gegeben ward, im Galopp den aufgereizten Schimmel in die Schranken. — Noch einmal schmetterte ein Trompetenstoß; und ein pechschwarzgewappneter hoher Mann auf einem eben so schwarzen Rosse hielt sich mir gegenüber. Der Anblick dieses riesenhaften Mannes hätte mich leicht entmuthigen können; aber mein Blut, aufgeregt durch das Toben des Volkes, und mehr noch durch den schönen Preiß, sprühte in meinen Adern voll Kampflust. Endlich schlugen wir aneinander. Die Schilde blitzten im Sonnenschein; es prellten an ihnen die geschwungenen Lanzen zurück. Die Rosse wieherten und bäumten sich; es war ein hitziger Kampf. Jeder focht mit gleicher Tapferkeit; und das Glück wollte sich auf keine Seite wenden. Da mit einem Male bekam ich von der Lanze meines Gegners einen so gewaltigen Streich auf den Schild, daß mein Schimmel einen Seitensprung

machte, und mich beinahe aus dem Sattel warf. Diese Gelegenheit wollte der Schwarze benützen, um auf mich loszudringen. Eh' es aber geschehen konnte, saß ich wieder fest, bemerkte schnell die Blöße, die er sich gab, und schlug meine Lanze so derb über seinen rechten Arm, daß er mit einem Fluche kraftlos vom Pferde taumelte."

„Nun fing das Getöse des Volkes an. Der Schwarze fiel! der Blaue hat gesiegt! schrieen sie unaufhörlich, daß man weder Pauken noch Trompeten vernahm. — Ich war in der gespanntesten Erwartung, meinen Gegner kennen zu lernen. Wie er das Visir aufschlug, war es — Stephan von Eulendorf, eben der Mann, der jetzt den Namen Dietrich von Felsenheim führt, und mir so viel Unheil zufügt. Ich grüßte ihn freundlich, und bot ihm zur Versöhnung die Hand. Er aber verzog seinen Mund zu einem gräßlichen Lachen, und brummte mir zu: „Kreuz und Kette gehört euch. Aber ich geb' euch mein Ritterwort, daß ich Heinrich von Falkenberg in Zukunft finden werde. — Damals nahm ich dies Wort nicht zu Herzen; allein bald darauf mußt' ich leider erfahren, was er damit sagen wollte."

„Unter Paukenwirbel und Trompetenschall, und unter dem jauchzenden Freudengeschrei der Volksmenge erhielt ich den errungenen Preiß. Das schönste und liebenswürdigste Fräulein aus der Schaar der ritterlichen Damen war erkohren, mir ihn auf einem Purpurkissen zu überreichen. Du warst es theure Theodora, aus deren Händen ich den Lohn meines jugendlichen Fleißes erhielt. In lieblicher Demuth und Sittsamkeit standst du vor mir, das

blaue Auge zur Erde niedergeschlagen. Ich sah dich zum ersten Male; dein schönes Aeußeres erregte schon damals den sehnlichen Wunsch in mir, deine noch viel schönere Seele kennen zu lernen." —

„Nun reiste ich, überhäuft mit Glückwünschen und Lobsprüchen von Grafen und Edelleuten, und vom Kaiser selbst zum Ritter geschlagen, mit meinem Erzieher, dem ich all' diese Ehre zu verdanken hatte, nach Mährenfels zurück; und von da aus wollte ich nach meiner Heimath ziehen. — Nun aber beginnt die traurige Zeit, an die ich mich jedesmal mit Schmerzen erinnere." —

„Kaum waren einige Wochen vorüber, als sich ein Bothe von Falkenberg bei Ritter Luitpold melden ließ. Durch ein Schreiben, das er überbrachte, forderte mein Vater den Ritter bei seiner heiligen Freundschaft auf, ihm gegen die ungerechten Eingriffe der beiden Ritter von Eulendorf in das Gut Falkenberg hilfreiche Hand zu bieten. — Dacht' ich's mir doch, daß so etwas herauskommen wird, sprach Luitpold und schüttelte den Kopf, indem er den Brief auf die Seite legte: ich wette, daran ist das Turnier am kaiserlichen Hofe Schuld."

„Und so war es auch. Der alte Ritter von Eulendorf, ein rachsüchtiger, neidischer Mann, schwur von der Stunde an, da er blaß vor Schande und Zorn, seinen Sohn vom Pferde taumeln sah, dem Geschlechte von Falkenberg Tod und Verderben. Kaum war er mit seinem Sohne wieder in seine Burg zurückgekehrt, die an die Falkenbergische Besitzungen gränzte, so suchte er schon eine schickliche Gelegenheit, meinem Vater rachgierige Fehde bieten zu können. Und er fand sie auch bald. Denn was ist dem

zornigen Manne unmöglich, wenn es Befriedigung seiner häßlichen Leidenschaft gilt? — Unter dem nichtigen Vorwande, die Wildthiere von Falkenberg über seine Gränzen zu jagen, fiel er bald da und bald dort in unsere Güter, und ließ allenthalben Spuren der Verwüstung zurück. Da mein Vater sein unritterliches Betragen tadelte, gab er ihm unter Lachen die Antwort: wenn es ihm nicht gefiele, möchte er ihn im offenen Kampfe zurechtweisen."

„Mein Vater war nun gezwungen, anderwärts Hilfe zu suchen; daher er auch an Luitpold geschrieben hatte. Dieser rief sogleich eine zahlreiche Schaar von Knappen und Waffenleuten zusammen. Er selbst setzte sich an die Spitze der Schaar. Ich ritt zu seiner Linken." —

„Es war ein herrlicher Morgen, als wir die Anhöhe erreichten, von wo aus wir die ganze Gegend von Falkenberg überschauen konnten. Das Thal aber stand, so weit man sah, verödet und leer, und am Fuße des Hügels hin zog sich eine schwarze Schaar bebuschter Männer, die sich so eben anschickte, die feste Burg zu stürmen, in die sich die Bewohner der Thalhütten geflüchtet hatten. Es ist die höchste Zeit, daß wir Hilfe bringen, sprach Luitpold, über diesen Anblick entrüstet, und ließ die blauweisen Fahnen hoch in den Lüften wehen, den Schloßbewohnern zum Zeichen, daß der Stern der Rettung für sie aufgegangen. Dumpf tönte der Feldmarsch, und der Zug bewegt sich langsam und in der strengsten Ordnung über die Anhöhe hinab in das ebene Feld."

„Wie die schwarzen Männer am Schloßhügel die unbekannte Fahne erblickten, stutzten sie, und eine

eilfertige Verwirrung verbreitete sich durch ihre Haufen. Einer aber an ihrer Spitze, mit einem fliegenden Helmbusch, brachte sie schleunig in Ordnung und führte sie gegen uns, ihren anrückenden Feind. Wie nun die in der Burg die Fahne von Mährenfels erkannten, rotteten sie sich muthig zusammen, und hoch auf den Mauern glänzten Spieße und Schwerter, und auf den Thürmen flatterten die Falkenbergischen Wappen. — Drei Stunden vor Sonnenuntergang begann das Hauptgefecht. Unsere Schaar hatte sich in zwei Haufen getheilt; den einen führte Luitpold gegen den alten Ritter von Eulendorf; mit dem andern zog ich gegen Stephan. Ich war nun zum zweiten Male sein Gegner. — Wie er mich an der Spitze der Bewaffneten erkannte, erwachte auch sogleich sein fürchterlicher Zorn gegen mich in seiner schwarzen Seele wieder; er schnaubte nach Rache, und wüthete im Kampfe, wie ein angeschossener Eber. Gott aber, der sich der gerechten Sache jedesmal annimmt, ließ ihn nicht Meister werden. Ich schlug ihn zurück über die Gränzen, und verfolgte ihn bis vor die Thore von Eulendorf, die er, nur von Wenigen begleitet, mit Mühe erreichte. Die Meisten seiner Leute lagen Tod oder schwer verwundet auf dem Felde umher.“ —

„Das Gefecht hatte bis tief in die Nacht gedauert. Kein Mondlicht breitete seinen Glanz über die traurige, mit Leichen besäete Ebene. Die Sterne aber funkelten zu Millionen am nächtlichen Himmels-Gewölbe. Wie ich mit meinen Leuten in die Gegend kam wo Luitpold gefochten hatte, war auch da Alles still und wie ausgestorben. Luitpold hatte seine Knap-

pen, die der Lanze des Feindes entkommen waren, auf einem entfernten Hügel versammelt, um von da aus in die Burg von Falkenberg einzuziehen. Das auflodernde Wachtfeuer, und die gebrochenen Töne der Feldtrompete gaben mir beim Näherrücken zu erkennen, daß er nur noch meiner Ankunft entgegen sehe."

„Wie ich auf der Höhe des Hügels ankam, saß er auf einem Rasen in der Nähe des Feuers. Der Schein, der ihn beleuchtete, zeigte mir wehemüthige Züge in seinem Gesichte; das Haupt ruhte müde in seiner Hand."

„Wo ist mein Vater? rief ich ihm entgegen, sobald ich ihn erblickte. Ich hatte nämlich eine Stunde vor Dämmerung, gerade da das Gefecht auf Luitpolds Seite am heftigsten war, aus den Thoren von Falkenberg eine Menge bewaffneter Leute hervorstürzen sehen, an deren Spitze ich meinen Vater zu erkennen glaubte. Wo ist er? wiederholte ich in bebender Erwartung: o Ritter Luitpold, seyd nicht hart mit mir; verbergt mir ihn nicht unter euren Schaaren; ich hab' ihn ja lange, lange nicht mehr gesehen. O gebt mir ihn, daß ich zu seinen Füssen Thränen der Freude weinen, daß ich ihm in seinen Armen sagen kann, ich sey sein Sohn Heinrich. — Der Ritter hob langsam sein Haupt empor, und sah mich wehmüthig an. Der Glanz des Feuers wiederschien in einer Thräne, die in seinem Auge stand. Heinrich, sprach er, hast du die Leichen gesehen da drunten in der Ebene? — dein Vater läßt dich freundlich grüßen. Du warst sein letztes Wort, ehe er den Tod des Helden starb."

„Also todt, rief ich aus im bittersten Schmerz, und verhüllte mein Angesicht in dem Blutgefärbten Mantel: todt, und ich hab' ihn nimmer gesehen; todt, und ich werd' ihn nimmer sehen auf dieser Erde.“ —

„In diesem schweren Augenblicke wußt' ich nicht, wie mir war. Ich wäre tausendmal lieber selbst als ein Opfer des Kampfes gefallen.“ —

„Bei Sonnenuntergang, fuhr der Ritter fort: stürzte er an der Spitze ermuthigter Knappen aus den Thoren der Burg, da er mich gerade von Eulendorfs Waffen am heftigsten umringt sah. Er wandte den Hauptkampf auf sich selbst, kam mit dem alten Eulendorf ins Handgemenge, und schmetterte ihn zu Boden. Dieß sah Einer aus den feindlichen Schaaren, sprengte heran, und hieb ihn vom Pferde. Ich kam eine Minute zu spät, als daß ich den feindlichen Streich hätte aufhalten können. Matt und mit dem Tode ringend lag er am Boden, ich kniete neben ihn. Luitpold, lebe wohl, sprach er sterbend, ich lasse dir mein Alles zurück; sorge für meinen Heinrich. — Noch ehe ich ihm Worte des Trostes sagen konnte, riß mich der Schwarm des Gefechtes wieder unter die Schaaren. So verlassen von Allen mußte er nun aus der Welt gehen.“ —

„Nach dieser Erzählung wandt' ich mich hinweg, und lehnte mich weinend an den Stamm einer einsamen Eiche. Die ganze nächtliche Gegend lag vor mir, einsam, stumm und fürchterlich. In meinem Herzen sah es nicht anders aus; — es war leer, trostlos, verlassen.“

„Wie ich so dastehe im Dunkel der Nacht, siehe,

da leuchtet aus den Thürmen von Falkenberg eine gräßliche Flamme, und in wenigen Minuten steht die ganze Burg in einem sprühenden Feuerpfuhl. Was ist das? rief Ritter Luitpold: auf, laßt uns eilen, das Feuer zu dämpfen. Vielleicht ist die prächtige Burg noch zu retten; oder wir können den Urheber des Brandes entdecken. Gewiß hat es der Feind gethan. — Wie er vermuthete, so war es. Kaum gelangten wir am Orte des Elendes an, so entdeckten wir zwei feindliche Männer, die von Eulendorf den Befehl erhalten hatten, in der Nacht über die Mauern der von bewaffneten Männern verlassenen Burg zu steigen, und diese allenthalben in Brand zu stecken. Wie sehr auch alle unsere Leute sich bemühten, die Flamme zu ersticken, oder wenigstens die Kostbarkeiten der Burg zu retten — alles war vergebens. In wenigen Stunden sahen nur mehr schwarze Ruinen aus einem glühenden Schutte."

„Ach, ich hatte nun nicht nur den theuren, geliebten Vater, auch das väterliche Erbe hatt' ich verloren. So waren an einem einzigen Tage alle meine Hoffnungen vernichtet. Ich saß ferne von den rauchenden Ruinen, und weinte bitterlich. Was sollte nun aus mir werden? wohin sollte ich mich wenden? nicht einmal das Schwert an meiner Seite war mein Eigenthum. Solche schwere Gedanken drückten Stunden lang mein armes Herz. — Da wandte ich mein Auge hinauf zu den Sternen des Himmels; sie schienen ja so freundlich und tröstend in unzähligen Reihen auf mich herab. Und es rührte sich eine andächtige Wehmuth in meinem Herzen, ich konnte bethen. Die stillen Himmelslichter schienen mich zu fra-

gen: willst du kleinmüthig werden Heinrich, da dich der Herr prüfet? wie du stehest fest und entschlossen in der furchtbaren Schlacht, — so zeige auch deinen Muth, wenn die Seele leidet; und denke, was Gott sendet, gereicht dir zum Heile. — Dabei fiel mir ein Lied ein, das mein frommer Vater in mancher schönen Abendstunde sang, da ich noch als Knabe zu seinen Füßen spielte:

„Wie Er die Sterne am Himmelszelt
Mächtig in ihren Bahnen hält;
Wie Er den unzählbaren Sand
Zählet und kennt am Meeresstrand:
Also verläßt Er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth, und sorgt für sie." —

„Drauf wurd' ich ruhiger und gefaßt, und der liebe Gott sandte mir einen erquickenden Schlummer."

„Da der Morgen graute, stieg ich hinab in die Ebene, um unter den Gefallenen die Leiche meines Vaters aufzusuchen, sie mit kindlichen Thränen zu benetzen, und dem stillen Schooße der Erde zu vertrauen. Es überfiel mich ein Schauer, so unter den todesstarren Gesichtern durchzuwandeln. Viele, die ich kannte, hatten an diesem Orte ihren letzten Odem ausgehaucht. Auch den alten Eulendorf sah ich. Sein bartiges gelbblässes Gesicht lag, noch im Tode trotzig, über der blutigen Mähne seines schwarzen Streitrosses, und die erstarrte Hand preßte noch das riesenhafte Schwert fest an die Erde."

„An dieser Stelle hoffte ich die Leiche meines Vaters aufzufinden; aber vergebens. Drei und viermal zog ich über den ganzen Kampfplatz hin — und

immer umsonst. Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, was mit ihr vorgegangen. Vielleicht hatten feindliche Männer den Todten hinweggetragen, um sogar an dem Leichnahme noch zügellose Rache zu üben. — Schwermüthiger verließ ich diesen Ort, als ich ihn betreten. Ritter Luitpold hatte inniges Mitleiden mit mir, und wollte nicht mehr länger in einer Gegend verweilen, wo mir jedes Blatt am Wege, jeder Stein von der Ruine des Schlosses neue Thränen entlockte. Er reis'te am andern Morgen mit mir und seinen Leuten zurück nach Mährenfels." —

„Hier lebte ich lange Zeit einsam und zurückgezogen. Jedes ritterliche Vergnügen war mir zuwider. Mein Schwert hieng unbewegt an der Wand; meine Streitlanze rostete in einer Ecke. — Endlich, da der Sommer wiederkehrte, gelang es den Bemühungen des edlen Ritters, mir das Leben wieder angenehm zu machen. Und wie hätte ich an seiner Seite nicht den tiefsten Kummer vergessen sollen? er war ja mein zweiter Vater geworden."

„Eines Abends trat er mit fröhlichem Gesichte zu mir, schüttelte mir treuherzig die Hand, und schloß mich in seine Arme. Heinrich, sprach er, du warst immer ein guter Knabe, und hast mir viele Freuden gemacht. Dafür wird dich der liebe Gott segnen. Siehe, ich habe die Pflicht, die mir dein biederer Vater bei seinem Absterben an's Herz gelegt, treulich erfüllt. Ich habe dich ritterlich, und was noch mehr ist, fromm und tugendhaft erzogen. Nun ist es daran, daß du selbst für dich sorgest. In einer Gegend des schwäbischen Gebietes kaufte ich dir eine schöne Ritterburg. Wohlan nun, ziehe dahin, und

haushalte nach Ritterpflicht. Sey immerhin gut und redlich bis in dein Grab. Habe Gott stets vor Augen und er wird bei dir seyn dein Lebenlang."

„Ich dankte ihm mit kindlichen Thränen, versprach ihm auf's Neue, stets seiner Lehren zu gedenken, und bezog nach einigen Wochen dies Rittergut, wohin er selbst mich begleitete. Hier nahm ich nun den Namen der Burg an, und nannte mich Heinrich von Waldbergen, um so vor des jungen Eulendorfs Nachstellungen sicher zu bleiben. Im Ahnenbuche aber stehe ich als letzter Sprosse des uralten Stammes von Falkenberg. — Es fehlte mir nun zu meinem häuslichen Glücke nichts mehr, als ein treu liebendes Weib, das mit sorgfältiger Einsicht im Hause walte. Da dacht' ich an den Tag jenes kaiserlichen Turniers, und an das holde Fräulein, aus dessen Hand ich den Ehrenpreis erhielt. Eine leise Ahnung, als hätte Gott diese mir bestimmt, trieb mich an den kaiserlichen Hof. Ich lernte dich kennen, Theodora; deine Bescheidenheit und Sanftmuth gefiel mir. Offen und bieder trat ich vor deine Eltern, und legte ihnen meinen Wunsch dar. Sie kannten mein edles Geschlecht und mein Wohlverhalten und sagten gerne zu, wenn die Tochter wollte. Du wolltest Theodora — und wir wurden das glücklichste Paar."

„Ein treues, braves Weib zur Seite, meinen lieben Otto in der Mitte, — was fehlte mir zum reinsten häuslichen Glücke, wie es je unter Menschen blühen kann? Am Morgen, wenn ich erwachte, dankte ich dem Herrn; und in der Nacht, eh' ich einschlief, dankte ich wieder. Jedes Gebeth, jeder

Blick an den klaren Himmel war Dank für den stillen Frieden, den mir der Herr bescherte. — Aber so blieb es nicht. Der Urheber aller Leiden, die mich bisher trafen, mußte auch in dieser Gegend meine Pein werden."

Stephan von Eulendorf hatte in Kurzem durch häufige Fehden mit seinen Nachbarn sein väterliches Erbgut verloren, und zog nun mit einem Haufen zusammengerotteter Leute im Lande herum, bis er sich endlich am diesseitigen Rheinufer, unweit meinen Besitzungen niederließ. Hier baute er über einen ungeheuren Strandfelsen seine Wohnung; und weil der Name Stephan von Eulendorf weit und breit gefürchtet und verflucht war, so nannte er sich seitdem Dietrich von Felsenheim. In kurzer Zeit hatte er die ganze Gegend zu seinem Eigenthum gemacht; und wie er einmal mächtiger wurde, zog er in andere Gauen auf Raub aus. So erschien er auch in meinen Gütern, und drang unter Verwüstungen bis an die Veste. Er mußte erfahren haben, daß Heinrich von Waldbergen jener Heinrich von Falkenberg sey, der ihm am Tage des Turniers den Preis abgewann. Ich sammelte alle meine Leute. Hilfe konnt' ich von Niemanden erwarten. Ritter Luitpold war unter dieser Zeit zur Ruhe gegangen, und schlief den letzten Schlaf in der Gruft seiner Ahnen. Ich wagte es nun auf meine eigene Kraft und zog in Gottes Namen gegen den Feind. Glücklich schlug ich ihn auf seinen Felsen zurück. Aber seit dem erscheint er von Zeit zu Zeit wieder, und stört unsern Frieden."

„Nun der Herr wird es einmal anders machen. Wir wollen mit ganzem Herzen ihm vertrauen. Vielleicht giebt er unserm Feinde bessere Gesinnungen in die Seele, daß er einsehe, wie unrecht er handle. Wenn er aber auch dieß nicht thut, so haben wir hierin die beste Gelegenheit, uns im Leiden zu üben. Immerhin wollen wir demüthig seinen heiligen Willen anbethen — und er wird Alles recht machen." —

Viertes Kapitel.

Die letzten Stunden auf Waldbergen.

So weit gieng die Erzählung des Grafen. Ueber Theodora's Wangen waren oft Thränen geflossen. Der kleine Otto hatte keinen Blick vom Munde des Vaters gewandt. — Mittlerweile war die Flamme des Kamins verglommen, ohne daß sie es merkten; und von der großen Wanduhr schlug die zwölfte Stunde der Nacht.

Der Graf erhob sich vom Lehnstuhle. „Es ist die höchste Zeit, sprach er, daß wir zu Bette gehen. Die Erzählung hat länger gedauert, als ich ahndete. Nun so schlafet denn wohl. Die Hand des Herrn sey euer Schutz und Schirm, daß euch kein Leid geschehe in der dunkeln Nacht. Schlafet wohl! der Herr sey mit euch." — Bei diesen Worten gab er dem kleinen Otto den Nachtsegen. Dieser faltete die Händlein, und bethete sein gewöhnliches Abendgebeth:

„Vater in den Himmelshöh'n,
Ach erhör' mein kindlich Fleh'n:
Sey mein Schutz in dieser Nacht;
Halte mich in deiner Macht;
Führe mich mit deinem Segen
Fromm und gut auf allen Wegen."

Der Knabe hatte noch nicht ausgebethet — da ertönte auf einmal vom Thurme herab das Horn des Wächters mit dumpfen, fürchterlichen Tönen. „Gott im Himmel! was ist's?" rief der Graf, und sprang eilig an das Fenster. Theodora und Otto zitterten an Händen und Füßen. — Da kam ein Bothe die Treppen heraufgerannt: „Gnädiger Herr, rief er dem Grafen entgegen, wir sind verloren. Der Feind hat sich wieder gesammelt, und ist in der finstern Nacht unbemerkt bis an die Hinterseite der Schloßmauer gerückt. Die enge Pforte steht in Flammen; die feindlichen Fackeln kreuzen schon haufenweise durch den Schloßhof."

Kaum hatte der Graf die traurige Nachricht vernommen, so stand er schon gewaffnet da, um hinabzueilen, und seine getreuen Leute zum Muthe anzuspornen. — „Theodora," sprach er zu seiner Gattin, die händeringend vor ihm stand: „Theodora, theures Weib, mich ruft die Pflicht. Ich muß für eure Rettung kämpfen. Der Himmel wird mich und euch schützen. Lebet wohl! Wenn die Gefahr größer wird, so entfliehe mit dem Knaben. Der Weg durch das verdeckte Gewölbe führt in den Schloßgarten, und von da in's Freie. Gott sey mit euch! lebet wohl! lebet wohl!" —

Mit diesen Worten entriß er sich den Umarmungen der Gattin und den Bitten des Kindes, und eilte aus dem Zimmer. Theodora kniete stillleidend am Boden, und rang die Hände zum Himmel; Otto lag zu ihren Füßen und weinte. —

Wie der Graf unten ankam, waren seine Leute im heftigsten Kampfe mit den feindlichen Schaaren. Aber mit jedem Augenblicke mußten sie sich mehr in's Innere des Schlosses zurück ziehen. Der Andrang der feindlichen Waffen war zu groß. — Noch einmal wagten sie, da sie den Grafen in ihrer Mitte sahen, einen mächtigen Ausfall. Er selbst rannte muthig in die dichtesten Feindesschaaren, und zeigte ihnen die Kraft seines Schwertes. — Allein da wurde er unversehens von all den Seinigen getrennt, und stand mit einem Male umringt und überwältigt von den schwarzen Rittern, die unter höhnischer Freude ihm Hände und Füße ban..n, und ihn so vor ihren Anführer schleppten.

Dietrich von Felsenheim verzog sein wildes Gesicht zu einem gräßlichen Lachen, und stieß unter seinem langen schwarzen Barte die Worte hervor: „Nun Herr Ritter mit der goldenen Kette, ist es nicht so ergangen, wie ich euch dort in den Schranken bei meiner Ritterehre geschworen? — Ihr sollt nun mit mir. Ich will euch den Streich, den ich beim Turniere über den Arm erhielt, mit Seewasser und schwarzem Brod vergelten. Dort über dem rauhen Gestein des Rheinufers, auf der hohen Burg von Felsenheim giebt es dumpfe Gewölbe, die seit Jahren kein frischer Luftzug durchstrich, und kein Tagesstrahl erhellte. Dort gelüstet es euch so-

bald nicht wieder, einen goldenen Stern zu verdienen." —

Der Graf sagte kein Wort. Jedoch ein nasser, wehmuthvoller Blick an den nächtlichen Himmel, und hinauf an das kärglich beleuchtete Fenster des Schloßzimmers, worin er Gattin und Kind zurückgelassen hatte, drückte genugsam den Gram seiner innersten Seele aus. Was konnte er in dieser schrecklichen Lage Besseres thun, als zu Gott bethen? Im Gebethe fand er erquickenden Trost und Ruhe für sein Gemüth. —

Während dem war es im Schloßhofe ziemlich stille geworden. Die Wenigen von den Leuten des Grafen, die noch nicht als Opfer des Kampfes gefallen waren, hatten sich, da sie gewahr wurden, ihr Gebieter sey in den Händen der Feinde, traurig zurückgezogen. Felsenheim aber, da er keinen Widerstand mehr fand, durchbrach mit seinen Räubern die innern Thore der Burg. Das Gepolter im Schlosse, das schauerlich hinaus in die Nacht scholl, gab deutlich zu erkennen, welch' ungeladene Gäste es besuchten. Felsenheim hatte die schönsten Kostbarkeiten zusammengerafft, und dann den Seinigen erlaubt, Alles zu plündern, was sie nur immer anträfen. —

Während dieser ganzen Zeit lag der Graf stumm und niedergebeugt, von vier schwarzen Knappen bewacht, auf einem harten Moosfelsen, und mußte von Ferne mit ansehen, wie man sein Eigenthum auf feindliche Wagen lud. Doch all' dieß hätte er tausendmal gegeben um den einzigen Trost, Gattin und Kind in Sicherheit zu wissen. Allein wer konnte ihm diesen Trost gewähren? Er seufzte oft

und weinte viel, daß die Thränen das Moos am Felsen begoßen. Der Stein, an dem er lehnte, hätte sich seiner erbarmen mögen; die Wächter aber um ihn herum, lachten laut und spotteten seiner. Das grämte den armen Ritter noch mehr, aber er hielt seine Klagen zurück. Dadurch ward es ihm noch schwerer und der zurückgehaltene Gram betäubte sein Haupt. Er beugte es über ein Bündel halbverfaulten Strohes hin, und sank in einen schmerzvollen Schlaf. —

Nach Verlauf von zwei Stunden kehrten die Räuber wieder in den Schloßhof zurück. Da fühlte sich der Graf mit einem gewaltigen Schlag über die Schulter aufgerüttelt, und mit einem wilden Fluche aus dem Schlafe geweckt. Felsenheim stand vor ihm. „Wir sind fertig," fuhr er ihn an, und schlug sein entblößtes Schwert durch die Nachtluft, daß es zischte: „wir sind fertig; und, wie ich hoffe, Herr Ritter, seyd ihr es auch. Nun beginnt die Lustreise nach Felsenheim. Nehmt Abschied, wenn ich euch rathen kann, von all' den Freuden der schönen Welt. In den schaurigen Gewölben von Felsenheim seufzen euch Fledermäuse ein erbärmliches Gezisch in die Ohren; das ist euer Nachtigallenlied. Und häßliche Sumpf-Unken wecken euch aus dem Schlafe; das ist euer Lerchengesang. Der Schein vom verfaulten Holze ist euer Tageslicht; und ein Haufen alten Strohes der Teppich eures Nachtlagers. Das sind doch auch Freuden einer schönen Welt; und die schönsten, o ich errathe es, die schönsten gewährt euch der Gram um euer Weib, das sich im Schlosse versteckt hält, und nun bald im Rauche ersticken,

und in der Flamme vergehen wird. — Nun was schaut ihr mich so verzweifelt an? nicht wahr? ihr bekennt selbst, daß ihr den Tod verdient. Darum nennt mich großmüthig, weil ich euch Zeit vergönne, in einem Gewölbe die schönen Thaten eures Lebens zu durchdenken. Und wenn ihr sie durchdenkt, so erinnert euch auch an den Tag des Turniers, und an den, wo wir vor Falkenberg kämpften."

Bei diesen Worten bließ er in ein Horn, das an seiner Seite hieng, und sprengte sein Roß über die zertrümmerten Mauern. Nun führte man die mit Raube beladenen Wagen aus den Thoren. Rechts und links ritten bewaffnete Männer. Hinter diesen folgte ein armseliger Karren mit altem Rüstzeug; darauf hatte man den Grafen geworfen. Ringsherum und am Ende des Zuges verbreitete sich eine Rotte schwarzer Reiter, die sich über den armen Gefangenen belustigten. —

So hatten sie die Ebene erreicht. Da hörte man von der Höhe herab ein gewaltiges Prasseln, über die Dachung des Schlosses wälzten sich pechschwarze Rauchwolken in hundertfältigen Wellen, und aus den Thürmen schlugen lichtlohe Flammen. Das war ein herzzerschneidender Anblick in der finstern Nacht. Alles so schauerlich; kein Mensch auf den Mauern, um die Wuth des Brandes zu zähmen; nur das Geschrei wilder Nachtvögel, die von der Flamme geweckt, die alten Thürme verließen und in den Rauchwolken herumflogen; unten in der Ebene der gräßlich beleuchtete Zug schwarzer Raubwölfe, ein erbeutetes, klagendes Schäflein in ihrer Mitte; oben auf der Höhe das fürchterliche Zeichen der

Verwüstung und einer zügellosen Rache, die voll Frevel in den leckenden Flammen den Zorn des Himmels wider sich aufzuregen strebt.

Wie sich unten der Weg an einem Hügel herumbog, sah der Graf zum letzten Male hinauf an das Schloß, worin er so glückliche Tage verlebt. In diesem Augenblicke stürzten die Mauern zusammen, und das ganze Gebäude glich einem Flammenpfuhl. — Da konnte er sich der Thränen nicht enthalten; er verbarg das Angesicht in seinen Mantel, und weinte laut. Ewiger Richter, sprach er, kannst du es dulden, daß ich diese Schmach erleide? kannst du zusehen bei all' den fürchterlichen Qualen, die meine Seele niederdrücken? Noch vor wenigen Stunden hatt' ich ein geliebtes Weib; und jetzt? — ich hatte ein theures Kind; und jetzt? — stiller, häuslicher Friede war mein Geleitsmann auf allen meinen Wegen; und ich war glücklich. Nun hast du mir Alles, Alles genommen. O warum prüfest du so hart, so fürchterlich hart? In diesem Augenblicke vielleicht, da ich mich nach den Geliebten sehne, sterben sie den martervollsten Flammentod. Grausamer Gedanke! jammervolle Seele! — Aber auch ich werde bald sterben. Diese fürchterliche Nacht wird bald die Züge meines Gesichtes mahlen — blaß, recht blaß, todtenblaß! — dann bin ich ja wieder bei ihnen; und diese Ketten an Händen und Füßen sind hinweg; und die Thränen in den Augen sind auch hinweg. O welche Freude! Gott der Güte, wie dank ich dir! — — Doch was rede ich? wie hat der schwere Kummer meine Sinne betäubt! Gott, verzeihe mir. Ich habe gemurrt gegen deine

heilige Vorsehung. Das war nicht recht. Ach, ich will es gewiß nicht mehr thun. Ich will standhaft ausharren in dieser schweren Prüfung, und sollte sie auch bis an's Ende meines Lebens dauern. Nur, setzte er dann bethend hinzu: sende mir, Herr des Lichtes, einen sanften Strahl deiner Tröstungen in die Seele, wenn die Nacht des Leidens gar zu schauerlich wird."

Nach solchem Gebeth fühlte er sich so sehr beruhigt, daß er unerachtet des wilden Lärmens der schwarzen Rotte, in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem ihn auch die derben Stöße des Karrens nicht aufrüttelten. — Erst erwachte er, als die Morgendämmerung durch die falben Bäume des Bergwaldes flimmerte, und auf einzelnen Zweigen traurige Vögelein ihr Morgenlied seufzten. Endlich erreichte der Zug das Ende des Waldes. Da, zu seinem großen Troste erhob sich die Herbstsonne siegreich über den Waldnebel, und schien einen lieblichen Tag zu verkünden. —

Fünftes Kapitel.

Die Kapelle.

Die Gegend um Waldbergen stand traurig und verödet, in ihrer Mitte die noch rauchenden Ruinen der Burg. Die aufgehende Herbstsonne klagte über den Verlust der hohen alterthümlichen Thürme, die sie immer zuerst mit ihren Strahlen begrüßt hatte. Aber in die am Tannenwäldchen stehende Kapelle sandte sie dießmal früher, als sonst, ihr erquickendes Licht, und schien auf eine blaße, in ein weißes Ge-

wand gehüllte Gestalt, die in halbknieender Beugung am Altare hingegossen schien, all' ihr Liebes und Theures der Erbarmung Gottes empfehlend.

Es war Theodora. In vergangener Nacht, da der Graf sich von ihr trennen mußte, hatte sie eine ganze Stunde in thränenvoller Betäubung zugebracht, aus der sie endlich durch ein wildes, den Schloßgang herauftönendes Gepolter geweckt wurde. — „Das ist nicht Heinrich's Gang!" rief sie aus in schmerzvoller Angst: o nein, das sind nicht Heinrich's Leute. Das ist Felsenheim's Waffengeklirr, das ist schauerliches Rasseln seiner schwarzen Rüstung. Meinen Heinrich hat er hingeschlachtet; nun wird er kommen, und mich fortschleppen auf seine Felsenburg, und mir nicht einmal mein Kind, meine noch einzige Freude lassen. O Gott, wie schaudert mir vor diesem schrecklichen Gedanken. Ist denn keine Rettung mehr? — Vater im Himmel, du hast ja so viele Wege, auf denen du die Deinen den Verfolgungen ihrer Feinde entziehen kannst. Ich bitte dich, flehe mit gefalteten Händen bitte ich dich, zeige mir einen einzigen dieser deiner Wege. Führe mich hin, wo du willst; nur rette mich aus Felsenheim's Händen." —

Nach diesem Gebethe kniete sie eine Zeit lang stumm am Boden. „Mutter, liebe Mutter," sprach Otto schluchzend, und neigte sein Haupt gegen sie, daß die blonden Haarlocken auf ihren Arm fielen: „in Ewigkeit lasse ich mich von dir nicht trennen. Ohne dich kann ich nicht leben. Ach, was müßte ich anfangen? was würde aus mir armen Kinde werden? — Wenn ich den schwarzen Mann recht

rührend bitte, siehe, so mit aufgehobenen Händen bitte — so wird er Mitleid mit mir haben. Der liebe Gott hat ihm ja auch ein Herz gegeben. Dann dürfen wir beisammen bleiben; und wenn ich dich habe, liebste Mutter, so denke ich an kein Leiden mehr. Gern will ich dies schöne Kleid an ein geringes vertauschen; und arbeiten will ich für dich vom Morgen bis in die Nacht. Gewiß ich vergesse nicht, was mir der liebe Vater an's Herz gelegt hat, ich will dir recht viele Freuden machen." — Theodora drückte den Knaben an das Herz und weinte. „Recht so liebes Kind, sagte sie, du bist mein guter, braver Otto. Komm, laß dich recht fest, recht mütterlich umarmen. Wir müssen nicht von einander. Bethe nur fleißig zu Gott; er wird für uns sorgen." —

Nach einer Weile erhob sie sich schnell. Sie hatte sich in dem Augenblicke der letzten Worte des Grafen erinnert. In hastiger Eile band sie einige Kleider zusammen, und hieng sie sammt ihrer Mandoline über die Schulter. Dann sprach sie unter herabrollenden Thränen: „wir müssen fort, liebes Kind, fort, weit fort in eine andere Gegend, wo kein Verfolger unsern Frieden stört, wo wir in stiller Trauer den gemordeten Gatten und Vater beweinen können. Ach, wer hätte vor zwei Stunden an diesen Jammer gedacht. Siehe, hier saß dein Vater, an dieser Stelle, die jetzt feucht ist von unsern Thränen. Komm, wir wollen sie zum letzten Male küssen. Bald werden von dieser prächtigen Burg nur mehr Ruinen düster und öde in die Gegend hinausschauen; und der Wanderer, der vorübereilt, wird sich eine Thräne

aus dem Auge wischen, und wird fragen: wo sind die glücklichen Tage der Vergangenheit? — und der Segen dieser Gegend, wo ist er hin? — Dann wird man ihm eine Grabstätte zeigen, und wird sagen: siehe, hier unter diesem Schutte ruht der Segen der Gegend. Ein schwarzer Mann hat ihn hier begraben; wehe dem schwarzen Manne! Hier ruht der Segen und schlummert. Sein Weib und Kind aber irren herum von Hütte zu Hütte, und fragen jedes gramvolle, abgehärmte Gesicht unter den Menschen: bist du es, Tod, den ich suche? bist du es, Grab, das ich wünsche? — Doch sie fragen umsonst; denn Gott gefällt es noch nicht, sie heimzurufen in die rechte Heimath, in das Land der Ruhe und des Friedens. Nun, denn, in des Herrn Namen! Wir wollen geduldig seyn, und ruhig harren auf den göttlichen Wink der Auflösung. Aber wehmüthig wollen wir seyn, und in Gott trauern, bis die Blätter unsers Lebens fallen, und auf unsern Gräbern eine Herbstblume blüht."

Bei diesen Worten erinnerte sie sich an den Herbstblumenkranz, den sie ihrem Gemahl bei seiner Ankunft dargereicht hatte, und der noch auf dem Tische lag. Da weinte sie auf's Neue. „Den Todtenkranz, sprach sie, hab' ich ihm gewunden, ohne daß ich es wußte. Ach, wie welk er aussieht; es sind Herbstblumen. Sie haben ein kurzes Leben; sie sterben mit ihm." — Dann sprach sie, indem sie in ihrem Zimmer umher sah: „Nun lebt wohl, ihr stillen Plätzchen, wo ich an seiner Seite saß. Und ihr süßen, süßen Freuden, die ich in dieser ritterlichen Burg genoß, lebt alle wohl! Nimm, Gott der Gü-

te, in diesem Augenblick meinen kindlichen Dank dafür. Vielleicht hab' ich dir noch nie, so recht, aus der innersten Seele gedankt. — Und auch du, der nun hingeschlachtet ist vom Schwerte des Feindes, mein Heinrich, mein Gemahl, Freund meines Herzens und mein Alles auf Erde, lebe wohl, lebe ewig wohl! im Himmel sehen wir uns wieder!"

Dieß waren ihre letzten Worte. Sie nahm den weinenden Otto bei der Hand, und zog ihn sanft nach sich durch eine Seitengardine, in einen verborgenen Schloßgang. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so brach schon die Wuth der schwarzen Männer durch die verschlossene Thüre, um die Gräfin aufzusuchen. Da sie aber nicht zu finden war, wurde das schöne Zimmer rein ausgeplündert.

Der Weg durch die heimliche Wölbung war dunkel und schauerlich, wie die finsterste Nacht. Jähe Stufen führten hinab zu einer kleinen eisernen Pforte auf der Hinterseite des Gebäudes, die den Ausgang in den Schloßgarten gewährte. Nur mühsam und jeden der Schritte voraus bemessend, war endlich die Gräfin unter vieler Angst durch die Nacht des Ganges im Freien angelangt. Alles war hier stumm, und leer von feindlichen Männern. Nur das Prasseln der brennenden Nebengebäude unterbrach die schauerliche Stille. — Sie empfahl sich dem Schutze Gottes, wickelte ihren Otto in die Hälfte des Mantels, den sie um ihre Schultern geworfen, und eilte durch eine kleine Oeffnung der Schloßmauer, über den Hügel hinab. Ach, es war der nämliche Weg, auf dem sie Abends zuvor vom Spaziergange zurückgekehrt war. Damals wandelte sie

getrost und beruhigt in die Burg, — und nun flüchtete sie sich in dunkler Nachtzeit vor den Verfolgungen rachgieriger Feinde.

Wie sie den Fuß des Hügels erreicht hatte, stand sie stille, und sah die Höhe hinan. In dem Augenblicke brach das feindlich gelegte Feuer durch die Dachung des Schlosses, und ein schauerliches Geprassel der brennenden Balken ertönte durch die Gegend hin. — Nun vermochte sie nimmer weiter zu gehen. Das Ereigniß dieser fürchterlichen Nacht lag, wie ein Centnerstein, auf ihrem Herzen. Ihre Kräfte waren erschöpft. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. — Da zum Glück gewahrte sie in geringer Entfernung den schwachen Schein eines Lichtes, dessen ruhiges Flimmern einen stillen, friedlichen Ort zu beleuchten schien. Sie nahm noch einmal all' ihre Kraft zusammen — und stand bald am Eingange in die Kapelle, vor dessen Gnadenbilde sie kurz zuvor süßen, himmlischen Trost erhielt. In der Mitte herab hieng eine Lampe, die den Schein ihrer bläulichen Oelflamme gar lieblich auf das Gemälde des Altares warf. Wahrhaft andächtiger Sinn trieb fromme Landleute täglich in der Dämmerungsstunde zur Kapelle, um die Lampe anzuzünden, und sie mit frischem Oel zu nähren. — Die Todtenblässe des gekreuzigten Mittlers, der auf dem Schooße seiner heiligen Mutter ruhte, erschien nie so ernst und feierlich, als bei diesem einsamen Licht, und das wehmuthsvolle Antlitz der göttlichen Jungfrau schien, besonders in so still erleuchteten Stunden, zu sagen: „armes Menschenkind, siehe, was er für dich gethan!" —

Die Gräfin trat in die Kapelle, und setzte sich rechts am Altare nieder. Alles war so still, so still, so ruhig und friedlich. Hier in diesem heiligen Raume war kein Feind und Verfolger. Hier war nur Andacht und Segen und himmlischer Frieden. — Da hob sie den Blick voll ruhiger Fassung hinauf zum Gnadenbilde, und bethete: „Herr, du hast's gegeben! Herr, du hast's genommen! Vater im Geben und im Nehmen, gelobt sey dein Name! — Siehe, hier liege ich wieder auf meinen Knieen. Ich bin, seit ich das letzte Mal hier vor dir bethete, eine arme, arme Frau geworden. Ach, wie bald ist meine Ahndung in Erfüllung gegangen! Welch' eine schwere Leidensnacht ist über mich hereingebrochen! Ich habe keinen Menschen mehr, zu dem ich mich wenden könnte. Mein Heinrich ist todt; mein Eigenthum ein Raub der Flammen. Was soll ich beginnen? Herr, du weißt es allein, wie verlassen ich bin, — verlasse du mich nicht. Ich übergebe mich und mein Kind in deinen heiligen Schutz. Thue mit uns nach deinem göttlichen Willen. Rufe uns, Herr, siehe, hier sind wir." —

Nun ergoß sich ihr Schmerz in einem Strome von Thränen. Dadurch aber ward ihre niedergebeugte Seele freier von der Last des Grames, und sie weinte die halbe Nacht hindurch. Endlich wurde ihr von Weinen ermattetes Antlitz vom Schlafe übermannt, und sie lehnte sich an einen Stuhl neben ihren Otto, den schon früher Mattigkeit und Trauer eingeschläfert hatten. — Mit Tagesdämmerung aber war sie wieder erwacht, und kniete am Altare.

Und so trafen sie die ersten Strahlen der Sonne in heiliger Andacht und stillen Thränen.

Unterdessen erwachte auch Otto. Er erhob sich, und sah traurig und fremd in der Kapelle herum. All' das Vorgefallene mochte dem armen Knaben wie ein schrecklicher Traum erschienen seyn: „Wo bin ich denn?" fragte er: „wo ist meine Mutter?" — Da erblickte er sie, und fing an zu weinen. „Weine nicht, liebes Kind," sprach die Gräfin, und setzte sich neben ihm an der ersten Stufe des Altares nieder: „blicke hin zu unserm göttlichen Heilande, und tröste dich. Er wird uns nicht verlassen in dieser schrecklichen Lage. Wir sind ja seine Kinder. Durch dieses sein unsägliches Leiden, durch seinen martervollen Tod hat er uns zu seinen Kindern gemacht. Jetzt, mein lieber Otto, danke ihm besonders dafür. Was wären wir nun in unserer Drangsal ohne den beseligenden Glauben an ihn? was wären wir ohne die süße Hoffnung, daß all' dieses Leiden einst ende, wie das seinige geendet, und er uns bald heimholen werde, wo wir deinen Vater wieder finden und ewig wieder sehen? — Komm, laß uns hinknieen, liebes Kind, an seinen heiligen Altar. Wir wollen ihn recht inbrünstig bitten, daß er einen Lichtstrahl seiner Vaterhuld in unsre dunkle, grauenvolle Zukunft sende, damit wir einsehen mögen, wohin wir uns wenden, und was wir beginnen sollen. Aber wir wollen ihm auch danken für all' das Schwere, das er über uns kommen ließ. Er ist auch Vater, wenn er den herben Leidenskelch uns reicht; er ist Vater, wenn er prüft und züchtiget."

Sie knieten nieder und betheten. Es floßen dabei viele, viele Thränen. Nachdem sie gebethet hatten, sprach die Gräfin wieder: „In dieser Gegend können wir nicht länger bleiben. Des feindlichen Felsenheim's Knechte werden uns schon lange suchen. Wir müssen uns sichern vor ihren Nachstellungen. Wir müssen fort, weit fort. Ueber dem Rheinstrome liegt ein Land, eingeschlossen in hohe Gebirgsketten. Die Leute, die es bewohnen, sind freundlich und gut. Da fällt es Keinem ein, den Andern zu mißhandeln, oder ihm seine Güter zu rauben. In stiller Eintracht leben sie unter einander, wie Brüder; und wer sich ihrem Schutze vertraut, ist sicher vor allen Nachstellungen. Dahin, liebes Kind, laß uns ziehen. Wir werden dort mitleidige Herzen finden, die uns ein niedriges Dachstübchen einräumen. — Dann können wir in stiller Einsamkeit unsere Tage verleben; wehmüthig, aber Gott anbethend jene vergangene glücklichen Zeiten in die Erinnerung zurückrufen, und den allmilden Vater im Himmel bitten, daß er uns trösten und die Zeit unsers traurigen Lebens abkürzen wolle. In der Welt haben wir ja nichts mehr zu suchen. Ach es ist ja darinnen Alles für uns abgestorben, seitdem mein Gatte, dein Vater nicht mehr lebt."

Hier schwieg sie — bei der Erinnerung an ihren Gemahl, den sie für todt hielt, und an die schrecklichen Ereignisse der vorigen Nacht, brach sie wieder unwillkührlich in Thränen aus, die sie bei dem Anblicke des armen verwaisten Knaben um so weniger stillen konnte.

Die Herbstsonne hatte während dem schon ihre

Mittagsbahn erreicht. Es war also höchste Zeit, die Reise anzutreten, um vor Anbruch der Nacht ein anderes Thal zu erreichen. — Theodora hatte ihren Mantel in zwei Theile getheilt, und die eine Hälfte ihrem Kinde gegeben, damit die kühlere Herbstluft seine noch zarten Glieder nicht zu viel angreifen möchte. Mit der andern Hälfte des Mantels bedeckte sie ihr bloßes Haupt, und ordnete darunter die seit der gestrigen Nacht zerstreuten Haare. Unter dem Arme aber trug sie ihre Mandoline, das einzige Mittel, womit sie unangehalten durch das Land zu kommen glaubte.

Jetzt wandte sie sich noch einmal zum Altare. „Herr, sprach sie mit bethender Stimme: sey du unser Leitsmann durch die unbekannten Gegenden. Rühre die Herzen der Menschen, daß sie einer armen Frau und eines verwaisten Kindes nicht spotten, und wenn sie ihnen auch nicht helfen wollen, sie doch ungestört vorüberziehen lassen. Von dir, Vater im Himmel, geleitet, werden wir ein Ziel unserer Reise finden. Und ein stilles, dir gefälliges Leben sey unser Dank dafür." —

Nachdem sie so dem Schutze des Herrn sich empfohlen, segnete sie ihren Otto, und verließ gefaßten Muthes die Kapelle. Freilich hatte sie alle Mühe, bei dem Anblicke der verwüsteten Gegend und der Ruinen ihres Schlosses, das gestern um diese Zeit noch so herrlich prangend die Zierde des Thales war, sich aufrecht zu erhalten.

An einer Hecke neben der Kapelle brach sie von einer Haselnußstaude für sich und ihren Otto einen Reisestab, und eilte nun, den Tannenwald, der sich

am Hügel hinauf zog, sobald als möglich zu erreichen. — Wie sie ihn erreicht hatte, wandte sie sich noch einmal um, und sah über die Gegend hin. Dieser Anblick kostete wieder Thränen. Sie nahm noch einmal Abschied von allem dem, was ihr einst gehörte. Besonders aber heftete sie ihr Auge auf die Ruinen des Schlosses, unter denen sie ihren Gemahl begraben glaubte. Dann verlor sie sich mit ihrem Sohne im Dunkel des Waldes. —

Sechstes Kapitel.

Ritter Dietrich's Raubschloß.

So angenehm und lieblich das Schloß von Waldbergen vor jener Nacht der Verwüstung, als ein Zeichen der seligsten Eintracht über das Thal dahin sah, so grauenvoll und unheimlich war das Raubschloß am Rheinufer, das dem wilden Ritter Dietrich von Felsenheim gehörte. Von der einen Seite erhoben sich die dichtesten Urwälder, in denen Wildthiere aller Art hausten, auf der andern rauschte in der Tiefe der gewaltige Rheinstrom vorüber. Das ganze Schloß war in Felsen gehauen. Der größte Theil desselben bestand aus Gefängnissen und unterirdischen Gewölben. Nur im zweiten Stockwerke waren einige freundliche Zimmer, die dem Ritter und seiner Gemahlin zur Wohnung dienten. Man sah von da aus über den Rhein hin in eine freundliche, volkreiche Ebene. —

Ritter Dietrich, so wild und böse er war, hatte dennoch eine herzensgute, edle Gemahlin. Sie

hieß Mathilde. Er wußte sich damals, wie er um ihre Hand warb, in den glänzendsten Schein der Tugend und Rechtschaffenheit zu hüllen, und sein böses, verdorbenes Herz auf einige Zeit zu verbergen. — Wie er aber einmal seinen Wunsch erfüllt sah, und einige Tage nach der Trauung auf dem Schlosse verstrichen waren, da zeigte er sich wieder in all' seiner Schwärze und Bosheit. Mathilde weinte nun Tag und Nacht, und bereute es in der Seele, so einen voreiligen Schritt gethan zu haben. „Ach, seufzte sie oft: könnt' ich zu meinen Eltern zurückkehren; welch' glückliche Tage verlebte ich in ihrer Mitte; und wie Elend bin ich jetzt. Nun weiß ich, warum mir der Abschied so schwer fiel, da ich mich von ihnen trennen mußte. — Doch ich will Alles standhaft ertragen. Ich bin nun einmal seine Gemahlin. Gott wird mich nicht verlassen. Kurz nur ist dieses Leben; — und die Leiden, die mir mein Gatte bereitet, dauern ja nicht länger, wie dieses Leben."

Dietrich wurde von seinen Unterthanen gefürchtet; seine Gemahlin aber von Allen geachtet und geliebt. Er war grausam und unerbittlich, und hatte schon einmal einen alten Diener, der die schwer auferlegte Arbeit nicht schnell genug verrichten konnte, im Jähzorn über den Felsen hinab stürzen lassen. Mathilde aber verfuhr gegen Alle mit großmüthiger Liebe und Sanftmuth.

Wenn Dietrich je sich hätte bessern mögen, so wäre es durch seine Gemahlin geschehen. Sie wußte ihn so gut zu behandeln, und mit sanfter Milde so einen edlen Anstand zu verbinden, daß man f

wundern mußte, wie er ganz verstockt bleiben konnte. Sie stellte ihm die Folgen seiner Rachsucht in den hellsten Farben vor Augen. Sie weinte und bat und beschwur ihn bei Allem, was heilig war, er sollte nun einmal ein anderes Leben anfangen, seinen Zorn und seine Rachsucht bändigen, mit seinen Gütern zufrieden seyn und in häuslicher Eintracht sein Glück suchen. „Sieh, lieber Gemahl, sprach sie oft unter Thränen: ich liebe dich ja von Herzen; alle meine Gedanken und Handlungen zielen dahin, dir meine Nähe recht angenehm zu machen, damit du doch einmal von fremdem Eigenthum dein Auge wendest. Bis jetzt, Dietrich, hast du den Werth eines stillen Lebens auf dem einsamen Schlosse noch nicht erkannt, — noch nicht gefühlt. Fange nun einmal an, ein braver Ritter zu werden, wie du es deinen Unterthanen, deinem Weibe, und dir selbst schuldig bist, und wie es dem lieben Gott im Himmel gefällt, den du lange Zeit schon vergessen hast. Denke an jene traurige Stunde, in der ich von meinen Eltern Abschied nahm, und Beide uns segneten. Ach, was hast du damals meinem edlen Vater versprochen; wie hoch hast du betheuert, daß du immerhin fromm vor Gott wandeln, und deiner Gemahlin keinen Kummer machen wollest. Dietrich, Dietrich, wie wenig hast du bisher deinen Schwur gehalten, wie viel Thränen hast du mir ausgepreßt. Aber siehe, ich will an das Vergangene nicht mehr denken, ich will es auslöschen aus meiner Erinnerung, als wenn [illegible]cht geschehen wäre, ich will dich mit tausend [illegible]meinen Gemahl nennen, den ich über alles

Irdische liebe — nur bessere dich jetzt, und lebe für Gott und für dein eigenes Heil. Und tausendfältiger Himmelssegen wird über unser Haus kommen, und du wirst mir einst mit Freudenthränen danken, daß ich dich ermahnt habe."

Hie und da wurde Dietrich durch das Zureden seiner Gemahlin gerührt, und er versprach hoch und theuer, sich zu bessern. Am öftesten aber brach er in Schmähreden aus, brummte in seinen wilden Bart, gieng hinweg, und schlug die eichene Thür hinter sich zu, daß die Fenster zitterten; oder er starrte eine Weil vor sich hin, fing dann abscheulich an zu lachen, ließ sich seinen Rappen satteln, und ritt den ganzen Tag im Walde herum, bis er an einer abgelegenen Schenke vom Pferde stieg, und hier seinen Unmuth im Taumel des Weins erstickte. — Da Mathilde sah, daß all' ihr Zureden nichts nütze, hielt sie es für das Beste, stillzuschweigen, klagte dem lieben Gott ihren Kummer, und bat ihn recht inbrünstig, er möchte einmal den Verstand ihres Gemahles erleuchten, und sein Herz erweichen. —

In allen Gefängnissen des Schlosses lagen Gefangene, von dem wilden Ritter zur ewigen Kerkerstrafe verdammt. Die meisten waren unschuldig; und nur Dietrichs ungerechte Rachsucht und Goldgierde hatte sie in diesen elenden Zustand gebracht. Der edlen Mathilde gieng das Elend dieser Armen sehr zu Herzen. Sie hatte ihren Gemahl schon auf den Knieen gebethen, nicht so ungerecht zu seyn, die Gefangenen loszulassen, und ihnen ihr Eigenthum zurückzustellen. Allein da half kein bitten und flehen. Er stieß sie jedesmal fluchend zurück; und

schwur einmal sogar, sie selbst in das finsterste Gewölbe einzusperren, wenn sie noch ein einziges Wort davon spräche. Sie mußte wieder schweigen, und konnte nur immer zu Gott bethen, daß er es einmal anders mache.

Zum größten Glücke für die edle Frau war der Ritter oft Monate lang abwesend, und schwärmte in fremden Besitzungen umher. Da konnte sie wieder frei athmen. Sie wandelte hinaus in das liebliche Waldthal. Die frische Luft erquickte sie sehr. Denn sie mußte einen solchen Spaziergang oft für lange Zeit entbehren. Wenn Dietrich zu Hause war, durfte sie die Gränzen des Schloßhofes nicht überschreiten. — „Ach, lieber Gott, sprach sie, wenn sie so auf den Fluren umherwandelte: wie hast du doch Alles zum Besten der Menschen eingerichtet; und diese erkennen so selten deine Allmacht und Vatergüte. Da ich noch bei meinen Eltern war, und mit ihnen in's Freie gieng, wenn die Luft so angenehm kühlend wehte, die Blumen blühten und der Wald grünte, wenn die Felder wogten von reifen Aehren, und die Vögel und Schnitter durch das Thal hin sangen, — wie wenig dacht' ich daran, daß alles dieses von dir kömmt, daß du aus Liebe zu deinen Geschöpfen Alles so schön eingerichtet. — Jetzt, wenn ich eine Blume blühen sehe auf der Flur, so möcht' ich sie küssen vor Freude, und wenn ich die Vögel im Haine so lieblich singen höre, so möcht' ich niederfallen auf meine Kniee, und dir danken, daß du mir durch diese kleinen Geschöpfe meinen traurigen Aufenthalt hie und da angenehm machst. So, setzte sie noch hinzu, ist der Mensch; im Uebermaaße des

Vergnügens denkt er nicht an Gott. Wenn er aber im Unglücke ist, und die Stunde des Jammers für ihn geschlagen hat, — dann kann er hinknieen, und ihm auch für die unbedeutendste Freude von Herzen danken.“ —

Manchmal aber vergoß die gute Frau doch bittere Thränen, wenn sie sich so allein und verlassen von aller Welt fühlte. Von den Personen im Schlosse konnte sie sich keiner Einzigen vertrauen; denn bei den Wenigsten durfte sie auf eine Theilnahme in ihrer traurigen Lage rechnen. Der Burgwarth war ein falscher und schwatzhafter Mann, der es weder bei'm Ritter, noch bei der Rittersfrau verderben wollte. War jener zu Hause, so lebte er ganz für seinen Dienst, und schämte sich nicht, seine bösen Streiche mitzumachen; war aber der Ritter nicht zu Hause, so kroch er ganz unterthänig zur Rittersfrau, und harrte Kopfneigend ihrer Befehle. Zwar mißfiel ihm selbst im Herzen das wilde, unordentliche Leben des Ritters. Allein er war nun einmal nicht Mann genug, die Wahrheit frei von der Brust zu reden, und lieber dem Dienste entsagen zu wollen, als ein unehrlicher Mensch zu werden. Daher gab es zwischen ihm und seinem Weibe, die viele gute Eigenschaften besaß, nicht selten bitteren Wortwechsel. Denn diese warf ihm, besonders wenn er, wie es öfters geschah, in der Schenke unten am Schloßberge, einen Rausch getrunken hatte, mit aller Redekunst eines Weibes sein unmännliches Betragen vor. Sie wäre auch noch die Erste und Einzige gewesen, die für Mathildens Herz gepaßt hätte. Allein der Burgwarth schaffte beinahe jede Gelegenheit vorsichtig aus

dem Wege, bei welcher beide Frauen hätten zusammen kommen können. Denn er fürchtete, sein Weib möchte ihn einmal verklagen, und er dann bei der Ritterin in Ungnade fallen. —

So verflossen viele Tage, Wochen und Monate, ohne daß der armen Frau auch nur die geringste Freude zu Theil geworden wäre. Aber siehe, da wieder einmal der Frühling kam, blühte auch für sie, mitten unter ihren Drangsalen und Leiden, eine freundliche Blume. Sie wurde Mutter eines lieblichen Mädchens, das sie Agnes nannte. Wie sie es auf ihren Armen hielt und an ihr Herz drückte, vergaß sie aller Widerwärtigkeiten ihres Lebens. Immer saß sie an seiner Wiege, und ihre angenehmste Sorge war nun die Pflege des geliebten Kindes. Tag und Nacht flehte sie zu Gott, daß er ihr diese einzige Freude doch nicht nehmen wolle. Die kleine Agnes aber belohnte gar bald die unermüdete Sorgfalt der Mutter mit einem zarten Lächeln aus der Wiege heraus. Und wenn sich Mathilde über das weiche Bettchen hinneigte, um das liebe Kind zu küssen, so machte dieses seine Händchen los, und spielte mit ihren Locken. „Ja, ja du bist meine Einzige, mein liebes Töchterlein, meine Agnes." So sprach die Mutter tausendmal. Ja, sie redete wohl oft Stunden lang mit dem Kinde, als wenn es ihre Worte schon verstehen könnte. In jedes Kopfnicken, in jede leise Bewegung desselben wußte ihre erfinderische Liebe einen Sinn zu legen.

Nach einem Jahre, da das Kind zum erstenmal den Namen: Mutter aussprechen konnte, — es war gerade an einem schönen Sommerabende, — da

wußte Mathilde ihrer Freude gar kein Ende. Sie segnete es, sie weinte vor Entzücken. Dann blickte sie lächelnd zum abendlichen Himmel, und gelobte feyerlich, die Erziehung des Kindes zu ihrem wichtigsten Geschäfte zu machen. —

Und Agnes wuchs heran, ein bildschönes, engelgleiches Mädchen. Die guten Lehren, die ihr die Mutter jeden Tag und jede Stunde mit ausgezeichneter Sanftmuth und mildem Ernste in Herz und Sinn prägte, faßten darinnen tiefe Wurzeln. Es fehlte ihr keine einzige von all' jenen kostbaren Eigenschaften, die das Mädchen Gott und den Menschen gefällig machten. Sie war bescheiden, demüthig und sittsam. Wer sie immer sah, war über ihr freundliches, holdes Betragen erstaunt, und sagte: „Agnes ist die zweite Mathilde; mit ihr ist Gottes Gnade." — An den Stufen ihres Hausaltares knieete sie, so oft sie bethete, in wahrhaft frommer Andacht, schön wie ein Engel. Bei Verrichtung häuslicher Geschäfte gieng sie so jung sie auch noch war, ihrer Mutter, die sie über Alles liebte, treulich an die Hand. Gegen Jedermann war sie freundlich und zuvorkommend. Sie freute sich bei dem Glücke Anderer, wie wenn es sie angienge; bei ihrem Unglücke aber vergoß sie Thränen der zärtlichsten Theilnahme. Doch ließ sie es dabei nicht bewenden; sondern sie half wo sie helfen konnte; und wo es außer ihren Kräften lag, da kam sie mit aufgehobenen Händen zur Mutter, und hörte nicht auf zu flehen, bis sie diesem oder jenem Unglücklichen geholfen hatte. —

Unter Andern ist folgende Begebenheit ein Be-

weis von ihrem guten, weichen Herzen. Mathilde wollte ihr einmal, da ihr Geburtstag nahe war, ein Kleid von kostbarem Stoffe verfertigen lassen. Wie Agnes dieß vernahm, wurde sie traurig, und Thränen traten ihr in's Auge. „Was ist dir doch, liebes Kind? fragte Mathilde ängstlich. Bist du krank? oder was fehlt dir sonst? rede offen mit deiner Mutter?“ „Ach, erwiederte Agnes: ich kann an das kostbare Kleid nicht denken, ohne daß ich dabei Thränen vergießen muß. Es ist doch gar zu kostbar. Ein leinenes Kleid, liebe Mutter, wäre für mich schön genug.“ — „Und warum denn? fragte die Mutter: du wirst dich schämen, liebe Agnes, vor andern Rittersfräulein in einem so rauhen Anzuge dazustehen.“ „O ich schäme mich nicht, versetzte Agnes: gewiß ein leinenes Kleid ist mir lieber.“ — „Nun gut, sagte Mathilde: wenn du es selbst so willst, so sey es.“ — Agnes, wie sie sah, daß es die Mutter gestatte, eilte auf sie zu, und küßte ihr die Hand. „Ich danke dir, liebe Mutter, sprach sie, recht von Herzen danke ich dir. Und weil du meine erste Bitte erfüllt hast, so komme ich auch noch mit einer zweiten. O ich weiß es, du schlägst mir nicht ab, um was ich bitte; du bist ja so gut, gar so gut.“ — „Nun, erwiederte Mathilde: laß nur einmal hören.“ Da schmiegte sich das gute Kind näher an den Schooß der Mutter, legte das blondgelockte Köpfchen über ihren Arm, blickte mit den großen blauen Augen in das sich herabneigende Antlitz der Mutter, und sagte: „Kennst du die kleine, armselige Hütte drunten am Waldbache? der kranke, nothleidende Bruno wohnt darinnen. Schon so lange ich denke,

hütet er das Bette. Seine Füsse sind gelähmt; und ach, er muß Hunger leiden. Thekla, die gute Tochter, weiß nicht, womit sie die Noth des armen Vaters lindern könnte. Sie selbst hat kein Kleid, nicht einmal Strümpfe hat sie. Ach, vergangenen Winter mußte sie viel, recht viel ausstehen. Mit den Händen hat sie das Reisholz unter dem Schnee zusammengerafft, damit der alte zitternde Kruno ein warmes Stübchen bekomme. Siehe, liebe Mutter, für diese fleh' ich. Schenke ihnen so viel, als mein seidenes Kleid gekostet hätte. — Du lächelst? wie gut bist du! — und jetzt sehe ich Thränen in deinen Augen. Darf ich hoffen? o ja, nicht wahr, liebe Mutter?" —

Mathilde war in diesem Augenblicke nicht im Stande, ein Wort zu reden. Sie zog Agnes immer höher und höher zu sich hinauf, bis diese mit beide Armen ihren Hals umfangen konnte. Aber auch jetzt noch waren süße mütterliche Küsse Alles, was sie in einer so angenehmen Ueberraschung zu thun vermochte. Endlich sprach sie gerührt und unter Thränen: „Agnes, meine liebe Tochter, bewahre dein weiches, fühlendes Herz, so lange du lebst. — Siehe, mit tausend Freuden erfülle ich deine Bitte. Ja, ich will sogar den traurigen Verhältnissen des armen Kruno und seiner Thekla näher nachspüren, und ihnen jeden Monat den nöthigen Lebensunterhalt verschaffen. Du, liebe Agnes warst diejenige, die mich zur Vollführung dieses guten Werkes auffoderte; sey nun auch du die Erste, die den Armen die tröstliche Nachricht bringt, daß ich für sie sorgen wolle. Sogleich aber gieb ihnen die

Summe Geldes, welche das seidene Kleid gekostet hätte, damit sie einstweilen Brod und Milch kaufen können, um ihren Hunger zu stillen."

Kaum hatte Agnes die Worte der Mutter vernommen, so flog sie der Hütte des armen Kruno zu. Der alte Mann lachte und weinte und dankte. Er wollte dem gnädigen Fräulein so gerne die Hand reichen; allein er getraute sich nicht; denn die des Fräuleins war zart und blühend weiß, die seinige aber schwarz und runzlig. Wie aber Agnes selbst darnach langte, und gar freundlich daran hinauf und herabstrich, da gab es ihm Herzensstöße vor lauter Weinen, als wenn bei ihm die Thränen aus der Brust kommen müßten. „Wenn ich drüben bin, sagte er stotternd, drüben bei'm lieben Gott — dann will ich für's gnädige Fräulein recht bitten, daß er ihr alles Gute vergelte." — „Ja, daß thut alter Kruno," versetzte Agnes, und mußte auch weinen. Am heftigsten aber weinte Thekla, die in einer Ecke der Stube stand. Es that ihr sehr wehe, daß sie sich vor dem gnädigen Fräulein in keiner schönen Schürze zeigen konnte. Agnes aber führte sie freundlich hervor, und suchte sie dadurch zu beruhigen, daß sie ihr gar bald eine ganz neue Schürze zu schenken versprach. Da verwandelte sich ihr Weinen in freudiges Lächeln, und sie küßte nun dem gnädigen Fräulein tiefgerührt die Hand. —

Für alle diese mütterlichen und kindlichen Freuden hatte Ritter Dietrich kein Fünklein Gefühl. Er schwärmte, wie immer, im Lande herum, und wußte kaum, daß er eine Tochter habe. Saß er bei stürmischem Wetter zu Hause, so vergiengen Stun-

den und Tage, ohne daß er mit Gattin und Tochter ein Wort sprach. Mathilde hatte zu der Zeit da Agnes noch in der Wiege lag, gehofft, wenn diese in den Jahren wäre, wo die Kinder durch ihr unschuldiges, zärtliches Liebkosen die Herzen der Eltern mit unendlicher Freude erfüllen, würde auch Dietrich's Sinn zarter, und sein Gemüth weicher werden. Aber, ach, sie hatte sich auch hierin getäuscht. Er blieb immer der alte, rauhe Mann.

Agnes hatte nun das siebente Jahr erreicht. Mit jedem Tage nahm sie mehr an Verstand und Tugend zu; mit jedem Tage wurde sie liebenswürdiger. Da geschah es, daß der Ritter um eben diese Zeit wieder besonders lange vom Schloße abwesend war. Mutter und Tochter saßen oft bis spät in die Nacht beisammen, seiner in Aengsten harrend, und ahneten nichts Gutes von seinem allzulangen Ausbleiben. Endlich einmal gegen Mitternacht hin hörten sie das Burghorn, und bald darauf im Schloßhofe viel Lärm und Jauchzen. Sie dachten wohl, daß Dietrich angekommen; konnten sich aber das seltsame Getöse nicht erklären. —

Nach einer Stunde erschien der Ritter in ihrem Zimmer, und begehrte einen Humpen Wein, nach diesem wieder einen; und schrie oft unter schrecklichem Lachen: „Nun hab' ich einmal meinen größten, ärgsten Feind besiegt." Er leerte den dritten Humpen, und taumelte endlich betrunken vom Stuhle, wo er am Morgen noch lag. — Mathilde und Agnes erfuhren am Tage nach der unruhigen Mitternacht von der Burgwarthin, die während der Zwischenzeit, da der Burgwarth in der Wald-

schenke sich aufhielt, nach den obern Zimmern geschlichen war, Folgendes: Ritter Dietrich habe den Grafen von Waldbergen gefangen hieher geschleppt, und in einem Felsenloche eingekerkert. Das wisse sie von ihrem Manne, dem der Ritter selbst es erzählt habe. —

Bei dieser Nachricht sahen sich Mathilde und Agnes traurig an, und weinten. „Ach, sprach Mathilde: was wird dieß noch alles werden? Lieber Gott, du weißt es wir haben keine Schuld an Allem, was Dietrich thut. Unser Gewissen spricht uns frei davon. So mag denn kommen, was immer will, — wir vertrauen auf dich." —

Siebentes Kapitel.

Vater Beatus.

Um eben diese Zeit lebte über einem hochragenden Felsen am Thunersee in der Schweiz ein alter Klausner in einer stillen, friedlichen Zelle. — Er war vor mehreren Jahren in jene Gegend gekommen, und hatte sich, weil es ihm gefiel, auf dem Berge angesiedelt. Er war ein ehrwürdiger Greis von siebenzig Jahren, mit einer hohen gerunzelten Stirne, in jeder Falte seines Gesichtes tiefe Merkmale einer schwer durchlebten Zeit, aber auch darinnen stille Ergebung in sein Leiden; und Gottes Friede und Ruhe ausgegossen über sein ganzes Wesen. An seiner Brust herab strömte ein langer silberweiser Bart; und sein schwarzer, talarähnlicher Mantel der mit einem Knotenstrick um die Lenden gebunden war, streifte weithin am Boden nach. —

Das plötzliche Erscheinen dieses Mannes auf dem Berge war für die Bewohner des Thales ein Räthsel. Sie wußten nicht, wer er sey, woher er kam, wohin er gehörte. — Nichts desto weniger ehrten und liebten sie ihn, wie einen Vater. Denn sie fanden in den Worten, die er mit ihnen sprach, so viel Einsicht und Weisheit, in seinen Geberden und Mienen so viel Freundlichkeit und Milde, in seinen Handlungen so viel Menschenliebe und Großmuth, daß sie in kurzer Zeit ganz sich ihm vertrauten, und vor jedem wichtigen Unternehmen bei ihm sich Rath erholten. — Er wurde gleich im Anfange, wie er in diese Gegend kam, unter dem Namen Beatus bekannt. Und weil ihn gar bald die Leute allgemein achteten, so nannten sie ihn Vater Beatus. —

Vater Beatus hatte seine Hütte in einen Felsen gebaut, und sie mit Reisholz und Bergmoos vor Sturm und Regen geschützt. Neben der Hütte stand noch eine kleine Kapelle, der Ort seiner Andacht; und um beide herum zog sich ein liebliches, mit Fruchtbäumen versehenes Gärtchen, worin er sich alle Jahre so viel anbaute, als er zu seinem Lebensunterhalt nöthig hatte. Seinen Trank aber holte er sich aus der am Fuße des Berges gelegenen reinen Quelle; und nur wenn Fremde bei ihm einkehrten, trank er mit diesen einen Becher Wein, der ihm von den Thalbewohnern gereicht wurde. — Den Tag hindurch beschäftigte er sich in seinem Gärtchen; oder er flocht niedliche Körbchen aus Binsenkraut. Am Abende aber saß er vor seiner Hütte, und spielte die Harfe, bis jederzeit das Abendroth verglommen war. —

Diese einsame, niedlich angelegte Bergwohnung nannten die Leute Beatushöhle. Da war wohl kein Mensch in der Gegend, der nicht schon einmal den Felsen bestiegen, und den frommen Vater in seiner Hütte besucht hatte. Da war aber auch kein Mensch, der nicht gerührt und gebessert herabstieg, und neugestärkt am Tagewerk dieses Lebens zu arbeiten fortfuhr. —

Die Beatushöhle war von der Seite, wo der Felsen in den See sich hinaberstreckte, fast unersteigbar; und kein Fremder durfte es wagen, ohne den sichersten Leitsmann diesen gefahrvollen Weg anzutreten. Von der andern Seite aber schlingelte sich ein breiter, sicherer Waldpfad, rings mit schattigem Birkengesträuche, und duftenden Gebirgspflanzen umwachsen, die Höhe hinauf. — Damit aber auch von jener Seite die Thalbewohner in die Beatushöhle gelangen konnten, war ein Jüngling aus dem Dorfe Merlingen, jenseits des Ufers, Tag und Nacht in seiner Hütte bereit, die Wallfahrer über den See zu führen, und auf dem gefährlichen Fußsteig zu begleiten, ohne auch nur die geringste Belohnung dafür zu nehmen. — Deßwegen ward aber auch dieser Jüngling, der den Namen Klaus führte, und sich von dem Ertrage seiner Fischerei redlich nährte, von Beatus vor Allen geliebt. Und so oft er Reisende in seine Hütte brachte, nahm er ihn lächelnd bei der Hand, mit den Worten: „Lieber Klaus, wenn ihr auch für eure Mühe nichts annehmet, so habt ihr dennoch genug; denn ihr habt den Dank der Reisenden, meine Achtung, und Gottes Segen.“ —

Nach einigen Jahren, da Vater Beatus den Fährmann Klaus immer mehr lieb gewonnen, und an ihm den biedern Jüngling gefunden hatte, den er sich in seiner Einsamkeit wünschte, behielt er ihn an einem Tage, an dem dieser wieder Leute nach der Beatushöhle geführt hatte, länger als gewöhnlich bei sich, und lud ihn ein, einen Becher Wein mit ihm zu trinken. Klaus, der sich aus diesem Anerbieten keine geringe Ehre machte, nahm es auch sogleich mit Freuden an. Und beide unterhielten sich lange recht gut.

Endlich wurde der fromme Vater ernster gestimmt; und die wehmüthigen Züge seines greisen Angesichtes trugen Zeichen an sich, als wenn er durch Enträthslung eines Geheimnisses sich das Herz leichter machen wolle. — „Seht ihr? Fährmann Klaus!" fing er an: „ich bin ein alter Mann; und die Stunde wird wohl nicht mehr ferne seyn, in der mich der Herr zu sich ruft. Meine geheimnißvolle Geschichte darf ich nicht mit meinem Leben enden lassen. Ich muß sie einem Manne anvertrauen. Denn wenn ich auch nicht mehr bin, so könnte sie Andern vielleicht von großem Nutzen seyn. Lieber Klaus, seitdem ich euch kenne, habt ihr euch immer als einen wackern Jüngling gezeigt, den ich am meisten meines Zutrauens werth hielt, der es auch nie mißbrauchen wird. Euch will ich meine ganze Geschichte erzählen. Sie wird euch zu Herzen gehen. Sie wird euch manche Mitleidsthräne kosten. Und das tröstet einen alten, unglücklichen Mann, wie ich bin." —

Dem Fährmanne stand bei den Worten des

frommen Vaters eine Thräne im Auge. Er dankte von Herzen für das Zutrauen, das er ihm seit Jahren geschenkt, und bath ihn sehr rührend um seine fernere Liebe. — Darauf begann Beatus:

„Dieses Eremitengewand, das ich nun mit in's Grab nehmen werde, trage ich erst seit der Zeit, da ich mich unter diesen Felsen niederließ. Vordem prangte an meinem Leibe eine prachtvolle Ritterkleidung. Ein glänzender Helm mit hohen Schwungfedern war die Bedeckung meines Hauptes; und an meiner Seite hieng ein großes Schwert mit goldenem Griffe, ein Erbgut meiner Ahnen. Ich war Graf und Besitzer einer uralten, festen Burg an der böhmischen Gränze, und mein wahrer Name ist Rudolph von Falkenberg. —

Seit langer Zeit schon hat mich der liebe Gott in seine Prüfungsschule genommen. Ich verlor meine Gemahlin, nachdem ich nur einige Jahre mit ihr gelebt hatte, unversehens durch den Tod. Die Erziehung meines einzigen Sohnes lag mir sehr am Herzen. Ich übergab ihn meinem besten Jugendfreunde, dem Ritter von Mährenfels. Er war kaum ein Knabe von neun Jahren, als ich ihn von der Heimath weg, in die Ferne schickte. Wie er heranwuchs ein schöngebildeter Jüngling, die Freude seines Erziehers, und die Zierde der jungen Ritterschaft – das hatte ich durch Nachrichten von Mährenfels immer vernommen. Doch ich sollte meinen Heinrich, meinen Einzigen, die Hoffnung und Stütze meiner alten Tage, in diesem Leben nie, gar nie mehr an mein Herz drücken, — so wollte es der Rathschluß Gottes, den ich ewig

stillschweigend anbethe, wenn er auch streng und unbegreiflich ist."

„Mein Sohn erhielt in einem kaiserlichen Turniere den ersten Preiß, und wollte nun bald in die Arme seines erfreuten Vaters und in sein Erbgut zurückkehren. Allein eben dieser Umstand hatte mir einen furchtbaren Ritter, dessen Sohn mit meinem Heinrich in den Schranken gestanden war, zum ärgsten Gegner gemacht. Kurze Zeit darauf war mein Gebiet überschwemmt von feindlichen Schaaren, und ich mit meinen Waffenleuten in die feste Burg eingeschlossen. Ich ließ durch einen heimlichen Eilbothen meinen Jugendfreund in Mährenfels um schleunige Hilfe bitten. Der wackere Ritter kam mit meinem Sohne und einer zahlreichen Knappenschaar. Am Fuße des Hügels begannen sie den Kampf mit den feindlichen Männern. Das machte uns Wenigen in der Burg neuen Muth, und wir rannten aus den Thoren, um das Aeußerste zu wagen. Aber ach, Fährmann Klaus, das waren schwere Stunden, und eine verhängnißvolle Nacht, während welcher der Kampf wüthete. Ich selbst stand im Handgemenge mit dem schwarzen Ritter. Ich überwand ihn. Aber in dem Augenblicke, da er blutend vom Pferde stürzte, erhielt ich einen Stich von einer feindlichen Lanze, daß ich ohnmächtig am Boden niedersank."

„Um Mitternacht erwachte ich aus der todtesähnlichen Ohnmacht. Der Stich jener Lanze war nur an meiner linken Brust vorübergestreift; und es hatte mich der Schrecken vor dem Unvorhergesehenen mehr betäubt, als der Schmerz der Wunde.

Ich mußte mich aus einem Haufen blutiger Leichen herausmühen. Es herrschte auf dem Kampfplatze eine schauerliche Todesstille. Ein ferner Fackelschein und dumpfes Getöse gaben mir zu erkennen, daß auf der Anhöhe von Falkenberg Bewaffnete sich befänden. Aber gar bald ersah ich aus einem schrecklichen Anblicke, daß es nur Feinde waren. Denn kaum, als ich mein Leben wieder fühlte, und die Meinigen aufsuchen wollte, — da erhoben sich aus den Thürmen von Falkenberg ungeheure Feuerwolken, und weithin war die Nacht durch den gräßlichen Brand des Schlosses erleuchtet. Wie mir bei diesem Anblicke zu Muthe war, guter Klaus, könnt ihr euch denken. Die furchtbare Nacht steht jetzt noch wie ein Schreckensgeist, vor meiner Seele. Ich konnte nichts anderes denken, als das die Feinde gesiegt haben mußten. Ich sah nur immer den Tod meines Freundes, und meines einzigen Sohnes vor mir. Und wenn der Feind sie auch noch verschonte, so sah ich doch nur die finstere Nacht ihres Kerkers, und ein schmachvolles, trauriges Leben; ach ein Leben, das noch weit elender ist, als das meinige. Denn mir scheint ja die Sonne; und in der Nacht funkeln mir die Sterne Gottes; und frei kann ich herumwandeln auf den Fluren, die er mit Blumen ziert; und anbethen kann ich in seiner schönen Natur seine Allmacht, und so doch für einige Stunden meinen Kummer vergessen. Allein mein Sohn sieht keine Sonne, und keine Sterne, und keinen Menschen. An seinen Händen klirren, so lange er noch leben wird, eiserne Ketten: und nur auf faulem Stroh kann er seinen abgezehrten Leib ausruhen lassen." —

„Solcherlei Gedanken quälten mich in jenem Augenblicke, da ich kaum wieder zum Leben gekommen war. Doch, lieber Klaus, wer immer auf Gott vertraut, den verläßt er auch in der schrecklichsten Lage nicht. — Ich knieete nieder auf dem Kampfplatze, während auf der Anhöhe mein Schloß zu Ruinen niederbrannte, und bethete zu den Sternen hinauf, und flehte zu Gott um Erleuchtung meiner Sinne, was ich beginnen sollte. Da sprach eine innere Stimme zu mir: mache dich auf, armseliger Mann! dein Sohn, dein Freund — Beide sind in der Gewalt der Feinde, dein Eigenthum ist ein Raub der schwarzen Ritter, deine Burg eine Beute der Flammen. Du hast in dieser Gegend nichts mehr, was dich zurück hielte. Auch die Burg von Mährenfels werden die Feinde in Besitz nehmen, da sie den Ritter gemordet. Entfliehe also ihren Nachstellungen. Jetzt noch kannst du es am leichtesten thun, da sie dich für todt halten. Suche in der Ferne einen einsamen Ort, wo du deinen Gram in stillen Thränen verweinen, aber auch Gott den Rest deines Lebens weihen kannst. Gehe, und vertraue dich dem Schutze des Herrn; er wird mit dir thun, was zu deinem Wohle gereicht.“

„So sprach die innere Stimme. Ich alter, verwundeter Mann machte mich nun in derselben Nacht noch auf den Weg, um vor Tagesanbruch ein anderes Gebiet zu erreichen. Lange Zeit irrte ich, als Pilger verkleidet, im Lande umher. Nirgends konnte ich Rast und Ruhe finden. Endlich kam ich in diese Gegend. Ich wurde von euch

guten Leuten liebreich aufgenommen, und erbaute mir auf dem Felsen dieses Hüttlein. Und ich muß es gestehen, nirgends wäre ich zu einer so ruhigen Wehmuth und stillen Ergebung in Gottes Willen gekommen, wie an diesem einsamen Orte. — Mein größter Schmerz ist die Ungewißheit von dem Leben oder Tode meines Sohnes. Wie viele Wanderer, die aus der Ferne kamen, wie viele Sänger, die alle Ritterburgen besuchten, fragt' ich schon, ob ihnen der Name: Heinrich von Falkenberg, nicht bekannt wäre. Aber ach, alle meine Nachforschungen sind bisher fruchtlos geblieben."

„Wie fröhlich werde ich nun seyn, wenn einmal der Abend hinter jenem Fichtenwäldchen heraufsteigt, der mich in das ewige Vaterland heimruft, wo ich meine Gattin, meinen Sohn, und meinen Freund wieder sehe. Wenn ihr das Glöcklein in der Kapelle zum Abendgruße nimmer ertönen höret, dann wird mein Stündlein geschlagen haben. Dann kommt, Freund Klaus, mit Allen, die den alten Beatus liebten, und legt in stiller Andacht den morschen Leib in die Felsengruft, die an der Kapelle für ihn bereit steht."

Hier schwieg der Greis. Thränen unterbrachen ihn oft bei diesen letzten Worten. Klaus aber ergriff tiefgerührt seine Hand, und küßte sie. Er konnte lange nichts sagen. „Gott prüft seine Kinder nicht ewig," sprach er endlich: „vielleicht schlägt für euch auch hier auf Erde noch eine recht fröhliche Stunde." — „Das gebe Gott, erwiederte Beatus," und trocknete sich eine Thräne von der Wange: „in Allem bethe ich seinen heiligen Willen an." —

Während dieser Erzählung hatte sich die Sonne mehr und mehr zu den Gipfeln der Berge geneigt. Klaus dankte dem frommen Vater voll Herzlichkeit für die Mittheilung seiner Lebensgeschichte, und noch einmal für das Vertrauen, das er in ihn gesetzt; nahm Abschied von ihm, und verließ die Hütte. Beatus begleitete ihn bis zur Gartenthüre. Hier verließ ihn der Fährmann, eilte den Felsen hinab, und steuerte der Heimath zu. Beatus aber blieb noch eine Weile stehen, und sah in das Abendroth. „Sollte denn nicht," so sprach er für sich hin: „die Sonne einmal fröhlicher für mich aufgehen, als sie immer niedersinkt? Hoffnung, du bist eine süße Trösterin der Menschen! Aber auch im Grabe ist Hoffnung. Darum, o mein Grab, wirst du mir zu jeder Stunde willkommen seyn, in der der Herr mich zur Ruhe legt!" —

Achtes Kapitel.

Eine edle Schweizerfamilie.

Es war an einem kühlen Herbsttage, da die Sonne schon tief gegen Westen sich neigte — als Theodora und Otto nach einem Stunde langen Aufsteigen, endlich müde und kraftlos die Höhe eines Bergweges erreichten, welche die Aussicht in ein freundliches Schweizerthal gewährte. — Sie waren schon ein paar Wochen lang im fremden Lande herumgeirrt, und hatten überall die unwegsamsten Gegenden aufgesucht, um ja nicht in die Hände ihrer

Feinde zu gerathen. Hie und da fanden sie mitleidige Menschen, die ihnen Brod darreichten, damit sie ihren Hunger stillen konnten, oder ihnen eine Nachtherberge einräumten. Die meisten Leute aber waren sehr hartherzig und roh, und verleumdeten oft gar die arme Frau mit ihrem Kinde. Das that Theodoren wehe, und sie weinte die bittersten Thränen. Tausendmal lieber hätte sie Hunger und Durst ertragen, wenn ihr nur immer mitleidige Seelen begegnet wären. Doch empfahl sie sich jedesmal der Hand Gottes, und ertrug alle Schmach gelassen und ohne Widerrede. —

Auf der Anhöhe des Weges waren Beide vor Mattigkeit an einem Felsen niedergesunken. Den kleinen Otto plagten Hunger und Durst, und er fing an zu weinen. Theodora aber weinte aus Kummer und Sorgen, was sie in Zukunft beginnen sollte. Nicht einmal für die einbrechende Nacht hatte sie eine Herberge. Bei dem Anblicke des weinenden Kindes wurde ihr Herz noch schwerer. „Ich muß mich von ihm wegwenden,“ sprach sie, „damit ich seine Thränen nicht sehe. Sie schneiden mir, wie ein Schwert, durch die Seele. Das arme, liebe Kind weinen sehen, und ihm nicht helfen können, ist mir das Schrecklichste in der Welt. O Gott, der du den Vogel in der Luft nährst, und die Lilie auf dem Felde kleidest, vergiß deine Kinder hier am Felsen nicht. Laß uns nicht vor Hunger sterben! Sende uns Hilfe zu! dir ist ja Alles möglich!“ — Nun erinnerte sie sich ihres Gemahles: „Ach, mein Heinrich,“ seufzte sie, „wenn du die Noth deiner Theodora und den Jammer deines Kin-

des sähest; wenn du die Thränen zählen könntest, die sie seit jener furchtbaren Nacht schon geweint, wie würde dir zu Muthe seyn? wie würde dir das Herz bluten vor Mitleid? Aber ich weiß es, du flehest zu Gott für uns Beide, daß er uns nicht verlasse." —

Wie sie noch redete, erklang über ihr ein Alpenlied, von einer lieblichen, zarten Stimme gesungen. Das Lied war folgendes:

„Stiller Abend kehrt
In das Thal;
Ruht ja Hirt und Heerd'
Ueberall.

Und wem in der Brust
Kummer liegt,
Sey in stiller Lust
Nun vergnügt.

Stillen Abend giebt
Ihm der Herr;
Denn der Vater liebt
Ja die Kinder sehr!" —

„Drum so ruhet! ruhet! ruhet!" — So verlor sich im Alpenjodeln das Lied — und ein Landmädchen, das mit sicherem Schritte vom Felsen geklettert war, stand vor Theodoren, die noch horchend an einem grünen Rasen kniete.

Das schneeweiß gekleidete Mädchen erschrack anfangs bei dem Anblicke der fremden Frau. Bald

aber erholte es sich, und redete sie mit freundlichen Worten an. „Ihr seyd wohl recht müde," sprach es, „und könnt das Ziel eurer Reise nicht mehr erreichen, bevor die Nacht hereinbricht?" — „Ach das Ziel meiner Reise," erwiederte Theodora mit Seufzen, „wo werd' ich es einmal finden? gutes Mädchen, ich bin eine arme unglückliche Frau, und habe keine Heimath. Lange schon irr' ich umher unter fremden Leuten. Den Tag hindurch sinn' ich unter Kummer und Sorgen, wo ich Nahrung für mich und mein Kind hernähme, und am Abende weiß ich noch nicht, wo ich übernachten soll. Ich für meinen Theil trage Alles gelassen und ruhig; aber bei'm Jammer meines Kindes, das dort unter dem Gesträuche liegt und weint, bricht mir wohl oft das Herz. Ach, der arme Knabe hat seit gestern Abend keinen Bissen Brod mehr bekommen. Den ganzen Tag irrten wir durch eine unbewohnte Gegend, wo wir auch nicht einen Menschen sahen." —

Das Mädchen vergoß bei der Erzählung der armen Frau die hellen Zähren. Es hatte gar ein weiches Herz. „Nun so dank' ich Gott," sprach es freudig, „daß er mich hier vorbeiführt, und ich euch helfen kann. Komm, liebes Bübli, setze dich hier neben der Mutter am Felsen nieder, ich will euch Beiden eine ländliche Mahlzeit bereiten." Bei diesen Worten hob sie den Knaben sanft von der Erde, und führte ihn zu der Mutter. Theodora mußte weinen, wie sie dieß sah. So gerührt war sie durch die Gutmüthigkeit des Mädchens.

Dieses aber stellte den Korb, den es am Arme

trug, auf den Boden, nahm Brod daraus, bestrich es mit frischer, süßer Butter, goß Honig darüber, und reichte es der armen Frau und ihrem Kinde dar. Aus einem großen hölzernen Gefäße, das es am andern Arme trug, goß es in ein reinliches irdenes Geschirr süße Milch, und stellte diese den armen Gästen vor, mit den Worten: „So, gute Frau, nun trocknet eure Thränen, und laßt es euch gut schmecken.“ „Und du, Bübli,“ sagte sie zum Knaben, „weine mir ja nicht mehr; denn siehe, der Vater im Himmel hat nun wieder für dich und Mütterli gesorgt.“ — Dann setzte sich das freundliche Mädchen nebenhin, und hatte eine recht herzliche Freude, das Auge am Anschauen der beiden Fremden weiden zu können, die, durch diese Mahlzeit erquickt, immer mehr und mehr sich erheiterten. —

Unter dem hatte es die an der Seite der Frau durch ein rosenfarbenes Band befestigte Mandoline gesehen, und fragte verwundert, was denn das bedeute. Theodora langte das Instrument hervor, griff in die Saiten, und sang dazu gar ein sanftes Heimathlied an den herbstlichen Abendhimmel. Das Mädchen vergaß fast zu athmen, und wie das Lied zu Ende war, da sprang es vor Freude in die Höhe, und sagte nur immer: „in meinem Leben hab' ich keine so lieblichen Töne gehört. Unsere Senner haben nur Flöten, und die Hörner der Gemsenjäger sind auch nicht so angenehm, wie dieses Ding da. Ich würde euch wohl einen Vorschlag machen, wenn ihr ihn annehmen wollet. Morgen feiern wir zu Hause den Aelpersund. Das

ist ein Fest, das bei uns alle Jahre gehalten wird, wenn die Heerden von den Alpen nach Hause kommen. Da singt man, und ist fröhlich, und dankt dem lieben Gott für den Segen des Jahres. — Heute ist es schon spät. Kommt mit mir in meines Vaters Hütte; sie ist nicht weit von hier, gleich unten am Fuße des Berges. Da könnt ihr übernachten, und bei uns bleiben, so lange ihr wollt. Morgen aber müßt ihr uns ein paar schöne Lieder singen." —

Theodoren war es gerade, als hätte ihr ein Engel vom Himmel diesen Antrag gemacht. So freundlich hatte das Mädchen zu ihr geredet. „Mit vielen Freuden," erwiederte sie, „willfahre ich deinem Wunsche; dadurch hast du mir ja den großen Kummer um eine Nachtherberge vom Herzen genommen. Ich danke dir tausendmal; der liebe Gott wird dich dafür segnen. — Doch, gutes Kind, hast du wohl auch überdacht, ob es deinen Eltern recht ist, wenn du arme Gäste mit dir bringst?"

„O sorgt nicht," entgegnete das Mädchen schnell: „meine Eltern sind gut, recht gut. Käm' ich nun nach Hause, und erzählt' ich es ihnen — so würden sie mir's nie verzeihen, wenn ich euch nicht mitgenommen."

Theodora hatte nun nichts mehr einzuwenden. Sie sah zum Himmel und dankte Gott. Dann nahm sie ihren Knaben an die Hand. „Komm, mein lieber Otto," sagte sie: „Nun dürfen wir nicht im Freien auf diesem Felsen übernachten. So schnell hat der liebe Gott unser Gebeth erhört. O danke ihm doch immer recht kindlich." —

Sie folgte nun, in der Seele froh, daß Gott wieder für diese Nacht, und vielleicht auch für einige Tage väterlich gesorgt, dem vorauseilenden Mädchen nach. Weil es Berg abwärts gieng, so war der Weg für sie nun nicht mehr so beschwerlich. Besonders aber fühlte sie sich durch die kleine Mahlzeit erquickt und gestärkt.

Sie hatten in kurzer Zeit eine ziemlich große Strecke Weges zurückgelegt. Wenn der kleine Otto müde werden wollte, so führte ihn auf der einen Seite Theodora, auf der andern das Mädchen an den Armen. — Endlich war die Ebene erreicht. Das angenehme Glockengeläute der Kühe, die das Herbstgras zusammensuchten, und nun allmählig haufenweise nach Hause zogen, die Abendflöten der Hirten auf den Hügeln umher, und die letzten Jagdtöne der Gemsenjäger von den Felsen herab, die das Echo der Bergesketten zehnfach wiedergab, endlich noch hie und da ein Jodler, der am Felsenabhange ein paar Ziegen hütete — dieß alles brachte in Theodora's Herzen eine wunderbar ruhige Stimmung hervor. Es war ihr nicht anders, als müßte sie in diesem Thale bleiben, und als würde Gott daselbst sie noch recht glückliche Tage erleben lassen.

Der Weg, auf dem sie wandelten, hatte sich auf einmal um einen Hügel herumgebogen, — und sie sahen nun in einiger Entfernung mitten in einem Wiesengrunde ein freundliches Häuschen, an eine breitastige Linde angebaut; rings herum aber war es von einem Obst- und Blumengärtchen umgeben. Aus dem Schornsteine hervor rollten, von

den letzten Strahlen der Sonne geröthet, dichte Rauchwolken, ein Zeichen, daß die Hausmutter ihren Angehörigen das Abendessen bereite.

„Sehet," sprach das Mädchen, und deutete nach dem Wiesenanger: „dieß ist meine Heimath. Laßt uns eilen, damit wir sie noch mit Sonnenuntergang erreichen."

Wie sie in die Nähe der Hütte kamen, herrschte rings herum die tiefste Stille. Von den Bäumen nur fielen leise rauschend falbe Herbstblätter. Thüre und Fenster der Hütte waren verschlossen. — Theodora mußte nach dem Willen ihrer Führerin mit dem Knaben unter der Linde stehen bleiben; diese aber verbarg sich hinter der Hecke des Gartens.

Auf einen Wink von ihr griff Theodora in die Saiten der Mandoline, und sang folgendes Lied:

„Seh' ich ein einsam Hüttchen stehen,
Das der lieblichen Eintracht genießt,
Kann ich ja nicht vorübergehen,
Ohne daß es mein Lied gegrüßt.
Lieben Leute da drinnen hört,
Was eine arme Frau begehrt.

Nur ein Stücklein, habet Erbarmen,
Nur ein Stücklein schwarzes Brod.
Was ihr schenkt den verlassenen Armen,
Giebt euch zehnfach der liebe Gott.
Denn was ihr, kündet Er selbst euch an,
Armen thut, habt ihr Mir gethan!" —

Die erste Strophe des Liedes war noch nicht zu Ende, da öffnete sich die Hausthüre, und ein freundlicher, wohlbejahrter Mann, der ganz behaglich sein Pfeifchen rauchte, ließ sich an der Schwelle sehen. Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit dem Gesange zu, und da sich von Zeit zu Zeit sein Antlitz mehr als gewöhnlich erheiterte, so konnte man leicht ersehen, daß er an dem Liede Wohlgefallen fand. Ueber eine Weile gesellte sich seine wackere Hausfrau zu ihm unter die Thüre. Geschäfte am Heerde mußten verhindert haben, daß sie nicht bei'm Anfange des Liedes zugegen war. Sie war noch ein rüstiges, munteres Weib, und die Leutseligkeit sah aus jedem Zuge ihres Gesichtes. Sie hatte eine eben so große Freude am Gesange, wie ihr Mann, und sagte oft während des Liedes: „ach, du mein Gott, wenn nur Rösli da wäre; das wäre Etwas für Rösli." — Nach und nach sammelten sich auch die Knechte und Mägde des Hauses; und selbst Leute, die über dem Wiesenanger drüben ihre Wohnungen hatten, liefen eilig herbei, und standen neugierig um die Sängerin herum.

Wie das Lied zu Ende war, legte Leutholb, so hieß der Hausvater, seine Pfeife nieder, trat aus der Thüre, und näherte sich der fremden Frau. Seinem Beispiele folgte Gertrud, sein Weib.

„Seyd mir willkommen," sprach er zu Theodora, „mit eurem schönen Gesange. War mir doch bei eurem Liede, als wär' ich in's heilige Land versetzt. Ihr könnt mit euren sanften Tönen Einem Herz und Augen rühren, wie der Klausner in der

Beatushöhle mit seinen frommen Worten. Dafür aber dürft ihr nun an meiner Hütte nicht vorüberziehen. Seht es ist schon Nacht — und ich habe ein weiches Lager drinnen. Kommt und ruhet aus von der mühsamen Reise des Tages. Und wenn ich schon euren lieblichen Gesang nicht lohnen kann, so werdet ihr doch einen ländlichen Abendtisch nicht verschmähen." So sprach auch Gertrud. Und wie sie den Knaben an Theodora's Seite gewahrte, da rief sie voll Freude: „welch' ein liebliches Kind; die schönen blonden Locken, das große blaue Auge, und die schneeweiße Farbe seines Gesichtes. Wenn es nicht der armen Frau gehörte — ich wollte wetten, es ist ein Ritterskind." Mit diesen Worten schwang sie den Knaben in die Höhe, und küßte ihn freundlich.

Theodora war über die ungezwungene Einladung dieser braven Leute bis zu Thränen gerührt. „Ich danke dir, lieber Gott," sprach sie laut und feierlich, „daß du mich nach vielen und schweren Leidenstagen in diesem stillen Thale fromme Menschen finden ließest, denen der Kummer und das Elend einer armen, unglücklichen Frau und ihres Kindes zu Herzen geht." — Dann wandte sie sich zu dem ehrlichen Alten und seinem Weibe. „Ihr guten Leute," sprach sie, „ohne das Mitleid eurer frommen Tochter wäre ich nie an eure Hütte gekommen. Ohne ihre Hilfe hätte ich mit meinem Kinde auf jenem Berge wohl verschmachten müssen. Der Herr möge sie segnen, das gute Mädchen."

Die beiden Eheleute sahen sich verwundert und erfreut an. „Unsere Tochter?" fragten sie: „unser

Rösli? Aber wo ist sie denn?" — Da trat das Mädchen hinter der Hecke hervor. Der Alte erblickte sie zuerst. „Ei, ei," rief er, „schau doch, Mutter, schau, da ist sie — ist es wahr, Rösli?" Und die Freude über die gute Handlung seiner Tochter glänzte aus seinen Augen. Die Mutter aber eilte auf ihr Rösli zu, und küßte sie lächelnd mit den Worten: „warte du schelmisches Kind, warum verbargst du dich hinter der Hecke? etwa gar, um dein Lob zu hören?" Dann aber sprach sie im Ernst und gerührt: „Rösli, du hast gut gehandelt. Du machst deinen Eltern Freude und Ehre. Du zeigst vor aller Welt, daß du fromm und menschenfreundlich erzogen wirst. Vater Beatus, wenn ich es ihm erzähle, wird mit dir zufrieden seyn. Ich freue mich recht darüber; und die Engel im Himmel freuen sich noch mehr. Heute Nacht wirst du sanft schlafen und recht süß träumen; denn die heiligen Engel werden um dein Lager seyn. Du aber darfst dich am meisten freuen, Rösli; denn der Herr wird dich segnen, wenn du in der Tugend zu wandeln fortfährst." —

Nun ermahnte Leuthold, man sollte in die Hütte gehen; es könnte die rauhe Herbstabendluft der Frau und ihrem Kinde gar leicht schaden. Die Zuschauer hatten sich nach dem Gesange allmählig zerstreut, und waren in ihre Wohnungen zurückgekehrt, unter vielen neugierigen Fragen, wer wohl die arme Frau mit dem schönen Kinde seyn möge? —

Gertrud nahm nun Theodora bei der Hand, und führte sie in das Haus; Rösli folgte mit dem kleinen Otto. Leuthold aber war der Letzte. Er sah noch

gegen die Alpe hin, ob keine Wolke sich sammle, und ein schönes Wetter zum morgigen Fest sich hoffen ließe. Da er keine sah, schloß er freudig die Thüre, mit den frommen Worten: „Herr, schütze du das Haus in der Nacht!"

Neuntes Kapitel.

Der Aelpersund.

Da noch kaum die Morgendämmerung durch das Fenster von Theodora's Schlafkämmerlein blickte, war sie schon vom Bette aufgestanden, und kniete mit Otto in einer Ecke, um dem lieben Gott für die süße Ruhe der Nacht, die sie schon so lange entbehrten, kindlich zu danken. Sie hatte sich vergangenen Abend mit den braven Hausleuten und ihrer Tochter recht gut unterhalten, und war erst gegen Mitternacht hin schlafen gegangen. Die erquickende Abendmahlzeit, und mehr noch die Freundlichkeit, mit der sie ihr gereicht wurde, hatte sie sehr erheitert. Otto aber vergaß bald die Beschwerden der wochenlangen Fußreise, und war in der Gesellschaft dieser Leute gar nicht schüchtern.

Jetzt, wie sich Beide vom Gebethe erhoben, trat Leuthold festlich gekleidet in die Kammer. Er hatte zuerst nur bei halbgeöffneter Thüre sich sehen lassen. Da er aber merkte, daß sie schon wach waren, rief er sogleich: „nun, liebe Frau, ward ihr zufrieden mit dem Nachtlager? ich meine, ihr solltet gut geschlafen haben. Wir plauderten gestern recht lange. Dacht' ich doch selbst nicht daran, daß es spät in

der Nacht war. Zudem hat euch die Reise müde gemacht. Und du, lieber Kleiner, sprach er zu Otto, siehst heute so munter aus, wie ein Vögelein im Frühling. Warte nur, du wirst gerne bei uns seyn. Heute giebt es genug Unterhaltung für die Jungen." Otto lief hinzu und küßte ihm, wie sehr er sich auch sträubte, die Hand. Theodora dankte von Herzen für alles Empfangene.

Leuthold ließ sie nicht lange reden, sondern zeigte gen Himmel und sagte: „Danket nur dem da oben, von dem ich selbst Alles habe, was ich euch geben kann. — Doch höret, fuhr er fort, ihr dürft uns heute noch nicht verlassen. Seht ihr nicht, daß ich im Feiertags-Wamms dastehe? Wir halten den Aelpersund. Rösli zwar hat euch zu diesem Feste schon eingeladen; doch ich selbst wiederhole jetzt feierlich die Einladung. Ihr könnt an diesem Freudentage mit eurer Mandoline eine Hauptrolle spielen. Alle Leute werden eurem Gesange mit Frohlocken zuhören; und ich sehe es euch an, ihr macht den Leuten gerne Freude."

Theodora konnte nicht anders, als mit gerührtem Herzen seinen einladenden Worten zusagen. „O ihr guten Leute," erwiederte sie: „Läge es doch in dem Willen Gottes, daß ich die Tage meines Lebens in diesem freundlichen Thale, in der Nähe so gutherziger Menschen zubringen dürfte, — wie wollt' ich ihm danken, von dem jede gute Gabe kömmt, und wie gefaßt und ruhig wollt' ich werden, wenn ich auch in diesem Leben nicht mehr ganz froh seyn kann. Da ihr es also selbst verlangt, bleib' ich während des Festes gerne bei euch, und

will an euren Freuden Theil nehmen, so viel es mir möglich ist. Doch, lieber Mann, ihr verzeiht mir, wenn ich euch nichts Fröhliches singen kann. Ach, seit einer fürchterlichen Nacht, die über mich verhängt war, in der ich Alles, Alles verloren, bring' ich keinen einzigen fröhlichen Ton aus den Saiten meiner Mandoline hervor."

Bei diesen letzten Worten Theodora's war der Alte besonders aufmerksam geworden. Das Erscheinen der fremden Frau in diesem Thale, die edlen Züge ihres Gesichtes, ihre reine Aussprache, an ihrem Anzuge die Spuren einer ehemaligen, glänzenden Frauentracht, und vieles Andere, was neugierige Augen an Fremden zu sehen vermögen — war durch zwei volle Stunden der vergangenen Nacht der Gegenstand des Gespräches mit seinem Weibe gewesen. Nun aber war er eins mit sich, die fremde Frau sey keine gemeine Bürgerfrau, sondern vermuthlich von adelichem Geschlechte, und man müsse ihr mit aller Achtung begegnen. Doch ließ er sich für dießmal von seiner Vermuthung nichts anmerken. „Wenn ihr," sprach er, „auch keine fröhlichen Lieder singt, so singt ihr doch fromme Lieder; und dieß ist allen Leuten im Thale recht nützlich. Dadurch werden sie mitten in ihrer Freude an den erinnert, der seinen Segen ausgegossen hat über ihre Heerden, Wiesen und Weinberge, und dadurch der Urheber des heutigen Freudentages ist."

Nun führte er Theodoren und Otto herab in die Stube. Da war Alles, was Hände hatte, mit Zubereitungen auf das Fest beschäftigt. Das ganze Haus wurde mit dunkelgrünen Tannenästen verziert,

und darunter prangten rothe und gelbe Herbstblumen und Kränze von Eichenlaub. Die Linde vor dem Hause war mit Bändern von allen Farben behängt, und überall an den Zweigen herum glänzten rothgelbe Aepfel und blaue Trauben. Der freie Platz unter der Linde war mit Epheu und Ringelblumen bestreut, und von da an bis an die Hausthüre standen zu beiden Seiten junge Tannenbäume, unter denen Tische und Bänke von Birkenholz befestiget waren. —

Wie Gertrud Theodoren über die Stiege herabkommen hörte, trat sie aus der Küche sogleich in die Hausflur, und entschuldigte sich, weil sie der vielen Arbeit wegen nicht schon längst sich nach ihr umgesehen hätte. Theodora aber beruhigte sie mit den freundlichsten Worten, und gieng sogar mit in die Küche, um ihr zu den vielen Geschäften dienstbare Hand zu bieten. — Otto aber sprang mit Rösli auf den freien Platz unter die Linde, und half Kränze flechten und Blumen streuen.

Nach Verlauf einer Stunde waren schon sehr viele Leute versammelt. Auf allen Wegen und Wiesen, und von den Gebirgshütten herab eilten sie festlich gekleidet herbei. Der Alte mit seinem Weibe bewillkommte Alle auf das Freundlichste, und hieß sie unter den Tannenbäumen Platz nehmen. Es war gar lieblich, die Leute so vertraulich unter einander zu sehen. Der Hirte gesellte sich zum Winzer, der Winzer zum Gemsenjäger. Jeder erzählte dem Andern von den Ergebnissen des Jahres, und Alle kamen am Ende darin überein, daß der Herr

sie wiederum reichlich gesegnet, und für den bevorstehenden Winter gesorgt habe. —

Wie sie aber die fremde Frau mit dem Knaben bemerkten, giengen von Mund zu Mund leise Fragen, wer wohl die neuen Gäste seyn könnten, die der Nachbar zum Feste geladen; woher sie kämen, und wohin sie reis'ten. Sie getrauten sich nicht den Hausvater zu fragen. Rösli aber erzählte ihnen endlich, sie habe erst gestern Abends die Frau und das Kind oben am Gebirgswege müde angetroffen und mit nach Hause gebracht.

Theodora's Betragen gefiel Allen ungemein. Sie gieng voll Anstand unter den Reihen der Landleute herum, und grüßte sie mit ungezwungener Freundlichkeit. Ach, sie erinnerte sich mit Wehmuth an die Freudenfeste unter den Kastanienbäumen ihres Schlosses. Besonders lange unterhielt sie sich mit den Alten des Thales, die ihre Leutseligkeit nicht genug rühmen konnten. Otto aber spielte mit den zum Feste gekommenen Knaben so froh und heiter, wie einst im Schloßhofe von Waldbergen.

„Nun," sprach Leuthold, da er alle Gäste versammelt sah: „nun fehlet nur noch der fromme Vater Beatus. Er versprach mir, als ich ihn neulich besuchte, ganz gewiß, daß er bei'm Feste nicht fehlen werde. Dem Greisen wird der Weg über den Felsen wohl beschwerlich fallen. Krank wird er ja doch unterdessen nicht geworden seyn." —

„Das," sprachen Alle, „wolle Gott verhüten." Einige aber, die gegen den Hügel hinsehen konnten, standen in dem Augenblicke auf, und riefen: „Sehet hin; er kommt. Dort steigt er herab; laßt

uns ihm entgegen eilen.“ — Jung und Alt erhob sich; Knaben und Mädchen sprangen voraus, und bestreuten den Weg mit Blumen. Dann kamen Leuthold und Gertrud; Rösli aber führte Theodoren und Otto. An diese reihte sich der ganze freundliche Zug der Landleute.

Am Steg, der über den Wiesenbach führte, begegneten sie dem ehrwürdigen Vater. Da riefen Alle, wie aus einem Munde: „Willkommen! Willkommen!“ und schwangen die Hüte hoch in der Luft. — Beatus sah über sie hin mit einem Blicke, in dem der freundlichste Gruß lag. Den Hausleuten aber bot er traulich die Hand, und sagte: „Nun, wir wollen heute fröhlich seyn im Herrn. Denn er selbst scheint an unserm Feste Wohlgefallen zu haben, da er uns so einen heitern Herbsttag giebt.“

Auf einen Wink der Mutter führte Rösli die fremde Frau mit dem Knaben aus dem Zuge hervor. Beatus erkannte im ersten Augenblicke aus Theodora's edler Gestalt, daß sie wohl eine unglückliche Rittersfrau sey. „Nun, lieber Hausvater,“ sprach er lächelnd: „ihr habt für dieses Jahr, wie ich sehe, ein paar neue Gäste.“ Zugleich erkundigte er sich, wie sie in dieses Thal gekommen. Und da Theodora voll Dankbarkeit Rösli's Mitleid und Menschenfreundlichkeit erzählte — nahm der Greis Rösli freudig bei der Hand, und segnete sie mit dem Gebethe: „Herr, erhalte das gute Kind fortwährend in deiner Gnade, und laß es so fromm wandeln sein Lebenlang!“ —

Wie der Zug unter der Linde angekommen war, stellte sich Beatus in die Mitte, und sprach mit

feierlicher Stimme: „Ihr lieben Leute, da euch die Vaterhuld Gottes auch in diesem Jahre reichlich gesegnet, weßwegen ihr heute dieses Freudenfest halten könnt, so müssen wir vor Allem mit kindlichgerührtem Herzen ihm danken. Immer sey es unser erstes Geschäft und unsre erste Freude, an den zu denken, der der Urheber alles Guten ist. Kein Vergnügen ist rein, wenn man sich nicht dabei erinnert, daß Gott es gegeben. Darum lobet ihn, und danket ihm, und bittet ihn auch fernerhin um seinen Segen. Dann mög't ihr fröhlich seyn den ganzen Tag hindurch." —

Der fromme Vater hatte noch nicht ausgeredet, so kniete schon die Schaar der Landleute auf dem Wiesenanger umher, und stimmte ein Lied zum Lobe Gottes an. Darein erschallten vom Hügel herab Schalmeyen, Flöten und Waldhörner, und auf einem in einiger Entfernung von der Linde errichteten Dankaltare loderte eine helle Flamme, in die, schöngezierte Knaben und Mädchen Weihrauch schütteten. — Am Ende des heiligen Liedes fügte Beatus hinzu: „Herr, erhöre gnädig das Gebeth deiner Kinder, und gieb ihnen deinen Segen!" — Alle sprachen: „Amen!" und erhoben sich von der Erde. —

Jetzt begann das Freudenfest. Von Allem, was das Jahr gespendet hatte, stand das Allerbeste auf dem Tische: ein gutgebratenes Lamm, dann ein junges, schmackvolles Gemsböckchen, die schönsten Birnen, Aepfel und Trauben in schneeweisen Schüsseln. Guter, alter Wein war im Ueberflusse vorhanden. Alle ließen es sich trefflich schmecken: Alle

waren untereinander, wie Geschwisterte. Die Jugend war besonders munter und aufgeräumt; und die Alten sahen es mit Vergnügen, wie sich ihre Kinder so unschuldig unterhielten.

Vater Beatus aber hatte sich gleich im Anfange in die Nähe der fremden Frau gemacht. Mehr als an Allem fand er an den Gesprächen, die er mit ihr führte, Vergnügen. Sie erzählte ihre lange, beschwerliche Reise. Beatus war dabei sehr gerührt; unterließ aber nicht, ihr Muth einzusprechen und Vertrauen auf Gott, der seine Kinder nur prüfe, aber nicht verlasse. —

Da unterbrach sie in ihren Gesprächen eine ländliche Musik, die von der Linde her ertönte. Die Alten riefen: „nun fängt der Reigen an!" und eilten hin, um Zuschauer zu seyn. — Hier war Alles schon in der größten Regsamkeit. Knaben kletterten auf Baumäste, um den herannahenden Zug recht beschauen zu können. Die Mädchen aber hatten sich, weiter davon entfernt, am Hügel herum gelagert.

Nun erschienen die Tanzenden. Hirten und Hirtinnen, alle schneeweiß gekleidet, und grüne Bänder in die Haare geflochten, hatten die schönste Kuh aus der Heerde des Hausvaters mit Blumen geziert, und führten sie frohlockend unter die Linde. Ihre Hirtenstäbe waren mit Epheu umwunden, und auf ihren Hüten ragten hohe Sträuße von Gebirgsblumen. Unter der Linde hielten sie einen ländlichen Tanz. Dann zogen sie sich langsam an der Hütte hinüber, und verschwanden aus den Augen der Zuschauer.

Jetzt kam ein zweiter Zug. Es waren Winzer und Winzerinnen, schwarz gekleidet und mit rothen Bändern geziert. Zwei trugen in ihrer Mitte einen Korb voll gelber und blauer Trauben. Die Jünglinge hatten ihre Rebmesser mit Blumen umschlungen; die Jungfrauen aber schwangen Kränze von Reblaub. Wie sie unter der Linde ihren Tanz vollendet hatten, verloren sie sich auf dem nämlichen Wege, wie die Vorigen.

Nun aber ließ sich noch ein dritter Zug sehen. Das aus der Ferne tönende Jagdhorn gab sogleich zu erkennen, daß es Gemsenjäger und Jägerinnen seyen. Ihre grüne Jagdkleidung war mit gelben Bändern eingefaßt, und ihre Hüte prangten mit bunten Federn von Gebirgsvögeln. Voran trug ein rüstiger Junge über den Schultern einen erlegten Gemsbock. Die Jünglinge schwangen ihre mit Eichlaub geschmückten Armbrüste frohlockend in die Höhe, und schoßen von Zeit zu Zeit Pfeile ab, die ihnen die tanzenden Jungfrauen darreichten. — Endlich waren auch diese vorübergezogen; und die Leute hatten allmählig unter den Tannenbäumen wieder Platz genommen. —

Da näherte sich die Hausfrau leise Theodoren, und bath sie recht zutraulich, in einem Liede sich hören zu lassen. Theodora gerührt durch die Theilnahme, die sie unter diesen Leuten genoß, und aufgemuntert im Vertrauen auf Gottes Vaterhuld, sanfte Ruhe in der Seele und in den Zügen ihres Antlitzes, sang zum wohlklingenden Spiele der Mandoline das Lieblingslied ihres Gatten:

„Wie Er die Sterne am Himmelszelt
Mächtig in ihren Bahnen hält,
Wie Er den unzählbaren Sand
Zählet und kennt am Meeresstrand:
Also verläßt Er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth und sorgt für sie."

Während des ganzen Liedes herrschte ringsum eine feierliche Stille. Aller Augen waren auf die Sängerin gerichtet. Eine allgemeine Rührung sah aus allen Gesichtern. Vater Beatus aber saß wie verklärt da. Seine Gedanken schienen in einer verhängnißvoll entschwundenen Zeit zu leben. Thränen auf Thränen rannten über die weißen Barthaare an der Brust herab. Sein Blick war bald auf die Frau, bald an den Himmel gerichtet. Niemand getraute sich, ihn aus dieser feierlichen Stimmung zu wecken. — Endlich da sich die Leute schon wieder zu ihren ländlichen Spielen auf den Wiesenanger begeben hatten, und nur mehr Theodora mit einigen alten Männern bei ihm saß — erwachte er aus seinem Gedankentraume, und wiederholte mit lauter Stimme die letzten Worte des Liedes:

„Also verläßt Er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth und sorgt für sie."

„Ja, ehrwürdiger Mann," erwiederte Theodora: „Jedes dieser Worte enthält Wahrheit, heilige Wahrheit. Das fühle ich seit gestern, wie noch nie. In meinem Elende rief ich zu ihm, er hat mich und mein Kind nicht verlassen. Er wird auch

ferner für uns sorgen. Dieses Lied hat mich schon oft im Vertrauen auf ihn gestärkt. Auch künftig in jeder Noth will ich es singen."

„Liebe Frau," sprach Beatus, „wenn ihr wüßtet, welch' einen Eindruck dieses Lied auf mich gemacht, ihr würdet Mitleid mit mir, aber zugleich Freude haben. Einst hört' ich es gerne singen, und sang es auch selbst gerne. Jetzt, wenn ich es singen höre, oder selbst singe, erweckt es traurige Erinnerungen in meiner Seele. Und dennoch wird mir am Ende des Liedes so wunderbar wohl, und es ist mir, als würd' ich es einmal noch freudiger singen, wie jemals. Seht, so ist es mir jetzt wieder. Eine stille Heiterkeit strömt durch mein ganzes Wesen. Ihr habt mich durch euren Gesang seltsam überrascht. Ich fühle mich an euch gezogen, als wenn ihr meine Tochter wäret. Wer dieses Lied singen kann, den möcht' ich voll Freude umarmen. O wie froh wäre ich, wenn ich von Zeit zu Zeit einen Menschen hätte, der mich in traurigen Stunden durch dieses Lied erheitern könnte."

„Und wie froh," erwiederte Theodora, „wär' ich, wenn ich anderswo so gute Menschen träfe, wie hier. Nun aber verlaß ich dieses Thal; und wer weiß, wo ich noch überall herumirren muß? Mit Thränen werd' ich weiter ziehen; schwer wird der Abschied seyn. Denn mir war hier, als wär' ich in meiner Heimath." — „So habt ihr denn," fragte Beatus, „kein bestimmtes Ziel eurer Reise?" — „Ach," erwiederte Theodora unter Thränen, „heute weiß ich nicht, wo ich morgen bin; und morgen weiß ich nicht, wohin ich wandern soll." — „Und

möchtet ihr," fragte Beatus weiter, „in diesem Thale bleiben?" — „Nirgends," sprach Theodora, „wäre mir so wohl, wie unter euch. Das ist mein sehnlicher Wunsch, hier ein stilles Leben führen zu können, mit den Leuten zu arbeiten, Leid und Freud' mit ihnen zu theilen, bis es der Herr einmal anders macht, wenn es in seinem heiligen Willen liegt. Doch, lieber Vater, wie soll mein Wunsch in Erfüllung gehen können, da ich eine arme Frau bin? Die Leute haben mir während der Zeit meines Aufenthalts schon so viel Gutes gethan; und es wäre recht undankbar von mir, wenn ich noch mehr verlangen würde." —

„Dafür laßt nur mich sorgen," sprach Beatus, erhob sich vom Stuhle, nahm den Hausvater zu einer kleinen Unterredung auf die Seite, und kam bald wieder lächelnd zurück. — Der Hausvater aber eilte nach dem Wiesengrund, und rief die Leute zusammen. Eilig kamen sie, und umstanden den ehrwürdigen Greisen, voll Erwartung, was er ihnen zu sagen hätte. Da Alles stille war, und auf ihn sah, fing er an zu reden: „Ihr lieben Leute, wie euch der Herr auch für dieses Jahr reichlich gesegnet, davon zeugt genugsam das heutige Fest. Kein Einziges von uns im ganzen Thale kann sagen: ich habe keine Heimath, ich habe kein Brod, ich führe ein kummervolles Leben. Aber seht, die gute Frau hier, deren Thränen ihr so eben fließen seht, hat keine Heimath, und hat kein Brod, und führt ein kummervolles Leben. Wenn sie nun unser Thal verläßt, so hat sie heute Abend keine Herberge; und ist das Brod verzehrt, das wir ihr

auf den Weg mitgeben, so muß sie Hunger leiden. — Der Herr aber sagt: Seyd barmherzig, und laßt eure Mitmenschen nicht in der Noth stecken. Und darum hat er euch so gesegnet; und darum hat er wohl diese Frau mit ihrem Kinde in euer Thal geführt. — Wir alle, nicht wahr? waren heute von Herzen fröhlich. Die arme Frau allein konnte nicht ganz froh seyn; der Gedanke an den Abschied von uns, und die Aussicht in eine traurige Zukunft mußte ihre Freude verdunkeln. Ihr aber könnt mit einem Male jede Sorge aus ihrem Herzen nehmen. So höret, ich will euch einen Vorschlag machen. Gott hat mir ihn in den Sinn gegeben; darum merket wohl auf. Tretet zusammen ihr Alle, die ihr im Thale seyd, und baut der armen Frau ein Hüttchen. Sind viele Hände bei der Arbeit, so ist sie auch bald vollendet. Nun, wollt ihr?"

„Ja," riefen alle frohlockend, „Ja, mit tausend Freuden. Morgen sogleich mit dem ersten Tagesstrahl wollen wir anfangen." — „An meinem Hause," fügte Leuthold hinzu, „soll die Wohnung stehen; und Alles, was zum Baue nöthig ist, gebe ich gerne her."

„Nun," sprach Beatus, „Gott segne eure Arbeit, und lasse euren Kindern das noch angedeihen, was ihr der armen Frau thut." — Der Vorschlag des frommen Vaters hatte nun das Ende des Festes mit wahrer Herzensfreude gekrönt. „Noch nie, so lange wir denken," sagten die Alten, „haben wir den Aelpersunt mit einem so guten Vorsatze beschlossen, wie heuer; gewiß aber war er dem lieben Gott auch noch nie so angenehm, wie diesmal."

Die Weiber und Mädchen traten freundlich zu Theodora, und grüßten sie als neue Einwohnerin ihres Thales. Die Knaben drängten sich um Otto, und wetteiferten um die Gunst des neuen Spielgenossen. Die Männer und Jünglinge hielten mit dem Hausvater Rath über den Bau der Hütte, und maßen den Platz, wo sie stehen sollte.

Theodora wußte bei dem Allem noch nicht recht, wie ihr war. So viel hätte sie nicht erwartet. Sie fand keine Worte zu dem Danke, den sie den braven Leuten, und vorzüglich dem frommen Vater darbringen wollte. Endlich löste ihr ein Thränenstrom die Zunge. Sie gieng mit Otto bei Allen herum, und bot ihnen die Hand. „Ueber den Sternen," sagte sie, „ist Einer, der euch vergelten wird; ich kann es nicht. Bethen will ich zu ihm von Herzen, daß er euch immerhin segne." — So war dieser Freudentag geendet. Man gieng diesmal früher auseinander, als es sonst bei solchen Veranlassungen gewöhnlich war, um desto gewisser morgen in aller Frühe mit dem Bau der Hütte den Anfang machen zu können.

Während der Zeit, daß an der Hütte gebaut wurde, wohnte Theodora bei Leuthold und Gertrud, die sie zuerst so liebreich aufgenommen hatten. Sie half diesen treulich jede Hausarbeit verrichten, und war in allen Geschäften so gewandt, daß sich Jedermann darüber verwunderte. Otto aber war in kurzer Zeit der Liebling des Hausvaters geworden. Der Knabe wußte sich so kindlich an ihn zu schmiegen, und war in Allem, was er zu thun hatte,

so fleißig und unverdrossen, daß ihn die Eltern im Thale ihren Kindern als Beispiel vorstellten.

Bevor noch die Tage des Spätherbstes vorüber waren, stand die Hütte fertig, ausgetrocknet, und mit allem Nothwendigen eingerichtet. Der Tag, an dem Theodora in die Wohnung einzog, war für alle Thalbewohner ein neuer Festtag. Alt und Jung war versammelt, um sie in die Hütte zu begleiten. Alle hatten Geschenke hergerichtet. Die Hirten brachten Brod, Milch, Butter und Käse. Von den Winzern erhielt sie Trauben, Aepfel, Birnen und Wein im Ueberflusse. Die Gemsenjäger aber beschenkten sie mit gutem Wildfleisch und Pelzwerk für den bevorstehenden Winter. Gertrud hatte die Küche und den Heerd mit den nothwendigsten Geräthschaften versehen. Die Tische und Bänke der Stube waren von Leuthold's eigener Hand verfertigt. Rösli hatte für weiße Wäsche und Betten gesorgt.

Von Allem wußte Theodora kein Wort. Wie sie nun von dem ganzen Zuge der Landleute begleitet, in die Wohnung eintrat, und Alles so niedlich eingerichtet, und mit Geschenken überhäuft sah, — da konnte sie sich nimmer halten; sie sank im Angesichte Aller, die zugegen waren, auf ihre Kniee. „Herr," stammelte sie unter häufig hervorstürzenden Thränen: „wie gut hast du für mich gesorgt durch die unbegränzte Liebe dieser guten Leute zu mir. O daß ich es allen Menschen zurufen könnte: vertrauet nur immer auf Gott, er verläßt euch nicht!" Dann erhob sie sich, und betrachtete freudig die vielen Geschenke; und wie sie und Otto, der vor Freude hüpfte, mit so großer

Rührung einem Jeden dankten — da mußten Alle zusammen weinen.

Vater Beatus aber nahm sie lächelnd bei der Hand. „Nun, gute Frau," sprach er, „seyd recht gerne bei uns, und vergeßt die Leiden, die ihr ausgestanden habt." Zu den Landleuten aber sagte er: „Ehret und liebet die brave Frau immerhin; ihr könnet recht viel Gutes von ihr lernen!" —

Theodora war in die neue Wohnung bald eingewöhnt. Es verschwanden ihr die Tage in stiller Einsamkeit und mit unter auch in manchen lieblichen Freuden. Die Leute waren ihr in Allem überaus zuvorkommend. Und man freute sich allgemein jetzt schon auf den Aelpersund über's Jahr hinüber, wo auch ihre Hütte mit grünen Tannenbäumen umpflanzt, und mit Blumen und Epheu geziert, und frohlockend die Ankunft der fremden Frau im Thale, wie man sie hieß, gefeiert werden sollte. —

Zehntes Kapitel.

Theodora's stilles Leben.

Die Tage des Herbstes waren vorüber, und der Winter von den hohen Schweizergebirgen auch in die stillen Thäler hernieder gekommen. So weit man von Theodora's Hütte aus sehen konnte, stand die Gegend beschneit und trübe. Alle Wege lagen unter der Menge des Schnees wie begraben, so daß kaum ein paar Wohnungen, die sich am nächsten standen, Gemeinschaft mit einander haben konnten. Leuthold mußte jeden Tag von seinem Hause aus

zu Theodora's Hütte hinüber bahnen, obwohl sie nur einige Schritte davon entfernt stand.

Auf diese Weise waren alle Besuche der Thalbewohner, wie abgeschnitten. Auch der fromme Vater Beatus mußte in seiner Einsamkeit fortwährend verweilen, und nur das vom Felsen tönende Glöcklein brachte jeden Morgen und Abend den Landleuten die fröhliche Nachricht in das Thal herab, daß er lebe und sich wohl befinde. —

Theodora wußte sich die trüben Tage des Winters in ihrem einsamen Stübchen dennoch angenehm zu machen. Sie hatte sich, bevor der Winter im Thale angelangt war, mit Allem versehen, was sie zu weiblichen Arbeiten nöthig hatte. Wenn sie mit den Verrichtungen in ihrem kleinen Hauswesen fertig war, beschäftigte sie sich mit Stricken, Nähen, Sticken und Spinnen. Denn, dachte sie, kömmt der Frühling heran, so verkaufe ich die feinen Arbeiten in den Gebirgsstädten, und um das Geld, das ich dafür erhalte, kann ich wieder auf lange Zeit für mich und meinen Otto Brod kaufen.

Die liebsten Stunden im Tage waren ihr diejenigen, in denen sie ihrem Otto Unterricht und Lehren ertheilte, durch deren Beherzigung er zu einem braven, frommen und gebildeten Jünglinge heranwachsen würde. Mitten unter der Arbeit ließ sie keine Gelegenheit vorüber, Keime frommer Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen, die in Zukunft wachsen, blühen und Früchte tragen sollten. In den langen Winternächten unterrichtete sie ihn auch im Spiel der Mandoline, zu der er eine außerordentliche Freude zeigte, so daß er sie bis gegen

den Sommer hin schon ziemlich gut zu spielen verstand. Sie lehrte ihn dabei fromme Lieder singen: von der Allmacht Gottes, von seiner unendlichen Liebe zum Menschengeschlechte, von der standhaften Ausdauer im Leiden, von dem ewigen Leben, und noch viele Andere. Auch im Lesen und Schreiben hatte der Knabe in Kurzem sehr gute Fortschritte gemacht. Leuthold, der dem Unterrichte oft beiwohnte, konnte sich nicht genug darüber verwundern; und Gertrud sagte halb im Scherz, und halb im Ernst: „Otto muß in unserm Thälchen einmal gar noch Vogt werden. Er kann ja wunderschön lesen; viel schöner, als unsere Alpensänger, die kaum einige Lieder zu lesen verstehen. Schreiben kann er auch trotz einem Gelehrten; und überdieß versteht er Musik."

Die außer diesen Beschäftigungen noch übrige Zeit der kurzen Wintertage brachte Otto mit Korbflechten und Käfigmachen zu Der Hausvater hatte ihn mit Freuden diese Kunst gelehrt, die zur Winterszeit, wenn die Heerden zu Hause sich aufhielten, auch seine Beschäftigung war. Die Körbe wollte Otto, sobald der Frühling käme, in den umliegenden Orten verkaufen. Die Käfige aber behielt er für sich. Denn die Gemsenjäger hatten ihm versprochen, sie wollten ihn zum Falkenfange auf die Gebirge mitnehmen, und ihm zeigen, wie sich diese Vögel zum Gebrauche auf Jagden herrlich abrichten ließen. Der Knabe konnte es kaum erwarten, bis der Frühling heran nahte. — Endlich schmolz allmählig der Schnee, und hie und da ließ sich schon ein Fleckchen Grasboden sehen mit einigen Pri-

meln und Märzblümchen. Das war allenthalben eine große Freude. Man konnte nun wieder zusammen kommen, und die Leute grüßten sich, wie wenn sie über Land gewesen wären.

Am dritten Frühlingstage kam auch der fromme Vater Beatus von seinem Felsen herab, und nahm Einkehr in Theodora's Hütte, um sich zu erkundigen, wie sich bei ihr der Winter angelassen habe. Er brachte diesmal den Fährmann Klaus mit sich, den er überall als einen braven, biedern Jüngling vorstellte. Klaus grüßte Alle so freundlich, als wenn er schon längst mit ihnen bekannt wäre. Er machte der edlen Frau und den Hausleuten die ersten Veilchen zum Geschenke, die er am Fuße des Berges gepflückt hatte. Auch Rösli erhielt Veilchen. Sie lächelte und steckte die duftenden Blümchen oben in das rothe Band ihrer Schürze. Von nun an kehrte Klaus öfter im Thale ein, und war bei allen ländlichen Festen, wo seine unschuldigen, angenehmen Unterhaltungen nimmer fehlen durften.

Wie der Schnee vollends geschmolzen war, schickte sich Theodora an, ihr Gärtlein umzuarbeiten, und Gertrud und Rösli halfen ihr dabei treulich mit. Otto aber bestieg mit den Gemsenjägern die hohen Gebirge, und fing aus den großen Felsennestern die jungen Falken, die er in kurzer Zeit vorzüglich gut abzurichten verstand. Oder er zog mit seinen Körben, die er auf einen Karren geladen hatte, und mit den feinen Arbeiten seiner Mutter in die umliegenden Dörfer und nahen Gebirgsstädte, und brachte oft am Abende reichlichen Erlös der verkauften Sachen nach Hause, worüber

die Mutter eine große Freude äußerte. Einmal jedoch brachte er gar kein Geld, obwohl er ziemlich viele Körbe verkauft hatte. Das gieng aber so zu:

Als er Abends nach Hause kehrte, in den süßen Gedanken vertieft, daß er die Sorge der Mutter nun wieder auf einige Tage entfernen könne — hörte er mitten im Walde, durch den ihn der Weg führte, einige Schritte seitwärts ein klägliches Gewimmer. Anfangs erschrack er; bald aber fiel es ihm ein, das könnte die Stimme eines Reisenden seyn, dem ein Unfall begegnet wäre, und der menschlicher Hilfe bedürfte. „Ich will doch einmal sehen;" sagte er zu sich selbst, und gieng auf die Stelle zu, woher er das Klagegestön vernommen. Unter einer Fichte lag ein junger Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, der seine wunden Füße mit kühlen Blättern strich, und dabei weinte. „Was fehlt euch, armer Mann?" fragte Otto mitleidig, indem er neben ihn hinkniete. „O Gottlob, daß ich nur einmal einen Menschen sehe;" erwiederte der Fremde. „Ich glaubte schon verschmachten zu müssen. Ich habe den ganzen Tag keinen Bissen Brod gesehen, viel weniger gekostet. Der Hunger quält mich wohl recht heftig. Doch wanderte ich immer muthig fort, in der Hoffnung, bis gegen Abend eine Herberge zu erreichen. Nun aber habe ich meine Füße wund gegangen. Sie schmerzen mich so sehr, daß ich keinen Schritt mehr weiter wandern kann. Ich weiß mir gar nicht zu rathen. Die Angst, hier im schaurigen Walde übernachten zu müssen, hat mir Thränen ausgepreßt. Ach, guter Junge, hilf mir, wenn du mir helfen kannst."

„Ich danke Gott, daß ich es kann,“ sagte Otto, langte das Brod aus seiner Tasche, das ihm die Leute, an die er die Körbe gewöhnlich verkaufte, geschenkt hatten. „Ich bin arm. Doch ich sehe, ihr seyd noch ärmer, als ich. Da nehmt und eßt, während ich euch die Wunden verbinde.“ Nun stand er auf, suchte große Blätter von der kühlenden Wundpflanze, legte sie auf die wehen Stellen, und band sein Sacktüchlein darüber. Der Fremde sah ihn mit großen Augen an. Er meinte, so einen guten Menschen gäbe es nicht; der müsse ein Engel seyn. Er wollte dem Knaben die Hand küssen; allein dieser zog sie zurück und lächelte. Denn er sah mit Wohlgefallen, daß der Fremde nicht mehr weine. — Wie es nun darauf ankam, den Kranken von der Stelle zu schaffen, und ihn in eine Nachtherberge zu bringen; stand Otto eine Weile nachdenkend da, und wußte sich nicht zu helfen. Bald aber rief er freudig: „So ist's! ich hab's gefunden!“ und holte seinen Karren herbei, den er am Wege hatte stehen lassen. Als der Fremde merkte, was er im Sinne habe, sagte er: „ach, so geht es nicht; das wird dir zu schwer werden.“ „Seyd ruhig,“ entgegnete Otto; „in das nächste Dorf haben wir nur mehr eine halbe Stunde Weges. Bis dorthin“ — — Und er nahm nun alle Kräfte zusammen um den Fremden auf seinen Karren zu bringen, aber voll Vorsicht, damit er die wunden Füße nirgend anstoße.

Anfangs gieng die Fahrt gut von Statten. Allein später mußte Otto wohl hundertmal ausruhen. Endlich erreichte er das Dorf. Vor der

Thüre der ersten Hütte, die einem gutherzigen Landmanne gehörte, hielt er an, und bath für den Fremden um eine Herberge nur auf so lange Zeit, bis die wunden Füße geheilt wären. Er erhielt, um was er bath, und führte ihn in das Haus ein. Beim Abschiede drückte er ihm noch die etlichen Groschenstücke, die er den Tag über für seine Körbe gelöst hatte, in die Hand, und eilte, bevor sich dieser von seinem Erstaunen erholen und ihm danken konnte, aus der Hütte, um vor Einbruch der Nacht seine Heimath zu erreichen.

Wie er über Leutbold's Wiesengrund wandelte, und sein Hüttchen in der Nähe sah, wurde es ihm doch ein wenig bange, weil er seiner lieben Mutter weder Brod noch Geld bringen konnte. Und als ihm die Mutter entgegeneilte, und ihn lächelnd fragte: „Nun, lieber Sohn, bringst du uns wieder etwas zu leben?" da fing er laut an zu weinen. Gott, warum weinst du? ist dir ein Leid begegnet?" rief die Mutter besorgt und ängstlich. Otto erzählte nach und nach die ganze Geschichte mit dem Fremden, während welcher Theodora tausend Thränen der Freude vergoß. Am Ende umarmte sie ihn, und sprach: „Gut! recht gut, mein lieber Otto! — Ich bin mit dir ganz zufrieden. Eine größere Freude hättest du mir nicht machen können, und wenn du tausend Juwelen mit nach Hause gebracht hättest. Die etlichen Groschenstücke, die du dem Armen gegeben, wird der Herr segnen, und dir mit reichlichen Zinsen wiedergeben. Und wenn dieß auch nicht der Fall ist, so hast du in dem Bewußtseyn, einem dürftigen Mitbruder ge-

holfen, und dadurch eine deiner ersten Pflichten erfüllt zu haben, Lohn genug." —

Theodora konnte, überwältigt vom süßen Gefühle einer neuen Mutterfreude, diese gute Handlung ihres Sohnes den Hausleuten nicht verhehlen, von denen sie im voraus wußte, daß sie eine eben so große Freude hätten, wie sie selbst. Von den Hausleuten erfuhren es gar bald die Nachbaren, und Alle sagten gerührt: „dem Knaben muß es noch ein Mal recht wohl ergehen. Denn der liebe Gott läßt das Gute nicht unbelohnt."

So vergieng der Sommer und Herbst, und ein Jahr um das andere. Für die Leute aber war der Aufenthalt der edlen Frau in ihrem Thale von größtem Nutzen. Denn sie unterrichtete die Mädchen in Allem, was für das Hauswesen passen, und ihnen für die Zukunft irgend einen Vortheil gewähren konnte. Die Knaben aber gewannen im Umgange mit Otto an Leutseligkeit und jugendlichem Anstande. Diesen Segen erkannten die Eltern gar wohl, und sprachen oft unter einander: „Laßt uns doch die gute Frau nie mit einem Worte, vielweniger durch irgend eine That beleidigen, damit sie für immer bei uns bleibe, und wir auch dann noch, wenn sie der liebe Gott wird heimgeholt haben, auf ihrem Grabe ihr Andenken feiern können.

Eilftes Kapitel.

Thätiges Mitleid — ein süßes Labsal für den Leidenden.

Während Theodora und Otto in dem stillen Schweizerthälchen ein einsames, zurückgezogenes Leben führten — schmachtete der Graf von Waldbergen in einem finstern und dumpfen Gewölbe auf Felsenheim, in das Ritter Dietrich ihn eingekerkert hatte. Es befand sich im dritten Stockwerke des Schlosses. Eine einzige kleine Oeffnung durch die ungeheuer dicke Felsenmauer ließ gerade so viel Tageslicht in den Kerker fallen, daß der Graf die Schrecknisse seines Aufenthalts erkennen konnte. Die Wände waren schwarz, feucht und mit Moos bewachsen; das Gewölbe kaum so hoch, daß ein Mann von mittlerer Größe aufrecht stehen konnte. In der einen Ecke war eine Bank und ein Tisch von Stein, worauf des Grafen Nahrung, Wasser und Brod, gestellt wurde. In der andern Ecke lag ein Bündel Stroh, das ihm zum Nachtlager diente. Schwere eiserne Ketten drückten seine Hände und Füße. Seine Wangen waren blaß und eingefallen, und die Augen von vielem Weinen geröthet. Doch ertrug er all dieses Elend standhaft und geduldig. „Ach," sprach er oft schluchzend: „was sind die Leiden des Kerkers gegen meinen innern Gram, mit dem ich den Verlust meiner Gattin und meines Sohnes beweine? Wie gerne wollte ich euch, ihr schweren Ketten tragen, wenn ich wüßte, ob die Geliebten noch leben, ob sie frei und ohne Verfolgung ihrer Feinde

an einem sichern Orte sich befinden. Wie gerne wollt' ich auf diesem verfaulten Stroh meine schlaflosen Nächte zubringen, wenn mir Jemand sagen könnte: „deine Gemahlin und dein Sohn ruhen auf einem weichen Lager.“ Wie süß würdest du mir schmecken, schwarzes Brod, wenn ich wüßte, daß Theodora und Otto nicht hungern dürfen. So aber leide ich ein zweifaches Leiden. Meine Seele ist niedergebeugt; und mein Leib ist schwach und verzehrt. Ach, was wird es noch mit mir werden? Wenn ich nur einen einzigen Menschen hätte, der mich trösten könnte. Doch, was ist Menschentrost? Zu dir will ich mich wenden, ewiger, gütiger Gott. Du hast mich noch jedes Mal aus meinen Drangsalen herausgeführt. Du wirst auch dießmal meinen Leiden ein Ende machen. Wenn ich mich der vielen Gefahren, die mich von Kindheit auf bedrohten, erinnere; wenn ich bedenke, wie väterlich und weise du mich beschützt und geleitet — dann erhebt sich in meinem Herzen das festeste Vertrauen auf deine Erbarmungen. Und ich fühle in heiliger Anbethung, daß du mir auch im Kerker nahe bist, und deine heiligen Engel mich beschützen.“

So bethete er oft Stunden lang auf seinen Knieen, und suchte im Gebethe Trost und Beruhigung. — Manchmal war es ihm gerade, als wenn Gattin und Sohn schon längst heimgeholt wären in's liebe, ewige Vaterland. Und dann wünschte er sich nichts sehnlicher, als den Tod, um unzertrennbar und auf ewig bei ihnen seyn zu können. Hie und da aber leuchtete ihm die Hoffnung, daß sie noch leben, und er sie wieder sehen werde.

Am liebsten unterhielt er sich in der Einsamkeit seines Kerkers mit der Landschaft von Waldbergen, die Theodora gestickt, und ihm in jener Nacht, da er vom Kampfe zurückgekehrt war, überreicht hatte. Er trug dieses Bild sammt der goldenen Kette, die er im Turniere erhalten, beständig in den Falten seines Kollers, damit Niemand dessen gewahr würde. Nur wenn er sich vom Burgwarth ganz sicher wußte, zog er es hervor, hob es an die Tagesstrahlen, die durch das Gitterloch des Kerkers hereinschienen, und betrachtete es lange. „Theure Gemahlin," sprach er, und Thränen floßen über seine blassen Wangen: „du hattest wohl nicht gedacht, als du dieses Bildniß verfertigtest, daß es einst noch zur Linderung meiner Qual im dunkeln Kerker dienen würde. Wie treu die hohen Thürme nachgezeichnet sind! Hier ist der Schloßgarten, da der Schloßhof, in dem ich in mancher stillen Sommernacht mit Gattin und Sohn gestanden, und die Allmacht des Unendlichen bewundert habe. Hier ist die Altane des Schlosses. Wie wohl war mir, wenn ich nach langen, langen Wintertagen die erste Frühlingsstunde darauf zubringen konnte. — Da sind die Fenster meines Wohnzimmers. Ach, ihr stillen, häuslichen Freuden, die ich am Kamine genoß, wo seyd ihr hingeschwunden? Theodora! Otto! wo seyd ihr?" — So rief er oft und lange; wenn er durch wehmüthige Rückerinnerungen den Schmerz und die Sehnsucht bis auf's Höchste erregt hatte. Endlich machte ein Thränenstrom seinem gepreßten Herzen Luft. Er lehnte sein Haupt an die feuchte Kerkermauer, und weinte

ganze Nächte durch. Nach und nach hatte sich der Schmerz in ein wehmüthiges Verlangen nach Freiheit umgewandelt; und er saß oft Tage lang am Eisengitter, und sah weinend in die liebliche Natur hinaus. Wenn ein Vogel draußen vorbeiflog, schaute er ihm nach, so weit er konnte. „O hätt' ich deine Flügel, glückliches Geschöpf," seufzte er: „du bist frei, und der ganze weite Raum unter Gottes schönem Himmel ist dein Aufenthalt." Wenn vom diesseitigen Ufer des Rheins, das er eben noch mit dem Auge erreichen konnte, ein Schiff abfuhr, und sanftwiegend am Gesträuche vorbeischwamm; so streckte er unwillkührlich beide Arme durch das Gitter, und rief schluchzend, so laut er konnte: „Warte, warte liebes Fahrzeug! Nimm mich mit dir! Führe mich an's jenseitige Ufer! Wie? du hörst mich nicht? du willst mich nicht hören? So fahre hin! fahre hin! und wenn du wieder zurückkehrest, so bringe den Tod für mich!" Er schaute dem Schiffe noch lange nach, bis es immer kleiner und kleiner ward, und er es endlich von den Wellen nicht mehr unterscheiden konnte.

So vergiengen zwei Jahre. Da sandte der liebe Gott eine süße Linderung seiner Leiden, und machte ihm den Aufenthalt im Kerker erträglicher. — Mathilde und Agnes waren seit jener Stunde, da die Burgwarthin ihnen den Namen des Gefangenen entdeckt hatte, sehr um ihn bekümmert. Schon längst hätten sie bei dem Ritter um Gnade für ihn gefleht, allein sie fürchteten seinen unbändigen Zorn. Sie weinten, wenn sie allein waren, die hellen Zähren, und wünschten nur immer eine

schickliche Gelegenheit, den Grafen kennen zu lernen. Lange war ihnen dieß unmöglich. Doch da sie hörten, der Burgwarth müsse für den Gefangenen sorgen, und Dietrich selbst habe diesen seit der Stunde seiner Gefangennehmung noch nie besucht — gieng ihnen ein Stern der Hoffnung auf. Und als Dietrich wieder einmal auf lange Zeit verreis't war, ließ Mathilde den Burgwarth zu sich rufen, und sagte zu ihm: „ich weiß es, Burgwarth, ihr seyd ein mitleidiger Mann, und das unverschuldete Elend eurer Mitbrüder geht euch zu Herzen. Das lobe ich an euch sehr; und ich will euch gewiß noch dafür belohnen. Ich habe erfahren, daß der Graf von Waldbergen eurer Pflege anvertraut ist; und das hat mich in der Seele beruhigt." Bei diesen Worten der Ritterin färbte sich das Gesicht des Burgwarths über und über mit einer dunkeln Röthe, und er stand betroffen da, als wenn er sich schämen müßte. Jene aber fuhr fort, ohne daß sie seine Verlegenheit merken wollte: „ich habe so viel Edles und Schönes von dem Grafen von Waldbergen gehört, daß ich wirklich Lust habe, ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen. Ihr werdet mich also dahin führen, Burgwarth?" Der Burgwarth schüttelte zweimal ganz bedächtig den Kopf, als wenn er gerne dagegen etwas einwenden möchte, und sich dennoch nicht getraue. „Gnädige Frau," stotterte er endlich. „Ich verstehe euch;" fiel sie ihm in die Rede: „ihr fürchtet den Ritter. Doch seyd ruhig, wenn Ritter Dietrich etwas davon erfahren sollte, so wälzet alle Schuld auf mich!" — Auf diese Erklä-

rung der Rittersfrau machte der Burgwarth eine sehr tiefe Verbeugung. „Wenn ihr es so wollt,“ sagte er langsam und abgemessen: „ich bin bereit. Seyd nur so gut, und folgt mir.“ Er gieng voraus; Mathilde und Agnes ihm nach. Der Weg führte über zwei enge Stiegen in einen dunkeln, abgelegenen Schloßgang. Am Ende des Ganges befand sich eine niedere eiserne Thüre. Vor dieser blieb der Burgwarth stehen. „Da drinnen liegt der Graf,“ sagte er, und wollte den Schlüssel anstecken: „Hört ihr nichts? das ist seine Stimme! horcht nur recht!“ Mathilde verboth ihm das Geräusch mit den Schlüsseln, und man hörte den Grafen bethen: „Lieber Gott, wenn du es für mich bestimmt hast, daß ich in diesem traurigen Aufenthalte mein Leben zubringen muß, so lindere doch meinen Gram um die Geliebten. Doch, was du willst, das geschehe.“ Nun traten Mathilde und Agnes ein. Der Graf war sehr überrascht bei dieser ungewöhnlichen Erscheinung. Mathilde aber verneigte sich mit Thränen in den Augen, und sagte: „Seyd getrost, edler Mann! die Wunden, die der Herr schlägt, kann er wieder heilen. Ich und meine Tochter Agnes haben das größte Mitleiden mit euch. Ach, das es mein Gemahl auch hätte! Wir haben schon so viel Gutes von der gräflichen Familie von Waldbergen gehört, daß ich mich schon längst entschlossen habe, euch kennen zu lernen. Wir wollen uns eine Weile zu euch setzen. Erzählet uns eure traurige Geschichte. Wir nehmen den größten Antheil daran.“ Der Graf war darüber so sehr erfreut, daß er

sich nicht enthalten konnte auszurufen: „Du lieber Gott, wie dank ich dir, daß du mir einmal mitleidige Seelen zuführest. Ueberall hast du gute Menschen; sogar im Schlosse von Felsenheim.“ Nun erzählte er seine Geschichte mit so vieler Rührung und Mitleid erregender Herzlichkeit, daß Mathilde und Agnes sich fortwährend die Thränen abtrocknen mußten. Während dem war der Burgwarth immer bei der Thüre stehen geblieben; und stellte sich, als wenn er auch mitleidig wäre. Da rief ihm Mathilde zu, und sagte, indem sie langsam ihren Blick durch das Gewölbe warf: „Dießmal, Burgwarth, hab' ich mich an euch getäuscht. Seht nur recht! das ist doch kein Aufenthalt für den Grafen von Waldbergen. Wir wollen es anders machen. Schickt morgen euer Weib zu uns. Sie soll uns dieses dunkle Gewölbe in ein liebliches Zimmer verwandeln helfen!“ Nun nahm sie Abschied von dem Grafen, und tröstete ihn, indem sie sagte: „Harret geduldig und Gott vertrauend in eurer Drangsal aus. Vielleicht schickt der Himmel gar bald eine günstige Gelegenheit, wo ihr frei werden und zum Besitze eurer Güter wieder gelangen könnt. Darum wollen wir Tag und Nacht unser gemeinschaftliches Gebeth zum Herrn hinauf senden.

In kurzer Zeit war der traurige Kerker in einen freundlichen Aufenthalt umgeschaffen. Das Eisengitter war hinweg, und ein großes Fenster war an dessen Stelle, wodurch gerade so viel Tageslicht einströmen konnte, daß das ausgeweißte Gewölbe durchaus helle war. Die schweren, eisernen

Ketten waren fortgeschafft, und ein niedlicher Tisch und eine Bank von Nußbaumholz standen an dem Platze, den vorher der harte Stein eingenommen hatte. Der Graf bekam eine bessere Kost, und zu jeder Mahlzeit ein Glas alten, kräftigen Rheinwein. Auch eine neue Ritterkleidung ließ ihm Mathilde heimlich verfertigen. Agnes reinigte sogar in der Woche zweimal den Boden des Kerkers, und bedeckte ihn mit Teppichen. Als der Burgwarth dieß sah, schüttelte er den Kopf, und sagte zu seinem Weibe: „Alles recht! wenn nur der Ritter keinen Streich spielt, und den Grafen einmal besuchen will. Er würde wahnsinnig werden vor Zorn; und um uns Alle wär' es geschehen." Die Burgwarthin aber entgegnete: „das wird er wohl bleiben lassen. Sein strafendes Gewissen flieht den Anblick des unschuldigen Grafen, wie das Feuer. Und sollte er es doch einmal wagen — so liegt zunächst ein Felsenloch, wohin du ihn für kurze Zeit bringen kannst."

Zwölftes Kapitel.

Der junge Falkenhändler.

Nach einigen Jahren war in Leuthold's Wohnung eine kleine Veränderung vorgegangen. Rösli hatte die Heimath verlassen. An einem der Aelpersunde war ihre Hochzeit gefeiert worden. Fährmann Klaus hatte sie zu seinem Weibe genommen. Sie lebten in herzlicher Eintracht mit einander, und ihr Hauswesen wurde vom lieben Gott ge-

segnet. Auch hatten sie bald ein paar recht schöne, liebliche Kinderlein, die ihnen tausend Freuden machten. Rösli mußte sie in jeder Woche wohl zweimal über den Thunersee hinüber führen, weil die Großältern die wundernetten Gesichtchen der kleinen Enkel nicht oft genug sehen konnten.

In Theodora's Hütte war seitdem nichts Besonderes vorgefallen. Das Leben der edlen Frau glich einer ruhigen Einsamkeit. Ihre größte Freude hatte sie an dem Wohlverhalten ihres Sohnes. Sie lächelte oft im Stillen, da sie ihn von Ferne betrachtete, wie er so unverdrossen und voll Jugendkraft seine Arbeit verrichtete. Wenn nun Heinrich da wäre, dachte sie sich, wie würde er sich freuen über seinen Sohn. Bei diesem Gedanken mußte sie weinen. So floßen auch immer wieder Thränen mitten unter ihre Freuden. Dieß merkte der liebende Sohn, und trat zur Mutter. „Liebe, gute Mutter," sagte er: „bist du mit mir vielleicht nicht zufrieden, weil du Thränen vergießest, so oft du mich ansiehst? O sage deinem Sohne, worin er nicht recht gehandelt, damit er sich bessern möge." „Nein," versetzte Theodora, und schloß ihn in ihre Arme, „das ist es nicht, was mich zum Weinen bringt. Du warst ja immer ein dankbarer, gehorsamer Sohn; und der liebe G[illegible] wird dich segnen, weil du deiner Mutter Freu[illegible] machst. Jetzt, da du so fromm herangewachsen bist, fühle ich den großen Verlust meines Gatten, deines Vaters, noch viel schwerer als sonst, weil ich keine einzige von all' den vielen Freuden deiner guten Erziehung mit ihm theilen kann. Dieß ist es, warum ich hie und

da so traurig bin. Und doch ist es mir oft um das Herz, als wenn er noch lebe, und ich ihn auf dieser Erde noch einmal sehen würde. Ach, könnte mir Jemand den Ort nennen, wo ihn Ritter Dietrich verborgen hat. Ich würde hinreisen, und mein eigenes Leben wagen. Dem wilden Ritter würde ich zu Füßen fallen, und mit meinen Thränen sein hartes Herz erweichen, daß er uns doch, wenn er den theuren Gatten auch nicht freigeben will, wenigstens in einem Kerker mit ihm schmachten ließe."

So sprach Theodora. Und in des Jünglings Herz erkeimte da zum ersten Male der Gedanke, das Thälchen zu verlassen, und in der weiten Welt herumzuwandern, um vielleicht auf eine Spur von dem geliebten Vater zu kommen. Mit diesem Gedanken legte er sich nieder, und am Morgen erwachte er mit ihm. Ja sogar um Mitternacht träumte er davon. Er gieng ernst und sinnend umher, und saß oft Stunden lang allein unter der Linde neben dem Wiesengrunde. —

Endlich hatte er das sechszehnte Jahr erreicht. Er war ein schöner, stattlicher Jüngling geworden. Wer ihn sah, bewunderte seine Größe und Stärke. Es war seines Alters Keiner im Thale, der ihn daran übertroffen hätte. Man konnte ihn zu allen Geschäften brauchen. Er kletterte höher, als jeder Gemsenjäger. Jedem Falkenneste, und war es auch über beinahe unerreichbaren Felsen, kam er auf die Spur, und hatte es gar bald in Händen. Wie das Klettern auf den höchsten Gebirgen, eben so verstand er die Arbeit der Leute im

Thale. Er beschnitt die Rebe und pflügte den Acker. Ja er hütete oft Wochen lang die Kühheerden über den Alpen. Kurz, er hatte sich in allen ländlichen Verrichtungen so eine Genauigkeit und Gewandtheit angeeignet, daß er allenthalben der Gegenstand der Bewunderung war.

Da trat er am Abende des letzten Sommertages, als er von der Arbeit heimgekehrt war, zur Mutter, die im Gärtlein Blumen begoß, und sagte: „Liebe Mutter, komm, setze dich zu mir in die Laube, und höre, was ich für einen Entschluß gefaßt habe, zu dessen Ausführung ich um deine Einwilligung und um Gottes Segen flehe.“ Die Mutter lächelte neugierig, und setzte sich in die Laube neben ihren Sohn. Und er sprach: „Du weißt, liebe Mutter, wie oft und wie viel wir schon vom Vater geredet, wie wir uns in den langen Winternächten immer von ihm unterhielten; wie dabei Beider Thränen floßen, und wie sehnlich wir ihn in unsere Mitte gewunschen. Du sagtest gar oft, es könnte doch möglich seyn, daß er noch am Leben wäre. Der Schmerz und die Angst in jener schrecklichen Nacht haben sich deiner zu sehr bemächtigt, als daß du damals hoffen konntest, ihn je wieder einmal zu sehen. Eine Gewißheit von seinem Tode habest du so wenig, als eine von seinem Leben. Vielleicht habe ihn der wilde Ritter Dietrich gefangen, und in irgend einen Kerker geworfen, wo er nun schmachte, und vergebens nach Rettung seufze. Solcherlei, liebe Mutter, sagtest du oft; und es ist noch nicht gar lange her, da du wieder eine leise Ahndung von seinem

Leben hattest. Mich aber hat eine so wehmüthige Sehnsucht nach dem geliebten Vater angewandelt, daß ich schon viele, viele Thränen im Stillen vergoß. Und nun habe ich mich gar entschlossen, als Falkenhändler in die weite Welt hinauszuwandern. Auf solche Weise werd' ich überall Eintritt finden. Alle Rittersburgen will ich besuchen. Vielleicht erhalt' ich eine Kunde von seinem Leben und Aufenthalt."

Hier schwieg Otto, und sah der Mutter in's Auge, ihre Antwort erwartend. Sie aber schloß ihn inniger an sich, als fürchtete sie ihn jetzt schon zu verlieren, und sagte weinend: „Du, mein Otto, könntest mich verlassen? Was werde ich anfangen, wenn du fort bist? du warst noch mein einziger Trost, meine Hoffnung in diesem Leben. Lange, lange trug ich Kummer und Elend allein in meinem Herzen, weil du noch ein Knäblein warst. Und jetzt, da du jedes Leiden so kindlichliebend, so zartfühlend mit deiner Mutter theilest, jetzt soll ich dich wieder vermissen? O mein Otto, ich kann dich nicht von mir lassen. Die Angst, auch dich zu verlieren, wird mir das Herz zernagen. Tag und Nacht werde ich keine Ruhe mehr haben. Tausend Gefahren, in die du kommen kannst, werden in den schrecklichsten Gestalten mir vorschweben. Bald seh' ich dich in einem schauerlichen Walde unter reißenden Thieren, wie der Angstschweiß dir von der Stirne rinnt, wie du um Hilfe schreiest. Aber keine menschliche Stimme hört dich. In wenigen Augenblicken bist du verloren. Jetzt seh' ich dich am Wege liegen, sehe dich verschmachten vor Hunger und Mattigkeit. Kein Mensch will

dir helfen; und ich, deine Mutter, bin ferne; ich kann dir kein Brod reichen, kein Lager dir bereiten, kann deine wunden Füße dir nicht verbinden; ich kann nichts, als weinen; weinen, so lange ich Thränen habe, und dann kann ich auch dieß nicht mehr. — Jetzt sehe ich eine Ritterburg. Die schauerliche Umgebung, die ungeheuern Felsenmassen sagen mir, es ist Dietrich's Burg. Aus einem Eisengitter heraus hör' ich klägliche Töne; ich höre ein wehmüthiges Seufzen nach einer verlassenen Mutter. Ach, das ist die Stimme meines Sohnes; deine Stimme ist es, mein Otto; an ewige Ketten geschmiedet, mußst du dein Leben dort zubringen. Keine Rettung ist möglich. Du bist mir auf immer genommen. Dein Leben ist mir schrecklicher, als dein Tod. Dieß bricht mir das Herz. Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich werde sterben. O Gott! Gott!" —

Nun konnte sie nicht mehr reden. Sie sah starr vor sich hin und weinte. Otto aber suchte sie zu trösten. „Liebe Mutter," sagte er, „du stellst dir nur das Schrecklichste vor, das geschehen könnte. Schlage alle diese Gedanken aus deinem Sinne. Denke vielmehr, daß ich überall unter dem Schutze des Herrn stehe. Ich bin überzeugt, daß mich der liebe Gott wieder zurück in deine Arme führen wird. Ueberdieß bin ich ja nur auf kurze Zeit von dir getrennt. Ehe ein Jahr vorüber ist, bin ich wieder bei dir. Und dann, welche Freude, wenn ich dir Nachricht vom lieben Vater bringen kann. O glaube mir, jener einzige Augenblick des Wiedersehens und der Um-

armung wiegt jeden Schmerz und jede Angst auf, die du während meiner Abwesenheit empfunden. Sey nun ruhig und gefaßt, liebe Mutter; empfiehl mich der Vorsehung Gottes, und bethe für mich. Dann ziehe ich munter meine Wege; denn Gottes Segen geleitet mich, und das Gebeth meiner Mutter. Bist du so zufrieden mit deinem Sohne?" —

Theodora schwieg eine Weile, und hob die Hände bethend zum Himmel. Dann aber sagte sie entschlossen: „Ja, ich bin es. Mein innerer Kampf ist vorüber. So ziehe denn, mein Sohn, in Gottes heiligem Namen. Ich habe dich seiner schützenden Vorsicht empfohlen. Mein Inneres sagt mir, daß ich dich wieder sehe, vielleicht fröhlicher, als ich dich jetzt entlasse." — Nun trocknete sie ihre Thränen. Auch Otto wurde fröhlich. Er sah im Geiste schon so viele prächtige Ritterburgen; und in der Nacht träumte er von einem hohen felsigen Schlosse, in dem er seinen lieben Vater gefunden habe.

Die noch kurze Zeit vor Otto's Abreise verschwand unter verschiedenen Zubereitungen. Theodora verfertigte ihm ein Gewand, wie es die Falkenhändler der damaligen Zeit gewöhnlich trugen. Dem schlanken Jünglinge stand diese Tracht besonders gut. Das hellgrüne Wamms mit den weiten aufgeschlagenen Aermeln stach über dem hochgelben, Gemsledernen Beinkleid niedlich ab. Die rothen Halbstiefel, die bis an die Hälfte der Wade reichten, erhöhten die weiße Farbe der Strümpfe, um die ein schwarzes Band von Sammet unterhalb

dem Knie gebunden war. Um seinen Leib schlang sich ein breiter, lederner Gürtel mit einer glänzenden Stahlschnalle. Seine Kopfbedeckung war ein schwarzes, geschlitztes Baret, mit einer Goldschnur eingefaßt, die Theodora in jener Nacht der Verwüstung sammt einigen andern Kostbarkeiten gerettet hatte. Seitwärts über dem Baret prangte eine grüne Feder von einem großen Gebirgsvogel und neigte sich gegen die blonden Haarlocken, die zu Hunderten über die Schultern des Jünglings herabfielen. Die Landleute, die auf das Gerücht, daß Otto verreise, herbeigeeilt waren, um von ihm Abschied zu nehmen, konnten sich nicht satt an ihm sehen. — Am Tage vor der Abreise bestieg Otto die Beatushöhle, um von dem frommen Vater den Segen zu einer so weiten Reise zu holen. Auch Klaus und Rösli besuchte er. Sie weinten herzlich, da er von ihnen Abschied nahm.

Am früheſten Morgen des dritten Herbsttages nun machte sich Otto fertig, nahm das Käfig mit den Falken, an das er zwei starke Riemen befestigt hatte, auf den Rücken, und die Mandoline unter den Arm, und trat schluchzend vor die Mutter. Sie weinte und sagte: „ich will dich eine halbe Stunde weit begleiten, lieber Otto!“ Sie verließen die Hütte. Theodora trug ein Päckchen, in das sie weiße Wäsche für ihn gebunden hatte. Sie giengen durch das Gärtlein. An der Laube stand ein hoher Strauch voll rothblühender Rosen. Theodora pflückte die schönste, und steckte sie auf das Baret ihres Sohnes: „So oft du,“ sagte sie, „diese Blume ansiehst, denke an deine zurückgelas-

sene Mutter." Sie giengen weiter. Nun lag das Gärtlein und die Hütte hinter ihnen. Otto schaute noch ein paarmal zurück. Lebe wohl, dachte er, du stiller Herd, an dem ich zum Jünglinge gereift. — In Leutbold's Wohnung kehrten sie eine Weile ein; Leutbold und Gertrud segneten den Reisenden. „Wir wollen bethen," sagten sie, „daß euch der liebe Gott glücklich wieder zurückführe." — „Der Mutter wegen," setzte Leutbold hinzu, „dürft ihr gar nicht in Sorgen seyn. Ihr laßt sie in guten Händen. Es soll ihr nicht das Geringste mangeln, gerade als wenn ihr selbst da wäret."

Jetzt wanderten sie über den Wiesengrund, und machten einen kleinen Umweg durch das nächstliegende Dörfchen. Hier erschienen rechts und links aus den Fenstern der Hütten Aerme und Hände; und Stimmen erschollen: „Gute Reise! Lebet wohl! Gott mit euch!" Viele Landleute standen unter den Thüren, und wünschten dem Vorübergehenden Glück, recht viel Glück.

Wie sie die Anhöhe und das Plätzchen erreicht hatten, an dem Otto vor neun Jahren matt und hungrig niedergesunken, stand Theodora still, und sagte: „Bis hieher, mein Sohn! Nun will ich wieder in meine Hütte zurückkehren. Du aber gehe mit Gott. Ich darf dir nicht jetzt erst sagen, wie du leben sollst. Ich habe dich von Kindheit auf zur Tugend angehalten. Und ich hoffe und glaube es von deinem guten Herzen, daß du auch in der Fremde stets meiner Lehren gedenken werdest. So ziehe denn im Frieden! der Herr sey dein Geleitsmann, und segne dich. Lebe wohl! und hörst du,

daß dein Vater lebe, so eile, und bringe recht bald diese fröhliche Nachricht deiner traurenden Mutter."

Otto schluchzte. „Sey nicht gar zu traurig wenn ich fort bin," sagte er; „und denke, wenn die Maiglöckchen blühen, bin ich wieder bei dir." Er drückte ihre Hand fest an seine Lippe: „Dank, Dank, noch einmal Dank für Alles, für deine theure Mutterliebe, für Alles!" — Theodora weinte, umarmte und küßte ihn. Dann gab sie ihm das Bündelchen. „Jetzt genug!" sagte sie, „Wir wollen gehen! ich zurück in meine Hütte, und du in die weite Welt!" — Sie trennten sich. Theodora stieg diesseits, Otto jenseits von der Höhe herab. Er blieb noch oft stehen, sah am Felsen hinauf, und rief, obwohl er seine Mutter schon lange nicht mehr sehen konnte: „Lebe wohl! Lebe wohl!" —

Dreizehntes Kapitel.

Ein Krankenbett.

Kaum waren einige Wochen seit Otto's Abreise vorüber, als Theodora mit einem Male zu kränkeln anfing. Sie konnte nur mehr ein paar Stunden in der Nacht schlafen; sie aß sehr wenig; die Füße trugen sie nimmer; und oft sank sie zusammen vor Mattigkeit. Gertrud und Leuthold sahen sie recht bedenklich an; und Gertrud sagte: „es muß euch nicht wohl seyn, gute Frau; denn ihr seht nicht aus, wie sonst." — „Seyd ruhig," erwiederte Theodora: „es ist nur Sorge um meinen Sohn, wie es ihm in der Fremde ergehen

werde. Zudem bin ich es noch nicht gewohnt, ohne ihn zu seyn, den mir der liebe Gott von Allem allein gelassen. Sind nur noch einige Tage vorüber, so bin ich wieder heiterer." — „Das wolle Gott geben," entgegnete Leuthold, und hob sein Auge, in dem eine Thräne stand, hoffend zum Himmel. Wie er aber mit Gertrud allein war, schüttelte er den Kopf, und sagte: „Ich fürchte, ich fürchte, der Sohn verliert seine Mutter, ehe er wieder in's Thal zurückgekehrt ist. Mir gefällt das Aussehen der guten Frau gar nicht. Sie ist krank, recht krank, und sie selbst will es nicht fühlen. Wenn der Frühling schon da wäre, wollte ich glauben, daß sie sich bald erholen könnte. Allein so steht der Winter bevor, eine schlimme Jahreszeit für kranke Leute, besonders in unserm Lande, wo der Schnee die Hütten verschlingt."

Was Leuthold vorher befürchtete, zeigte sich leider schon am folgenden Morgen in Wirklichkeit. Als er in Theodora's Stübchen eintrat, um ihr, wie gewöhnlich, einen freundlichen Morgengruß zu bringen, fand er sie nicht an ihrem Arbeitstische, wo sie sonst schon in aller Frühe sich beschäftigte. Er suchte sie in der Küche, im Gärtlein. Auch da war sie nicht. Nun rief er vor der Thüre der Nebenkammer: „seyd ihr noch im Bette, liebe Frau?" — Da hörte er Theodora's schwache Stimme: „Kommt nur herein, guter Leuthold!" Wie er eintrat, erschrack er. Denn die Frau war blaß, wie eine Leiche, und hatte sich halbangekleidet auf ein Kopfkissen gelehnt. „Ach," sagte sie, „ich muß es nun wohl glauben, daß ich krank bin. Denn ich fühle

mich diesen Morgen so schwach, daß ich mich nicht einmal ganz ankleiden, vielweniger die Kammer verlassen konnte. Schreckliche Träume quälten mich in der Nacht, und raubten mir vollends den geringen Schlaf, der mich sonst noch erquickte. Ach, wenn nur der nahe Winter schon überstanden wäre. Lieber Leuthold, mir ist, als wenn ich die Frühlingsblumen meines Gärtleins nicht mehr werde blühen sehen."

„Vertraut auf Gott," entgegnete Leuthold, „er wird euch wieder gesund machen. Seht, ich war schon zweimal recht gefährlich krank; und man mußte glauben, mit jeder Stunde gienge mein Leben zu Ende. Gertrud, das brave Weib, jammerte überlaut an meinem Bette; Rösli weinte in das Kissen, in dem sie ihr Gesichtchen verbarg. Und der liebe Gott hat doch wieder geholfen." „Sein Wille geschehe auch an mir," sprach Theodora, und legte sich zurück auf das Bett; denn sie fühlte sich immer schwächer. „Ich will Gertrud holen," sagte Leuthold: „Gertrud kann euch das Bett zurecht richten; dann ruht ihr besser. Auch eine Suppe muß sie euch kochen; ihr seyd noch nüchtern. Vielleicht wird es euch wohl darauf." — Mit diesen Worten verließ er die Kammer. Bald darauf kam Gertrud. Sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, da sie die blasse Frau sah. Sie gab ihr eine kräftige Suppe, und richtete ihr das Bett zurecht, worauf sich Theodora ein wenig erholte.

Nach einer Stunde trat Leuthold wieder in die Kammer, um sich zu erkundigen, wie sie sich jetzt befinde, und ob sie nichts wünsche oder begehre.

Da erhob sie sich, so viel sie konnte, vom Bette. „Den Vater Beatus,“ sagte sie, „möchte ich so gerne noch ein Mal in meiner Hütte sehen, bevor ich sterbe. Durch seine frommen Gespräche wurde ich immer aufgemuntert und fester im Vertrauen auf Gott. Auch die bangen Stunden der Krankheit und des Todes werden sie mir freundlicher machen. Zudem liegt mir Etwas schwer auf dem Herzen, das ich ihm anvertrauen muß. Darum, lieber Leuthold, seyd so gut, und schickt einen Bothen nach der Beatushöhle. Laßt dem Vater einen Gruß von mir entbieten, und ihm sagen, ich begehre sein, da mich der Herr mit einer schweren Krankheit heimgesucht. Laßt ihm sagen, es sehne mich so sehr, Worte der Salbung und des Trostes aus seinem Munde zu vernehmen, damit mein Tod sanft werde und ruhig, wie der Tod einer Blume.“ —

„Sogleich soll geschehen, was ihr wünschet,“ erwiederte Leuthold: „ich selbst will nach der Beatushöhle gehen. Und sind meine Füße auch nicht mehr so munter, wie bei einem Jungen, der Weg soll mir doch nicht zu sauer werden.“ Er gieng, zog seine Jaze an, nahm seinen Reisestab, und stieg so schnell er konnte, über den Felsen. Er traf den frommen Vater in der Laube seines Gärtleins. Wie er eintrat, und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, erhob sich Beatus. „Seyd ihr's, Leuthold,“ rief er ihm entgegen: „Wie ihr so schnelle athmet! ein Mann von eurem Alter sollte sich Zeit lassen im Steigen über den Felsen herauf.“ „Das würd' ich auch thun,“ entgegnete Leuthold, „wenn

ich auf einen fröhlichen Besuch zu euch käme. So aber schickt mich die fremde Frau; sie begehrt euer; denn sie ist krank." — „Krank?" fiel der fromme Vater ein, und war traurig überrascht: „ist sie gefährlich krank?" — „Wollte Gott, sie wäre es nicht," sagte Leuthold, und eine Thräne stand ihm im Auge: „wie würde Otto jammern, wenn er dieß wüßte. Allein wie hätte der gute Jüngling so etwas denken können, als er unser Thal verließ. Sie war noch frisch und gesund, wie er selbst. Ach, vielleicht hat er sie damals zum letzten Male gesehen."

Nun reichte der fromme Vater dem Landmanne eine Erfrischung dar. Und wie dieser einige Zeit geruht hatte, sagte er: „wir wollen nicht länger säumen, vom Felsen zu steigen. Die Zeit bis zu unserer Ankunft wird der guten Frau eine Ewigkeit werden."

Eine Stunde nach Mittag gelangten sie in der Hütte an. Wie Theodora sie kommen hörte, zog sie den schwachen Arm über die Bettdecke; und da Beatus eintrat, bot sie ihm zitternd die Hand entgegen. „Nicht wahr? ehrwürdiger Vater," sagte sie und wollte lächeln: „seitdem ihr mich das letzte Mal gesehen, bin ich recht blaß geworden! „Mit Gottes Hilfe," erwiederte Beatus, „werdet ihr auch bald wieder frisch und gesund aussehen. Und wenn dieß nicht der Fall ist, so denket noch in den letzten Augenblicken eures Lebens: was der Herr thut, das ist wohlgethan. Er weiß, warum er es thut. Gelobt sey sein Name."

Nun setzte er sich neben ihr Bett, und erquickte ihr Herz mit frommen Trostworten und heiligen Reden. Nach ein paar Stunden, da sie allein waren,

nahm Theodora des frommen Vaters Hand, und sagte: „ehrwürdiger Mann, seit dem Tage, da ich in dieses Thal kam, ist mein Name und Stand verborgen geblieben. Die Furcht, von meinen Verfolgern aufgefunden zu werden, zwang mich, ihn nie zu entdecken. Nun aber, da ich gefährlich krank bin, und wohl auch sterben werde, muß ich ihn einem Manne vertrauen, der mich, seitdem ich ihn kenne, so sehr liebt, als wenn ich seine Tochter wäre. Ihr, ehrwürdiger Vater, seyd dieser Mann. So wisset, ich heiße Theodora, und bin eine geborne Fräulein von Stauffen und Gemahlin des Grafen Heinrich von Waldbergen. Otto ist mein und des Grafen liebster Sohn. Die ersten Jahre meines ehelichen Standes waren die seligsten in meinem ganzen Leben. Bald aber hat es dem lieben Gott gefallen, mich durch eine lange Reihe von Jahren mit schweren Drangsalen und Leiden heimzusuchen."

Nun erzählte sie ihre ganze Geschichte, von jener verhängnißvollen Nacht angefangen, bis auf die Stunde, da sie mit dem frommen Vater bekannt wurde. Sie mußte oft in der Erzählung inne halten. Denn ihre durch die Krankheit ohnehin schon geschwächten Nerven waren dabei zu sehr angegriffen. Am Ende der Erzählung fügte sie noch hinzu: „Nun bitte ich euch, ehrwürdiger Vater, daß ihr euch meines Sohnes annehmt. Ihr wißt nun seinen Stand und seine Abkunft. Vielleicht kann er in Zukunft noch glücklich werden." Beatus war gerührt durch die Bitte der Frau, und erwiederte: „Eures Sohnes wegen dürft ihr euch im Geringsten nicht kümmern. Ich will Vaterstelle an ihm vertreten. Und

mit Gottes Hilfe werd' ich ihn früher oder später in seinen vorigen Stand zurückbringen können." — „Nun ist mir ein großer Stein vom Herzen," sagte Theodora, und athmete leichter: „nun kann ich ruhiger sterben. Dem lieben Gott sey dafür gedankt."

Beatus blieb noch eine Stunde bei ihr. Dann aber verließ er sie; denn er sah wohl, daß sie der Ruhe bedürfe. Er versprach ihr, den andern Tag in aller Frühe wieder zu kommen. — Eine Weile nachher, da sie sich etwas kräftiger fühlte, richtete sie sich im Bette auf, und schrieb folgenden Brief an ihren Sohn in der Fremde.

Vierzehntes Kapitel.

Das letzte mütterliche Vermächtniß.

„Mein lieber Otto! mein einziger, theurer Sohn! — Zum letzten Male auf dieser Erde kann ich dich also nennen. Mit zitternder, schwacher Hand schrieb' ich diesen Brief an dich nieder. Meine Kräfte sind erschöpft. Mein Herz schlägt schwach und schnelle. Meine Wangen sind blaß und eingefallen, und die Augen trübe. Fieberfrost fährt durch meine Glieder; und ich fühle es nur zu sehr, daß der Tod bald, recht bald in meinem Stübchen einkehren, und mich in's ewige Vaterland heimholen wird. Es ist heute der letzte Herbstmorgen. Die wenigen Blumen in unserm Gärtlein, die gestern noch blühten, hat heute Nacht ein kalter, neblichter Frost welk gemacht. Sie liegen am Boden; ihre Blätter sind verdorben. So

bin ich vielleicht bis morgen hingewelkt, und meine körperliche Hülle liegt starr, kalt und leblos."

„O mein Otto, was ist es um das menschliche Leben? eine Zeit voll Drangsalen und Leiden. Und am Ende hat man keine einzige Freude, wenn man nicht das Bewußtseyn haben kann, immer rechtschaffen und fromm gelebt zu haben. — So ist es auch mir ergangen. Du weißt, was ich ausgestanden habe; wie ich mit dir in jener schrecklichen Nacht entflohen bin; wie elend und verlassen ich im Lande herumirrte; wie ich dir, dem weinenden Knaben oft nicht einmal ein Stücklein Brod geben konnte. Ach, und die Thränen alle, die ich um deinen Vater weinte; die Seufzer, die mir in schlaflosen Nächten beinahe das Herz abdrückten; der Kummer, und die Nahrungssorgen, unter denen ich dich groß gezogen — dieß Alles, mein lieber Otto, weißt du recht gut; und schon als Kind hattest du ein so fühlendes Herz, daß du die Leiden der Mutter mitempfandest. Doch im Bewußtseyn, daß ich vor Gott tugendhaft gewandelt, fand ich Stärke und Beruhigung in allen Drangsalen. Ja es entsprang daraus wohl manche stille Freude, für die ich dem lieben Gott tausendmal danke. Und jetzt auf dem Sterbebette giebt mir dieses Bewußtseyn ruhige, heitere Wonne und die Sehnsucht nach dem Ende meiner Leiden, um recht bald bei'm himmlischen Vater zu seyn."

„Damit du nun, mein lieber Sohn, auf deinem Sterbebette auch einmal diese Beruhigung haben mögest, so schreibe ich dir unter meinen letzten mütterlichen Thränen einige gute Lehren nieder, um

dich im Fortwandeln auf der Bahn der Tugend zu bestärken. Alles, was ich dir schreiben kann, hab' ich dir von Kindheit auf schon oft gesagt. Doch du wirst es immer wieder gerne hören. Es werden dir diese Worte zugleich das Andenken an deine verstorbene Mutter seyn. Sonst, liebes Kind, kann ich dir in meiner Dürftigkeit nichts hinterlassen."

„Wenn du im Frühjahre von deiner Reise zurückkehrest, und mit den Erstlingsblumen der Flur in unsere Hütte eilst, um deine Mutter zu umarmen, im Herzen froh, daß du nun wieder bei ihr seyn könnest — da wirst du keine Mutter mehr finden. Das Plätzchen wo sie gewöhnlich saß, wird leer seyn. Auch in der Gartenlaube wirst du sie nicht finden. O mein Kind, mein armes Kind, wie wird dir dann zu Muthe seyn! du wirst rufen durch den Anger, durch die Fluren hin: „Mutter, Mutter, wo weilest du? siehe, dein Otto ist zurückgekehrt! o Mutter, komm doch, komm! er will dich umarmen! laß ihn nicht lange warten!" Aber, ach, die Mutter wird nicht antworten. Dann wirst du in Leuthold's Hütte treten, und wirst fragen wollen. Hier siehst du bleiche, trauernde Gesichter, und Thränen siehst du in den Augen. Und Leuthold wird sagen: „Armer Jüngling, du suchst umsonst. Deine Mutter ist nicht mehr hier. Sie ist fortgewandert." Dann, wenn du fragen wirst: „ach wohin ist sie gewandert?" wird er dir antworten: „Weit, weit fort! dahin, wo sie nichts mehr zu leiden hat, wohin wir Alle so gerne ihr folgen möchten, in den Himmel." — Nun werden dich die guten Leute zu meinem Grabe führen. Sie wer-

den weinen bei deinen Thränen; und Leutbold wird dir diesen Brief übergeben mit meinem mütterlichen Gruße und Segen für dich."

„So höre die letzten Worte deiner sterbenden Mutter:

Mein Sohn! das Erste und Schönste und Seligste für den Menschen ist die Liebe zu Gott, seinem allmächtigen Schöpfer. Wie ich diese von deiner Kindheit an dir in's Herz gepflanzt habe, so bewahre sie als das köstlichste Kleinod, das dich reich und glücklich machen kann. Laß sie aufblühen in deinem Herzen als eine liebliche Blume aus den Gärten der Seligkeit. Die Liebe zu Gott ist es, die den Menschen rein und heilig macht, die ihn fortwährend auf dem Wege der Tugend erhält, die ihn nicht wanken läßt in Vollführung seiner frommen Entschlüsse. Die Liebe zu Gott ist es, die den Menschen stets an ihn erinnert, von dem er sein Leben, und Alles, was er besitzt, erhalten hat. Darum, mein Otto, lasse stets die Liebe zu Gott in deiner Seele emporflammen zu einer heiligen Flamme, die alles Andere verzehrt, was nicht von ihm ist, der Urquelle des Reinen und Guten. Halte immer fest an ihn und seinen göttlichen Sohn, unsern Heiland. Von dieser heiligen Liebe durchdrungen, wirst du immer zufrieden leben können, es mögen dich süße Freuden erquicken, oder bittere Leiden über dich kommen. Zwar werden häufige Versuchungen von Außen dich von der Liebe zu Gott abzuwenden suchen. Du wirst leider viele Menschen kennen lernen müssen, die nicht nur von Gott und seinem heiligen Willen nichts wissen oder nichts wissen wollen,

sondern die sich sogar unterstehen, ihn zu lästern, und dich verspotten und verhöhnen, weil du in frommer Einfalt des Herzens ihn anbethest und liebst. — Doch, mein lieber Sohn, fliehe den Umgang mit solchen Menschen, wie das Gift einer Schlange. Sie verderben junge Herzen, und legen den Zunder eines künftigen bösen, unglücklichen Lebens in sie. Halte du dich stets nur an das, was ich dir von Gott und göttlichen Dingen gesagt habe — und du wirst glücklich seyn."

Wenn du wahre, reine Liebe zu Gott im Herzen hast, so wirst du auch alle Menschen, wie deine Brüder lieben. Denn so will es ja der Schöpfer aller Menschen, und hat es uns durch seinen ewigen Sohn verkündet, nach dessen heiliger Lehre wir unser Leben einrichten sollen. Liebe Freunde und Feinde, liebe die, welche dir Böses thun oder reden, wie jene, von denen du Gutes erhältst. Sie alle sind Kinder des ewigen Vaters im Himmel, zu dem wir einst kommen wollen. Und wenn es dir schwer werden sollte deine Feinde zu lieben, so denke nur, daß sie dir Gutes thun, ohne daß sie es wissen; indem sie dich durch ihre Beleidigungen zur stillen Geduld und Sanftmuth anhalten. Das Beste, was du in solchen Fällen thun kannst, ist, daß du für sie bethest, damit der liebe Gott sie erleuchte, und ihnen ein menschenfreundliches Herz gebe."

„Laß nie ab vom Gebethe. Am Morgen, wenn du erwachst, erhebe deine Seele zu Gott, deinem Schöpfer; und Abends, ehe du dich zur Ruhe legst, erinnere dich als ein dankbares Kind aller Wohlthaten, die du jede Stunde und Minute aus des

himmlischen Vaters Hand empfängst, und empfehle dich mit Allem, was dein ist in seinen allmächtigen Schutz. Auch unter Tags schwinge fromme Empfindungen himmelwärts, und denke selbst während der Arbeit an den lieben Gott. Denn Alles, was du beginnst, geht dir leichter und vollkommener von Statten, wenn du ihn um Erleuchtung und Gnade gefleht hast."

„Im Umgange mit den Menschen sey stets liebreich, bescheiden und zuvorkommend. Ein stilles, freundliches Betragen ziert den Jüngling ungemein, und macht ihn der höchsten Achtung aller Edelgesinnten würdig. Sey nie schnell in deinen Reden, nie zornig oder rachgierig gegen Andere. Wie viel üble Folgen für sich und Andere aus einer unüberlegten, raschen That schon oft entstanden sind — davon weißst du selbst ein hellleuchtendes Beispiel."

„Werde nie unwillig über deine Armuth. Denke, daß der liebe Gott die besten Absichten haben mußte, warum er dich von einem reichen Grafenkinde zu einem armen, sehr armen Knaben erniedrigte. Vielleicht hätten Reichthum und Würde deinem Seelenheile geschadet. Dann danke ich jetzt auf meinem Sterbebette noch der allweisen Vorsehung, daß sie uns in eine so große Armuth versetzte. Nun bist du groß gewachsen; und ich habe dich, vor Gott kann ich es sagen, von Jugend auf zu jeder Arbeit angehalten. Du kannst dir, wenn ich auch nicht mehr bin, das Nothwendige selbst verdienen. Und was brauchst du mehr, wenn du das Nothwendige hast? Ein Stücklein schwarzes Brod und ein frischer Trunk

Wasser, worauf nach vollendeter Arbeit der Schweiß deines Antlitzes träufelt, wird dir süßer schmecken, als dem Müßiggänger Zuckerbrod und kostbare Weine. Wir hatten in unserm Hüttlein gewiß keinen Ueberfluß und dennoch gab es manche stille Freuden darinnen. — Solltest du aber einmal, nach den wunderbaren Rathschlüßen Gottes, zu einem Reichthume gelangen, so lasse dich dadurch nicht verblenden. Sey forthin mäßig in deinen Genüßen, als wenn du arm wärest. Dein ganzes Vermögen, alle deine Güter, seyen dir nur deßwegen angenehm, weil du damit deinen nothleidenden Brüdern hilfreich beispringen kannst."

„Nun habe ich noch einen Wunsch, mein lieber Otto, den ich dir so gerne an's Herz legen möchte. Verweile in diesem Thale, in dieser Hütte, unter diesen herzlichen Leuten, die mir und dir so viel Gutes thaten, so lange bis du einen besondern Wink in dir verspührst, daß dich der liebe Gott zu etwas Höherem bestimmt habe, als auf die Alpen zu steigen, und Gebirgsvögeln nachzujagen. Sey recht liebreich und freundlich mit Allen; besonders erzeige dich gegen Leuthold und Gertrud immerhin dankbar und in Allem zuvorkommend. Betrachte sie als unsere größten Wohlthäter, für die wir wohl bethen, denen wir aber das Gute, das sie uns erwiesen, nicht vergelten können. — Besuche den frommen Vater in der Beatushöhle recht oft. Ich habe ihm unsern Stand und Namen entdeckt. Er wird sich künftig deiner annehmen, und väterlich für dich sorgen."

„Wenn du endlich doch in die weite Welt hinaus

wandern, und vielleicht deinen Vater noch ein Mal auf dieser Erde sehen solltest, so grüße mir ihn tausendmal. Du weißst, daß ich bisher immer die süße Hoffnung im Herzen nährte, als würde ich ihn in diesem Leben wieder ein Mal an meine Brust drücken. Nun ist die Hoffnung dahin, seit ich auf dem Sterbebette liege. Dir hat der liebe Gott vielleicht diese Freude bereitet. Ich werde in jenem Augenblicke vom Himmel herabsehen, und mich mit dir freuen. — Wenn dein Vater nach mir fragt, wenn er halb bang, und halb freudig ausruft: „wo ist Theodora, meine Gemahlin?" dann führe ihn hieher zu meinem Grabe. Sage ihm, wie viel Thränen wir um ihn geweint seit jener Nacht, da er uns entrissen wurde; wie wir nach langem Herumirren in der Fremde endlich ein freundliches Thal und gutherzige Landleute fanden, die uns aufnahmen, und unser Elend milderten. Ferner sage ihm, wie wir uns in den langen Winternächten unterhielten; wie viel und oft wir von dem lieben Vater, von dem theuren Gemahl gesprochen; wie sehnsuchtsvoll wir gewunschen, daß er doch in unserer Mitte wäre. Dieses sage ihm, und noch so vieles Andere, was dir dein kindliches, zartfühlendes Herz eingiebt." —

„Dieß ist es nun, was dir deine Mutter vor ihrem Lebensende an's Herz legt. Meine Hand zitterte schon bei'm Anfange dieses Briefes, daß du die Worte kaum wirst lesen können. Nun aber ist sie ganz kraftlos geworden. Ach, um wie viel ruhiger wär' ich gewesen, wenn ich dir diese letzten Ermahnungen hätte mündlich geben können. Doch anders ist der Wille des lieben Vaters im Himmel, den

ich allezeit demüthig anbethe. Und so ergieb du dich auch in seinen allerheiligsten Willen, und traure nicht zu sehr, wenn du meinen Tod wirst erfahren haben. Lies diese Lehren deiner Mutter recht oft, besonders, wenn dir eine Versuchung zum Bösen vorschwebt. Denke nur: „sie hat es immer so gut mit mir gemeint. Wie undankbar wäre ich, wenn ich nicht nach ihren Lehren leben würde. Stets will ich darnach streben, ihr Grabmahl mit meinen Tugenden schmücken zu können." So denke, und der liebe Gott, der in das Innerste deines Herzens schau't, wird dich in der Vollführung deines Vorsatzes stärken, damit ich dich nach diesem Leben einst wieder sehe im Reiche der Seligkeit, im himmlischen Vaterlande."

„Und nun noch eine Bitte. Wenn du lieber Otto, in dieses Thälchen wirst zurückgekehrt seyn, so gehe in unser Gärtlein, grabe den Rosenstrauch neben der Laube aus der Erde, und setze ihn auf meinen Grabhügel. Er ist der nämliche, von dem ich dir eine Rose mit auf die Reise gab, vor dem ich dir den mütterlichen Kuß des Abschiedes auf die Lippen drückte. Ach, ich bin der Zeit, als du fort bist, wohl hundertmal vor ihm gestanden, und habe an dich gedacht. Die sanften Blumen waren mir von jeher vor allen Andern lieb und theuer, und ihr weicher, ätherischer Duft hat mich gar oft erheitert. So hat der liebe, gütige Gott auch die Blumen dazu bestimmt, manches traurige, bekümmerte Gemüth aufzurichten."

„Und nun, mein lieber Otto, laß mich schließen, indem ich dir zum letzten Male meinen müt-

terlichen Segen ertheile. Ich sehe dich im Geiste schluchzend an meinem Bette knieen, sehe dich die Hände falten, und ich breite segnend meine Arme über dich aus: Gott, der Allmächtige, erhalte dich rein zum ewigen Leben. Er gebe dir seine Gnade, damit du stets in Tugend und Rechtschaffenheit wandeln, und auf deinem Sterbebette einst sagen kannst: Komm, freundlicher Tod, führe mich zum lieben Gott, und zu meinen Eltern." — „Jetzt, lebe wohl! lebe wohl! mein Sohn! mein Otto! Küße die Thränen von diesem Blatte; Mutterliebe hat sie geweint. Bald wird sie nimmer weinen können. Lebe wohl! und denke recht oft an deine sterbende Mutter!" —

Bis hieher schrieb Theodora. Weiter vermochte sie nimmer zu schreiben. Sie sank entkräftet auf ihr Bett zurück. Als sie sich wieder erholt hatte, standen Leuthold und Gertrud vor ihr. Auch Rösli und Klaus waren gekommen, sie heimzusuchen. Wie sie ihr blasses Antlitz sahen, und die abgezehrten Hände, fingen sie an zu weinen. Theodora aber sagte lächelnd: „weinet nicht, ihr Lieben! der Herr will ja nur meinem stillen Leiden ein Ende machen. Und darüber solltet ihr euch mit mir freuen." Nach einer Weile sagte sie: „Wenn ich euch nur das Gute vergelten könnte, das ihr mir und meinem Sohne seit dem Tage meiner Ankunft in diesem Thälchen erwiesen habt. Ich will für euch bitten, wenn ich nun bald zum lieben Gott komme, daß er euch dafür reichlich belohne." Alle, die zugegen waren, weinten noch heftiger. Nun überreichte sie dem Hausvater den Brief

mit den Worten: „wenn mein Otto zurückkehrt, und ich nicht mehr lebe, so grüßet mir ihn von ganzem Herzen, und gebt ihm dieses Andenken.“ —

Von nun an war sie heiter, redete jedoch nur wenig. Die Hausleute, Rösli und Klaus blieben bis gegen Abend bei ihr. Dann aber giengen sie, um sie ruhen zu lassen, und wünschten ihr eine gute Nacht. „Was der Herr will, soll geschehen,“ sprach Theodora, und reichte ihnen die Hand aus dem Bette heraus. Bald darauf sandte ihr der liebe Gott einen recht sanften Schlummer, der zwei Stunden lang anhielt. —

Am andern Morgen wollte der fromme Vater Beatus die kranke Frau wieder besuchen. Allein wie er aus dem Fenster seiner Zelle sah, gewahrte er, daß sein Vorsatz auf einmal vereitelt sey. Denn es war in der Nacht ein sehr tiefer Schnee gefallen, der alle Wege und Stege zudeckte, und an manchen Stellen zu ganzen Hügeln gethürmt war. Auch durfte man nicht daran denken, daß er bald wieder schmelzen werde, weil zugleich eine sehr heftige Kälte über Thal und Gebirg hereinbrach. Vater Beatus wurde darüber sehr traurig, daß die arme Frau so verlassen, und ohne alle Tröstung einer frommen Zusprache aus der Welt gehen sollte. Er empfahl ihr Leben und ihre Seele den Erbarmungen Gottes; und nahm sich vor, sobald der erste lauere Tag des Vorfrühlings angekommen wäre, sie zu besuchen; und wenn sie nicht mehr lebte, an ihrer Grabstätte für ihre Seele zu Gott zu bethen.

Fünfzehntes Kapitel.

Braucht ihr keine Falken?

Während Theodora in ihrem Hüttlein jeden Tag dem herannahenden Tode entgegenharrte, — zog Otto, solch Unglück nicht ahnend, unermüdet von Rittersburg zu Rittersburg, und bot ihren Bewohnern seine Falken zum Verkaufe an. Ueberall, wohin er kam, lauerte er, ob man den Namen seines Vaters nicht nenne; oder er schlich um die Gefängnisse der Burgen, ob er nicht einen Seufzer daraus vernehmen könnte, der ihm die Gegenwart seines Vaters entdecken würde. Aber, ach, der gute Sohn hatte noch keine Sylbe von ihm erfahren können, und weinte oft, wenn er so dahinwandelte, die hellen Zähren. „Wenn ich zur Mutter zurückkehre," dachte er, „und ihr keine Nachricht vom lieben Vater bringen kann, so vermehre ich ihre Leiden, und werde sie wohl gar bald verlieren."

Der Winter war vorüber. Da faßte er den Entschluß, nach der Burg von Felsenheim selbst seinen Weg einzuschlagen, und fragte hie und da Leute, an denen er vorüber gieng, nach welcher Gegend er sich wenden müsse, um dahin zu gelangen. Einige wußten ihm nichts zu antworten; andere aber sagten ihm: der Weg dahin führe durch einen ungeheuren Wald, in dem er umkommen würde, und wenn er auch das Schloß erreichte, so könnte ihn der wilde Ritter um's Leben bringen. Allein diese Antwort schreckte den

kecken Jüngling nicht ab, seinem Vorsatze treu zu bleiben. Er wanderte muthig weiter. —

Es war in den Tagen des Vorfrühlings, da ein stürmisches Wetter hauste. Der Himmel war mit schwarzen Wolken umzogen, und es fing an, dunkel zu werden. Der Regen schoß herab, als wollte er die Erde wegspühlen; darunter fiel schauriger Schnee und Hagel, und ein brausender Wind jagte Alles in der Luft unter und über. Otto stand zitternd vor Frost und ganz durchnäßt unter einer alten morschen Eiche in einem pechschwarzen Urwalde. Zwei Tage schon war er herumgeirrt, ohne einen Ausgang zu finden. Kein Mensch war ihm begegnet; nicht einmal ein Zeichen von der Nähe eines Menschen war ihm zu Gesicht gekommen. Das Geheul reißender Wildthiere gellte ihm von allen Seiten her so in die Ohren, daß er mit jedem Augenblicke ein Raub derselben zu seyn glaubte. Kalter Angstschweiß lief ihm über die Stirne. Er getraute sich kaum zu athmen, und vermied jede rasche Bewegung. Jedes Fleckchen Moos suchte er mit den Füßen zu erreichen, um nur nicht laut aufzutreten, oder Geräusch zu machen. Oft stand er stille, und horchte lange, ob er nicht ein Jägerhorn oder Hundegebell aus der Ferne vernehme. Selbst der Anblick eines Räubers, der bei ihm mehr, als ein Falkenkäfig, zu finden hoffte, wäre ihm willkommen gewesen. Allein da war an keine Menschennähe zu denken. — Jetzt peinigte auch der Hunger ihn außerordentlich; denn er hatte schon zwei Tage keinen Bissen mehr genossen. Oft lehnte

er sein Käfig und die Mandoline an einen alten Baumstamm, und sank nieder auf den nassen Boden, und bethete zum Himmel um Hilfe in der Noth. Dann stieg er wieder, aufgemuntert durch das Gebeth, muthig über Stock und Stein, durch Dornen und Dickicht. „Einmal muß der dunkle Wald doch ein Ende nehmen," sagte er, „ich will rasch vorwärts wandern, ehe die Nacht vollends hereinbricht."

Allein, als die Nacht herein brach, war es wie zuvor. Ja es war noch ärger. Denn nun wurde der Regen und Sturm heftiger. Anfangs achtete Otto wenig darauf. Doch wie es immer finsterer und schauerlicher wurde, und auch auf den Eichen herum das häßliche Geschrei der Nachteulen anfing, da wurde es ihm recht unheimlich und schwer um's Herz. Er dachte an seine liebe Mutter, und an das schöne freundliche Thälchen in der Schweiz; und Thränen auf Thränen floßen ihm über die Wangen. Ermattet sank er unter der Eiche nieder. Er wußte sich gar nimmer zu helfen. Seine Falken im Käfig verspürten den Hunger und das Wetter, wie er; denn sie ächzten von Zeit zu Zeit ganz erbärmlich.

Nun gab er alle Hoffnung auf, daß er das Ende des Waldes je wieder einmal erreichen werde. „Ich sehe wohl," seufzte er, „daß ich hier unter den wilden Thieren um's Leben kommen muß. Das hätt' ich damals freilich nicht gedacht, als ich das Thälchen und die Hütte meiner Mutter verließ. Du, liebe Mutter, hattest wohl eine Ahndung davon. Wie wirst du nun jammern, wenn

dein Otto nimmer zurückkehrt. Du hast nun keine einzige Stütze mehr. Ach, mein früher Tod wird dich auch früher zu Grabe bringen. Lebe wohl, liebe, liebe Mutter! Ich danke dir tausendmal für Alles, was du an mir gethan. Wenn du auch meinen Dank nicht hörst, Gott im Himmel sieht meine Thränen und mein kindliches Herz. Ach, es thut mir freilich recht wehe, daß du bei meinem Tode nicht gegenwärtig seyn kannst. Unter deinen rührenden Gebethen und süßen Küßen würd' ich einschlafen, wie damals, als ich noch ein Kind war, und nur sanft ruhen konnte, wenn du an meinem Bette saßest. Du würdest mich sterben sehen; und dieß wäre doch wenigstens ein Trost für dich; denn du könntest an meinem jungen Grabe weinen. — Doch ich will mich geduldig in Gottes Fügung schicken. Er, in dessen heiligen Schutz ich meine Seele und meinen Leib übergebe, ist ja überall. Er weiß auch, daß ich hier unter der Eiche auf meinen Knieen liege, und dem Augenblicke meines Todes entgegen harre. — Ja, Vater im Himmel, hier bin ich. Dein Kind hebt seine Hände und Augen zu dir, und nimmt mit demüthigem Herzen an, was du ihm sendest. Rette es aus dieser Todesgefahr, oder nimm es auf zu dir, immer lobpreis't es deinen heiligen Willen. Siehe, ich bin gefaßt. Gerne opfere ich mein junges Leben. Ich erhalte bei dir ein schöneres, ewiges Leben. Doch wenn ich nicht mehr bin, dann tröste du, o Herr, meine arme, liebe Mutter!" —

So bethete Otto unter vielen Thränen, und

harrte nun ruhig unter der Eiche, bis der Tod käme, und ihn hinüber brächte in jenes bessere Land. — Aber siehe, kaum waren einige Minuten vorüber, so hörte er etwa in der Entfernung einer halben Stunde ein Hundegebell; und weil er es fortwährend nur von einem Orte her, und in der gleichen Entfernung vernahm, so konnte er leicht daraus schließen, daß der Hund an einer Kette angeschlossen seyn, und in jener Gegend eine menschliche Wohnung sich befinden müsse. Dieß gab seiner Seele neue Munterkeit und seinem Körper neue Kräfte. Er dachte nun nicht mehr an Hunger und Wetter; sondern nahm sein Falkenkäfig auf den Rücken, und seine Mandoline unter den Arm, und wanderte der Gegend zu, woher er die ihm so freundlichen Töne vernommen hatte. Zwar mußte er noch sehr Vieles ausstehen, bis er an einem ungeheuren, mit Hagedornen verwachsenen Felsen hinabgeklettert war. Doch da mit einem Male wurde der Wald lichter und lichter; und kaum war eine halbe Stunde verstrichen, so hatte er das Ende desselben erreicht, und stand vor einem großen Schlosse. Die Freude, die ihn bei diesem Anblicke überraschte, läßt sich nicht beschreiben. Er sank auf seine Kniee, und dankte dem lieben Gott in stummen Thränen. Dann machte er sich auf und verdoppelte seine Schritte. Wie er am Schloßhügel hinan stieg, schien ihm aus ein paar Fenstern von der Höhe der Burg herab ein Lichtglanz entgegen; und unten an der Fallbrücke aus einer kleinen Wohnung flimmerte auch ein Lichtlein. Auf dieses gieng er zu. Da er der Mauer und

dem Schloßthore nahe kam, bellte ihn ein ungeheurer Kettenhund an, der sich jedoch bei einem drohenden Ruf aus dem Innern der Wohnung kurrend zurückzog. Nun stellte sich Otto dicht an die Mauer, und sang:

„Falkenhändler bin ich fein;
Falke heiß' ich obendrein.
Komm' ich an ein Ritterhaus',
Ruf ich gleich von Weitem aus:
Braucht ihr keine Falken?
He da! Falken! Falken!"

„Zwar ist es ein schwer Geschäft,
Wo man nimmer ruht und schläft.
Doch die Zither in der Hand,
Ruf ich immer gern durch's Land?
Braucht ihr keine Falken?
He da! Falken! Falken!"

Kaum hatte er das Lied gesungen, so fragte eine Baßstimme von Innen: „Wer seyd ihr? — „Ich bin ein Falkenhändler;" gab Otto zur Antwort. „Und warum so spät in der Nacht?" fragte die Stimme. „Ei, ei," erwiederte Otto: „daran ist das wilde Wetter Schuld und der ungeheure Wald." — „Nun, und was wollt ihr?" fragte wiederum die Stimme. „Falken verkaufen;" war Otto's Antwort; „wie, Burgwarth, geht hinauf in das Schloß, fragt einmal den Herrn Ritter. Sagt ihm: schöne, große, junge Falken!" — „Der Bursche gefällt mir," sprach die Stimme, und

dabei wurde das Thor geöffnet. „Nur immer herein! ihr werdet willkommen seyn!" schnurte der hagere Burgwarth mit dem braunen Barte. In der einen Hand hielt er eine Laterne, in der andern eine große Helleparde. An der Seite hing ihm ein gewaltiger Bund Schlüssel. „Das war ein derbes Bad, nicht wahr, Junge?" rief er und lachte: „der Regen hat euch wacker durchnäßt, und ihr zittert wie ein Espenlaub. Ja, ja, man sollte keinen Hund hinausjagen. Bei Gott, dießmal möchte ich lieber Falke, als Falkenhändler gewesen seyn. Nun aber seyd froh, weil ihr da seyd. Da drinnen ist eine warme Stube. Geht hinein, und trocknet euer Wamms und Koller. Ich aber will derweil hinaufgehen in das Schloß, und euch dem Ritter melden. Ich denke, ihr macht einen guten Handel. Morgen hält der Ritter eine große Jagd. Unser Falke aber taugt nicht mehr recht zum Steigen; denn er ist schon wohl auf Jahren, und es scheint, als wenn ihm Blei in den Flügeln gewachsen wäre."

Mit diesen Worten führte er Otto in die Stube, und von da gieng er hinauf in das Schloß, um den Ritter davon in Kenntniß zu setzen. — In der Stube aber umstanden ein halb dutzend Kinder den jungen Falkenhändler, und schauten immer neugierig bald da und bald dort in das Käfig. „Kinder," rief ihre Mutter, des Thorwarths Weib: „ich sage euch, wagt euch nicht zu nahe an das Käfig!" „Warum denn nicht?" fragte ein vorwitziges Mädchen. „Ei," erwiederte ihr Brüderchen von vier Jahren: „weil die Vögel beißen." —

„Mutter,“ lallte das jüngste Mädchen: „können denn die Vögel auch beißen? Sie haben ja keine Zähne. „O ja,“ fiel der älteste Knabe ein: „weißst du es denn nicht mehr? Der Falke des Ritters, den der Vater füttern muß, hat auch unserm großen Kettenhund das linke Ohr weggebissen, da ihm dieser das Fleisch aus dem Schnabel stehlen wollte.— „Was ist denn dieß?“ fragte wiederum ein Kind, und zeigte auf die Mandoline. „Dieß ist eine Zither,“ sagte ein anderes: „was man den Vögeln damit vorspielt, müssen sie pfeifen.“ Bei diesen Worten lachten Alle zusammen. Otto aber merkte wenig auf das Gelächter der Kinder. Er war froh, daß er unter einem Dache war, und am warmen Kamine die Kleider trocknen konnte, obwohl es ihm in diesen Mauern nicht gar heimlich zu seyn schien.

Nach einer Weile kam der Burgwarth zurück, mit der Nachricht, der Ritter verlange die Falken zu sehen. Otto nahm das Käfig wieder auf den Rücken, und folgte dem Burgwarth, der vorausleuchtete, durch den Schloßhof und über die Wendeltreppe. Unter Wegs gab ihm sein Leitsmann verschiedene Maßregeln, wie er sich oben in dem Zimmer zu verhalten hätte. „Der Ritter,“ sprach er, „ist ein wunderlicher Kauz. Er redet mit den Leuten nicht, wie es sonst der Brauch ist. Seine Rede ist hart, wie Felsen. Dabei aber dürft ihr nicht erschrecken. Er hat es so in der Gewohnheit. Umsonst heißt er nicht Dietrich von Felsenheim.“

Dieses Wort fuhr durch Otto's Seele, wie ein Donnerschlag. „Also in der Burg meines Feindes bin ich,“ dachte er, „und wenn er mich erkennt, in

seiner Gewalt. Der, den ich nun bald sehen werde, ist der Urheber aller Leiden, die die Familie von Waldbergen trafen. Er ist's, der in jener schrecklichen Nacht uns Hab und Gut entwendete, und unsre Burg verbrannte. Er ist's, der meinen Vater raubte, und wohl gar tödtete. Aber wie, wenn mein Vater noch lebte? in dieser Burg lebte? vielleicht in einem Felsenkerker? Das muß ich erfahren. Eher werde ich dieses Schloß nicht verlassen. Guter Gott, erleuchte meinen Verstand, und lege du mir die Worte in den Mund, wenn ich nun mit dem wilden Ritter von Felsenheim reden werde."

Hier war ihm unwillkührlich ein Seufzer entkommen. Der Burgwarth aber meinte, es habe ein Falke im Käfig geächzt, und kehrte sich nicht daran. Wie sie nun oben im Schloßgange ankamen, und auf ein Zeichen von Außen die Thüre des Zimmers nach Innen sich öffnete — da zitterte Otto wohl ein wenig. Doch faßte er sich schnell wieder, und trat ganz unerschrocken hinein.

Dietrich lag auf einem Polster, das am Boden ausgestreckt, und mit einem bunten Teppiche bedeckt war. Ein großer Humpen Wein stand neben ihm. In den Händen herum warf er zwei Würfel von Elfenbein, mit denen er aus Kurzweil zu spielen schien. Mathilde und Agnes saßen neben einem Lampenlicht, und waren mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Wie Otto von Ferne stehen blieb, das Baret mit der grünen Feder in der Hand, sah ihn Dietrich von Felsenheim mit einem Blicke an, der bei'm Wiederschein der Flamme des Kamines noch wilder war, als sonst, und lachte.

„Nur herbei, Falkenhändler,“ schrie er: „oder seyd ihr, du und deine Falken, feuerscheu? Wenn dieß der Fall ist, kann ich euch helfen. Meine unterirdischen Gewölbe sind finsterer, als die regnerische Nacht da draußen. Da hinein will ich euch werfen, bis ihr blind werdet.“

„Wie, wie, Herr Ritter,“ sagte der junge Falkenhändler mit festem Tone, und lächelte: „ich wette, ihr habt in eurem ganzen Schlosse keinen Kerker für ehrliche Leute, worunter auch ich gehöre. Denn dieß wäre ja gegen alle Ritterehre. Und ich glaube, wenn ihr so eine ungerechte That verübtet, würdet ihr keine Stunde mehr ruhig schlafen können.“ „Schweig, Bube,“ schrie Dietrich, und runzelte die Stirne. Denn er dachte wohl gerade an das Felsenloch, in dem der unschuldige Graf von Waldbergen gefangen lag. Mathilde aber und Agnes sahen einander an, und weinten in der Stille.

Wie Otto merkte, daß der Ritter zürne, verneigte er sich sehr tief. „Nun, nun,“ sprach er, „seyd nur nicht so böse, Herr Ritter. Ihr wißt, ein Falkenhändler, der frank und frei im Lande herumzieht, hat auch in der Rede mehr Freiheit, als ein Anderer. Doch nun erlaubt mir, daß ich das Käfig auf den Boden niederlasse. Ihr könnt die Vögel besichtigen nach Herzenslust, und euch davon auswählen, so viel ihr wollt. Morgen, wenn ihr jagt, könnt ihr sie auf die Probe stellen. Dafür verlange ich keinen Heller mehr; und ich wette, ihr seyd damit zufrieden. Denn, Herr, das muß wahr seyn, lauter schöne, große, junge Falken.“

Durch diese Rede wurde der zornige Ritter aufgeheitert, und machte sich sogleich über das Käfig her. Bald gefiel ihm dieser Falke, bald ein anderer; und der Burgwarth mußte immer seine Meinung dazu geben.

Mittlerweile hatte sich der junge Falkenhändler näher an den Tisch gemacht, an welchem Mathilde und Agnes arbeiteten. Er verneigte sich ehrerbietig. „Mit Vergunst, ihr edlen Frauen," sprach er: „während der Herr Ritter dort mit den Vögeln sich unterhält, will ich euch ein Liedchen singen." Sie nickten ihm zu. Und er sang:

„Es trat die Mutter zum geliebten Sohn,
Und sprach die kläglichen Worte:
Der Vater schmachtet in Spott und Hohn,
Gefangen von feindlicher Horte.
Kein Mensch weiß, wo? vielleicht ist er todt.
O weh! o weh! das verhüte Gott!"

Die Frauen wurden bald todtenblaß, bald feuerroth, und fingen an zu schluchzen. Wie der Falkenhändler dieß sah, heftete er seinen Blick starr auf sie, griff in einen kläglicheren Akkord seiner Mandoline, und sang noch rührender:

„Da verließ der Jüngling das Mutterhaus:
Wenn er lebt, so muß ich ihn finden.
Und er eilt und irrt in die Welt hinaus,
Eine Spur von ihm zu ergründen.
Noch hat er sie nicht. O fänd' er sie!
Sonst weint er, und eilet, und rastet nie!"

„Ei, zum Henker, Bube, was soll das?" schrie der Ritter, daß dem Falkenhändler beinahe die Mandoline aus der Hand fiel: „Man kennt den Vogel an den Federn. Dein Milchgesicht und die Zither sagen genugsam, daß du bei den Frauen dein Glück suchst. Nun, meinethalben! Jetzt aber komm hieher. Hörst du denn nicht, wie es da oben flattert?" Es war ein Falke losgekommen, und stieg, mit den Flügeln schlagend, in die Höhe. Otto sprang herbei, und rief den Falken bei'm Namen. Da flog dieser augenblicklich in das Käfig zurück. „Nun du hast eine Zucht unter deinen Vögeln, wie ich unter meinen Leuten," brummte der Ritter lachend, und streckte sich auf seinem Polster. „Ja, Herr Ritter," erwiederte Otto: „wenn es euch beliebt, so muß dieser Falke morgen die Jagd mitmachen." „Es sey," rief Dietrich, und leerte seinen Humpen: „Ich selbst will ihn steigen lassen. Jedoch wenn er sich morgen nicht so folgsam zeigt, wie heute, so werd' ich dich sammt deinen Falken in ein Käfig sperren, das in Felsen gehauen ist."

Nun sprach der Ritter kein lautes Wort mehr, sondern wälzte sich auf dem Polster, und gähnte, als wenn er schlafen wollte. Da trat Agnes vor den Falkenhändler: „Kommt," sagte sie freundlich, „setzt euch zum Kamine. Ihr seyd naß und müde. Der Falkenhandel ist vorbei; nun labt euch mit einem Trunk Wein und diesem Butterbrod, bis die Mutter und ich etwas Besseres zubereitet haben." „Ja dieß thut," sprach auch Mathilde, die eben dazu kam: „diese Nacht bleibt ihr bei uns. In

einem der Schloßzimmer hab' ich ein gutes Bett für euch. Da könnt ihr ruhen nach Herzenslust."

Dietrich hatte die freundlichen Reden seiner Gemahlin und Tochter gehört; und weil er es durchaus nicht ertragen konnte, wenn man mit einem Menschen menschlich sprach, so sprang er auch jetzt vom Polster auf, und rannte wie unsinnig im Zimmer herum. „Ich brauche während der Nacht keinen fremden Menschen im Schlosse. Fort, fort, ich will zu Bette. Weiber, was geht euch der Bursche an. Packt euch von hier und laßt euch nimmer sehen, bis der Morgen graut. Mit jedem Bettler habt ihr es zu schaffen. Doch wartet nur, ich will euch noch anders ziehen." Dann wandte er sich zum Burgwarth: „Nehmt den Falkenhändler mit euch," schnurrte er: „in eurer Scheune giebt es wohl Platz. Auf einem Bündel Stroh kann er ruhig schlafen. Eine Pferdedecke könnt ihr ihm ja noch dazu geben. Wenn er Hunger hat, so kocht ihm eine Wassersuppe. Dem Falken aber gebt ein Stück Fleisch, damit man ihn morgen brauchen kann."

Wie Dietrich so gebrummt hatte, warf er sich wieder auf's Polster. Mathilde und Agnes schwiegen und seufzten. Der Burgwarth schüttelte den Kopf, gab jedoch wohl Acht, daß es der Ritter nicht bemerke. Der Falkenhändler aber war munter, wie zuvor. „Ich sehe," sprach er lächelnd, „der Herr Ritter ist heute nicht bei guten Launen. Kein Wunder; denn das Wetter ist regnerisch. Morgen, wenn der Falke steigt, wird er wohl fröhlich werden." Dann wandte er sich zu Mathilden und

Agnes: „Euch, ihr edlen Frauen, dank' ich von Herzen für den guten Willen. Und nun schlafet wohl, und träumet gut. Ich für meinen Theil schlafe auf einem Strohbündel so sanft, wie in einem Federbette. Im Gebirge hatte ich oft nur einen Felsen zum Nachtlager — und bin dennoch gesund, wie meine Falken."

So sprach Otto, und verneigte sich tief vor den Frauen. Zum Ritter aber rief er noch gegen das Polster hin: „Gute Nacht, Herr Ritter! Wie, schlaft ihr schon? Seyd morgen fröhlicher, als heute. Und wenn ihr in aller Frühe auf die Jagd reitet, will ich unter dem Schloßthore stehen, und euch den Falken geben."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. „Nun, Falkenhändler," fing der Burgwarth an, da sie die Wendeltreppe hinabstiegen: „war es nicht so, wie ich euch vorhersagte." „Ja, ja," erwiederte Otto: „wenn der Ritter mit den fremden Leuten so verfährt, wie wird er mit den Gefangenen seyn?" „Die," entgegnete der Burgwarth, „sieht er doch des Jahres kaum einmal. Weil viele Unschuldige in den Felsenlöchern gefangen liegen, so scheut er wohlweise ihren Anblick, da sein strafendes Gewissen ihn nicht erträgt. Mir hat er die Aufsicht über die Gefängnisse gegeben; und ich, weiß Gott! bin ein weichherziger Mann. Die Frauen des Schlosses aber sind noch weichherziger." „So, und wie das?" fragte der Falkenhändler. „Wenn der Ritter," erwiederte der Burgwarth, „auf Reisen ist, das heißt, wenn er auf Raub ausgeht, und manchmal Wochen lang nicht

nach Hause kommt, dann besucht die Rittersfrau mit ihrer Tochter selbst alle jene Gefängnisse, wo unschuldige Ritter und Grafen verhaftet liegen. Das ist für die armen Menschen eine wahrhaft himmlische Zeit. Sie bekommen alsdann gute, kräftige Speisen, ein Glas Rheinwein, weiche Bettdecken, und reinliche Wäsche. Auch von ihren Ketten werden sie frei. Die edle Ritterin weinte schon tausendmal über das Unglück der Gefangenen, und sagte zu mir: „ach, Burgwarth, wenn wir es nur einmal anders machen könnten." Dann sage ich jederzeit: Nur Geduld, edle Frau! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich wette, es erscheint doch noch ein Falke, der durch die Mauern sieht."

„Sind denn viele Gefangene in eurem Schlosse?" fragte Otto. „Ja wohl," entgegnete der Burgwarth, „nehmt den vierten Theil von der Zahl der Tage eines ganzen Jahres, und ihr habts heraus."

„Ach, die Unglücklichen!" seufzte Otto: „und wie lange müssen sie denn in diesem schrecklichen Aufenthalte schmachten?" „So lange," erwiederte der Burgwarth, „bis der Tod ihrem armseligen Leben ein Ende macht. Der Ritter läßt absichtlich keinen Einzigen los, weil er fürchtet, es möchte späterhin Einer mit einer Uebermacht kommen, und sich an ihm rächen. Ein gefangener Graf schmachtet nun schon im neunten Jahre in so einem Gewölbe. Wie der Ritter ihn gefangen auf's Schloß brachte, war er ein schöner, blühender Mann. Seit der Zeit aber ist er hager und blaß geworden. Doch daran mag wohl noch mehr ein innerer Kummer Schuld seyn, als der traurige Aufenthalt.

Er weint und seufzt fast Tag und Nacht. Ich bin noch kein einziges Mal zu ihm gekommen, wo ich sein Auge trocken sah. Wenn die beiden Damen ihn nicht trösteten, und ihm die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in's Herz flößten — ich glaube, er wäre schon lange gestorben." —

„Wie, Burgwarth, könnt ihr mir den Namen dieses unglücklichen Grafen nennen?" fragte Otto mit zitternder Stimme. „Ich habe mich," entgegnete Jener, „nie viel darum bekümmert, die Namen der Gefangenen inne zu werden. Ich bin froh, wenn ich sie nicht nennen kann. Und ich denke, es wird euch mit dem Namen des Grafen wenig gedient seyn. Von seinem Elende könnt ihr ihn doch nicht los machen. Und wenn ihr es könntet, so würdet ihr dafür bald in Einem der Felsenlöcher sitzen. Dem Ritter Dietrich möcht' ich keinen solchen Streich spielen. Er ist verflucht derb, und das Leben eines Menschen ist ihm nicht mehr, als ein Spielball, den er in einen Winkel wirft, und verfaulen läßt. Ihr kennt den Jähzorn des Ritters noch nicht. Ich möchte ihm nicht in der geringsten Sache widersprechen. Zu allen seinen Streichen muß man Ja sagen. Wer ihm dienen muß, der kann sattsam davon reden. — Doch halt, so eben fällt mir der Name des gefangenen Grafen ein. Vor acht und einem halben Jahre, da der Ritter einmal spät in der Nacht mit allen seinen Leuten von einem Raube zurückkehrte, und ich ihn unter dem Schloßthore bewillkommte, schrie er mir laut lachend entgegen: „Freue dich Burgwarth, du bekommst heute einen großen

Humpen Wein. Denn da bring' ich endlich einmal meinen Erzfeind, den Grafen Heinrich von Waldbergen." Aber bei'm Henker, der Wein wollte mir nicht schmecken."

„Den Grafen Heinrich von Waldbergen!" wiederholte Otto mit zitternder Stimme, wurde todtenblaß, und weinte. „Wie? Falkenhändler!" rief der Burgwarth, und hob ihm die Laterne in's Gesicht: „was muß ich sehen, ihr weint!" — „Kein Wunder, Burgwarth," entgegnete Otto, und suchte die Ueberraschung bei dieser Entdeckung zu verbergen: „ich meine, einem Jeden, der Gefühl hat, muß dabei das Herz im Leibe bluten." „Ja, ja," fiel der Burgwarth ein: „ihr habt Recht. Anfangs meint' ich das auch. Allein wenn man jahrelang immer das gleiche Elend ansehen muß, und alle Hoffnung, daß es besser werden könnte, verschwindet, da wird man am Ende ganz gleichgiltig. Ich wette, es gieng euch eben so, wenn ihr an meiner Stelle wäret."

Unter diesen Gesprächen hatten sie den Schloßhof erreicht. Da blieb der Falkenhändler eine Weile stehen, und sah an den Mauern hinauf. Der Burgwarth meinte, er bewundere die Felsenmassen, die dem Gebäude als Grundpfeiler dienten, und sagte: „Nicht wahr? Ritter Dietrich verstand es sehr gut, sich vor jedem Anfall zu sichern. Die Mauern sind so fest, als müßten sie für die Ewigkeit dastehen." „Das ist wahr," entgegnete Otto: „Doch, Herr Burgwarth, sagt mir, wo sind den die Felsenlöcher? und in welchem liegt der arme Graf gefangen?" „Ei, ei," fiel der Burgwarth ein, und machte ein

finsteres Gesicht: „Ihr wollt doch gar zu viel wissen. Wenn ihr kein Falkenhändler wäret, würd' ich denken, ihr seyd ein Spion. Bei meiner Ehre, ich habe schon mehr geschwatz, als ich sollte. Das dürfte Ritter Dietrich nicht wissen; mein Kopf stünde seicht auf dem Rumpfe. Leider war es von Jugend auf mein Fehler, daß ich das Maul nicht halten konnte. Sonst wäre ich jetzt mehr als Burgwarth."

Wie er dieß noch sprach, waren sie an seiner Wohnung angelangt. Otto wandte nun das Gespräch auf gleichgiltige Gegenstände, indem er wohl merkte, daß jede andere Frage über die Gefangenen den Burgwarth aufmerksamer auf ihn machen würde. Und weil er dessen Inneres noch zu wenig kannte, und ihn wohl gar für einen zweideutigen Mann hielt, so wollte er ihm auch nichts Weiteres entdecken, sondern begnügte sich für heute mit dem, was er gehört hatte. Der Burgwarth aber klopfte an der Hausthüre, worauf sein Weib den Riegel von Innen wegschob, und die Männer in's Haus einließ.

„Nun macht es euch bequem," sagte der Burgwarth zum Falkenhändler. Stellt das Käfig dort in den Winkel. Zieht euer Wamms aus, und hängt es an das Geländer neben dem Kamine, damit es trockne. Dann setzt euch an den Tisch und trinkt ein Glas Wein, das euch der Ritter oben im Schlosse versagte. Hier ist auch Butter und Brod, laßt es euch schmecken. — Du aber, Christine, rief er seinem Weibe zu: geh' in die Küche, und koche dem Falkenhändler eine kräftige

Weinsuppe. Der Ritter zwar befahl mir, ich sollte ihm nur eine Wassersuppe geben. Allein man muß sich in solchen Sachen nicht immer an den Willen eines Andern halten. Der arme Bursche wird den ganzen Tag keinen warmen Bissen bekommen haben. Zudem kann ich die Wassersuppe selbst nicht leiden, wie du wohl weißt."

Das Weib gieng in die Küche, der Burgwarth setzte sich zum Falkenhändler. Die Kinder waren schon vor einer Stunde zu Bette geführt worden. Außer den Beiden am Tische war also kein Mensch in der Stube. Das war dem Burgwarth erwünscht. Nun konnte er plaudern, so viel er wollte. „Trinkt, Falkenhändler, trinkt," sagte er, und stieß an's andere Glas, daß es klingelte: „der Wein erfreut des Menschen Herz. Kommt, auf die Gesundheit der edlen Frauen im Schlosse! Darauf müßt ihr trinken; und ich wette, ihr thut es gern."

Otto trank ein wenig. Der Burgwarth aber leerte sein Glas bis auf den letzten Tropfen, und behielt es noch in der Hand. „Ja, ja," fuhr er fort, „das sind edle Geschöpfe. Weit und breit stehen sie wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit im Ruhme; und selbst ihr Feind, wenn sie je einen hätten, müßte ihre Menschenfreundlichkeit loben. Ich habe bei mir schon oft gedacht, wie es nur möglich war, daß Ritter Dietrich so eine brave Frau bekommen konnte; noch mehr aber muß ich mich darüber wundern, daß die Tochter um kein Haar weniger gut ist, als ihre Mutter. Ihr sollet das Fräulein sehen, wenn sie bethet, oder wenn sie den Armen eine Gabe spendet, oder auch wohl

wenn sie den gemeinen Kindern Unterricht im Nähen und Stricken giebt. Ihr Gesicht ist immer, wie verklärt. Was sie thut, das thut sie mit Geist und Herz. Und das Harte, das sie von ihrem Vater auszustehen hat, erträgt sie mit beispielloser Geduld."

„Nun, ich wünsche ihr einmal eine bessere Zeit," sprach der Falkenhändler. „Und einen andern Vater; nicht wahr, so wolltet ihr sagen?" fiel der Burgwarth schnelle ein. „Das hab' ich dem lieben Fräulein schon tausendmal in's Gesicht gewunschen. Dann aber wendet es sich jedesmal weg von mir, als wenn ich ihm etwas Unrechtes gewunschen hätte; und weint und schluchzt einsam in seinem Kämmerlein. Wenn nun die Frau Ritterin noch dazu kommt, so wird des Weinens gar kein Ende. Die Unterthanen murmeln auch schon in der Stille über die Ungerechtigkeiten des Ritters, obwohl er ihnen immerhin vollauf zu leben giebt. Ich bin noch der Einzige von Allen, der dem Ritter treu geblieben, das heißt, der seine Streiche vor ihm billigt, und im Nothfalle auch mitmacht, weil ich nun einmal Burgwarth bin, und es bleiben will. Das gefällt dem Ritter, und ich bin in seinen Augen ein ganzer Bursche. Ist er aber nicht zu Hause, so bin ich der treue Diener der Frau Ritterin und ihrer Tochter. Ich bin weichherzig; ich besuche die Gefangenen fleißig; ich erkundige mich alle Morgen ehrerbietig nach dem Wohlbefinden der gnädigen Herrschaft. Hiemit bin ich auch in deren Augen der allerbeste Mann von der Welt."

Unter dieser Rede des Burgwarth's schüttelte Otto, der ihm aufmerksam zuhörte, öfters bedenklich den Kopf, wodurch er sein Mißfallen über dessen Betragen an den Tag legen wollte. Der Burgwarth aber verstand nicht, was das bedeute, und fuhr fort: „Am unbequemsten ist es für mich, wenn zwischen Ritter und Ritterin ein Zwist obwaltet, was bei der unbändigen Hitze des Ersteren gar nicht selten der Fall ist. Wend' ich mich hieher, so fall' ich dort, und wend' ich mich dorthin, so fall' ich hier. Nun aber weiß ich mich herrlich aus der Schlinge zu ziehen. Zu solchen Zeiten besuch' ich so selten, als möglich, die oberen Zimmer, bleibe da in meiner Stube sitzen, und trinke ein gut Glas Wein, wie jetzt."

Bei diesen Worten leerte er sein neu gefülltes Weinglas auf einen Zug wieder aus, und gleich darauf das dritte. „So wahr ich lebe," rief er aus, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Wein aus den Gläsern rann: „Man muß sich hier selbst Kurzweil schaffen; sonst geht es Jahr aus Jahr ein verdammt traurig zu; und es ist, als wenn sich alle Freuden verschworen hätten, das Schloß von Felsenheim auf sechs Meilen weit zu fliehen."

„Verzeiht mir," fiel der Falkenhändler ein, indem er sich nicht länger mehr halten konnte: „verzeiht mir, daß ich es euch sagen muß. Daran seyd ihr selbst Schuld, und wohl noch mehr, als Ritter Dietrich. Würdet ihr nicht hier und dort zu gefallen suchen, sondern bliebet ihr auf der guten Seite der edlen Frauen, so hätten Dietrich's

Ungerechtigkeiten und böses Betragen bald ein Ende. Die Unterthanen richteten sich nach eurem Beispiele, und wären in Treue und Achtung der Ritterin ergeben — und der Ritter hätte keinen Anhang mehr. Wollte er nun sein Raubleben noch nicht ändern, so würde er wohl von andern ehrlichen Rittern zu Recht gewiesen, und ein paar Mal derb nach Hause gejagt. Dieser Umstand könnte für die edle Rittersfrau die beste Gelegenheit seyn, fromme Gesinnungen in sein Herz zu bringen, und ihn noch zu einem recht braven Manne umzugestalten. Und so wahr mein Falkenkäfig dort im Winkel steht, in kurzer Zeit wäre das Schloß voll Freuden und Glückseligkeit. Die Familie wäre eines Sinnes und Lebens. Die Unterthanen, dadurch beglückt, wüßten von nichts Anderem mehr, als von Achtung und Liebe zu ihrer Herrschaft. Die Kerker der Unschuldigen wären auf einmal leer. Und der Graf von Waldbergen würde auch frei. Nun, meint ihr nicht, Burgwarth?"

„Daß euch der Henker," rief der Burgwarth, und seine Augen glänzten, wie Feuer; denn er hatte schon etwas zu viel getrunken, und der Wein stieg ihm in den Kopf: „Verdankt's meiner guten Laune und dem Humpen, daß ich eure freien Reden so gelassen annehme. Habt ihr's doch dem Ritter oben nicht anders gemacht. Nun aber seyd still. Ich höre mein Weib kommen. Sie zankt und schilt mich aus, wie einen Bettler, wenn ich auf Ritter Dietrich's Seite trete."

Die Burgwarthin brachte die Suppe, die sich der Falkenhändler recht gut schmecken ließ. Sie

sah auf ihren Mann, und ermahnte ihn, zu Bette zu gehen. Denn sie merkte schon an gewissen Zeichen, daß es bei ihm nicht mehr richtig im Kopfe stehe. Dann entfernte sie sich wieder, um noch ein kleines Geschäft in der Küche abzuthun. „Burgwarth,“ sagte Otto, als das Weib fort war: „wahrhaftig, ihr habt ein braves Weib.“ „Ja, ja,“ erwiederte der Burgwarth: „Sie taugt zu euch. Denn sie ist eines Sinnes mit den Frauen im Schlosse, die ihr im ersten Augenblicke so lieb gewonnen. Allein sie überlegt zu wenig. Sie schilt oft Stunden lang über den Ritter. Das bringt mich am Ende noch um den Dienst.“

Das Gespräch nahm bald eine andere Richtung, da die Burgwarthin wieder in die Stube zurückkehrte, und sich am Kamine niedersetzte. „Nun,“ fragte sie den Fremden: „wie seyd ihr aufgenommen worden im Schlosse oben?“ — „So gut, wie ein Falkenhändler;“ erwiederte Otto: „der Ritter war etwas rauh; die Frauen aber hatten den besten Willen. Ich sang ihnen ein Lied vor. Dabei weinten sie.“ „Ja, bei'm heiligen Andreas, der mein Namenspatron ist,“ schrie der Burgwarth, „hättet ihr noch eine Strophe von dem Liede gesungen, so wär' es um euer junges Leben geschehen gewesen. Ihr säßet gewiß nicht so fröhlich am Tische, wie jetzt. Der Ritter heftete während des ganzen Liedes sein zorniges Auge auf euch, wie ein Sperber. Da ließ ich mit Fleiß einen Falken aus dem Käfig, um euch von den Frauen wegzubringen.“

So dauerte das Gespräch noch eine halbe Stunde fort, während welcher jedoch der Burgwarth wenig

mehr von sich hören ließ. Er lag mit dem Gesichte auf seinen Armen, die er über den Tisch gestreckt hatte, und gab nur hie und da im Schlafe eine kurze Antwort, oder fragte um etwas. Auch die Burgwarthin nickte rechts und links am Stuhle herab; denn es war an der Schloßuhr bereits die eilfte Stunde verklungen. Der Falkenhändler stellte sich nun, als wenn er zu Bette gehen wollte; obwohl ihm nichts weniger, als der Schlaf in die Augen kam.

Endlich erhob sich der Burgwarth, und wackelte zu der Oelflamme, um dabei das Licht seiner Laterne anzuzünden. „Kommt, Falkenhändler," sagte er, und wollte vorangehen: „ich will euch zu eurem Strohbette führen, wie es der Ritter haben will. Drausen in der Scheune könnt ihr so lange schlafen, bis euch der Morgenstern durch die Ritzen der alten Thüre entgegenschimmert." — „Pfui, schäme dich," entgegnete die Burgwarthin: „willst du nun vollends Dietrich's Unbarmherzigkeit nachahmen? Man merkt es wohl, daß du zu viel getrunken. Wüßt' ich nicht, daß du morgen, wenn du nüchtern bist, anders redest, ich könnte dir in Ewigkeit nimmer gut werden. Der Falkenhändler bleibt in der Stube. Es ist hier wärmer, als in der Scheune. Ueber die Bank dort hab' ich ihm Teppiche gebreitet. Die sind auch weicher, als ein Strohhaufen. Du aber geh' zu Bette, und sey morgen vernünftiger, als heute, verstehst du mich?"

Der Burgwarth lachte, und stolperte in seine Schlafkammer, indem er dem Falkenhändler ein: „Donner und Wetter!" zurückstammelte. Der Fal-

kenhändler aber wandte sich zur Burgwarthin: „Ich danke euch von Herzen,“ sprach er, „für eure gute Bewirthung und das Nachtlager. Der liebe Gott möge euch dafür belohnen. Und nun gute Nacht! schlaft wohl!“ Die Burgwarthin lächelte freundlich, und verließ die Stube.

Wie nun Otto allein war, ließ er den Gefühlen seines kindlichen Herzens freien Lauf, und warf sich nieder auf die Kniee. Er bethete ohne Unterlaß zu Gott um die Erfüllung des einzigen Wunsches, seinen lieben Vater sehen, sich ihm entdecken, und ihn aus dem Kerker retten zu können. So hatte er noch eine volle Stunde zugebracht, bis oben im Schloßthurme der Hammer zwölf Mal an die Glocke schlug.

Während dem hatte sich das Wetter aufgeheitert. Der nächtliche Himmel war wolkenleer, und das Gestirn des großen Bären schien mit gebrochenem Flimmerglanz durch das Eisengitter des Fensters in Burgwarth's Stube herein, gerade über die Teppiche, auf denen der Falkenhändler ruhen sollte. —

Sechszehntes Kapitel.

Herr Ritter, das ist ein guter Falke.

In aller Frühe bellten die Jagdhunde im Schloßhofe, und der Lärm der Knechte des Ritters tönte bis in des Burgwarth's Stube, und weckte den Falkenhändler aus dem Schlafe. Er erhob sich in aller Eile, zog das Wamms an, nahm den Fal-

ken, den der Ritter gestern Abends begehrt hatte, aus dem Käfig, setzte ihn auf seine Schulter, und stellte sich links unter das Schloßthor, um zu warten, bis der Ritter vorüberzöge. Als der Ritter vorbei kam, verneigte er sich tief, und wünschte ihm einen guten Morgen, dann ließ er den Falken auf die Mähne des stattlichen Jagdroßes fliegen, auf dem der Ritter saß. Die Schnur aber, an die der Falke gebunden war, gab er jenem in die Hand, und sagte: „Herr Ritter, das ist ein guter Falke.“ Dietrich milderte für einige Augenblicke die Züge seines Gesichtes, das sonst immer finster und trübe aussah. „Das wird sich zeigen,“ schrie er, und spornte den Rappen.

Nun tönten die Jagdhörner, und der Ritter trabte mit seinen Leuten davon. Der Falkenhändler blieb unter dem Thore stehen, und sang: „Gute Jagd! gute Jagd! — Lebt wohl!“ — Wie der Zug schon weit in der Ferne war, ließ er die Saiten seiner Mandoline verklingen. Allein er blieb noch lange unter dem Thore stehen, und sah dem Ritter nach. „Du,“ sprach er, „hast die Freiheit; mein Vater aber hat sie nicht, und — du hast sie ihm genommen!“

„Wie, Falkenhändler,“ schrie in dem Augenblicke eine Stimme hinter ihm, die er sogleich für die des Burgwarth's erkannte: „Herein oder hinaus! Seht ihr nicht, daß ich die Thore schließen will? Ha, ihr weint schon wieder? Seyd doch ein sonderbarer Bursche. Hat euch der Ritter ein böses Wort gesagt? oder schmerzt euch der Abschied von eurem Falken so sehr, daß er euch Thränen

kostet? Im ersten Falle tröstet euch mit mir, der nicht nur manches böse Wort, sondern auch viele derbe Stöße von dem Ritter ausgestanden. Im andern Falle denkt, daß ihr noch mehr Falken im Käfige habt. Auf jeden Fall aber sage ich euch, wenn ich so viel Gefühl hätte, wie ihr — ich läge schon längst im Grabe."

Bei diesen Worten schloß der Burgwarth die Thore. Beide kehrten nun zurück in die Stube. „Setzt euch zu eurer Morgensuppe," sprach der Burgwarth: „vergeßt aber auch nicht, eure Falken zu füttern. Ich will derweil den Gefangenen in den Felsenlöchern ihr Essen zutragen." Er langte den Bund Schlüssel aus dem Hacken an der Wand, nahm die Helleparde in die Hand, und verließ mit einer düstern Miene und gefalteten Stirne, die sein trauriges Amtsgeschäft als Gefangenwärter mit sich brachte, die Stube. Ach, wie gerne wäre Otto mit ihm gegangen, um seinen geliebten Vater zu sehen; wie gerne hätte er wenigstens nur den Ort wissen mögen, wo er gefangen lag. Er wollte dem Burgwarth nacheilen, und ihn bitten, daß er ihn mitnähme. Aber in dem Augenblicke fiel ihm das Gespräch von gestern Nachts ein, wo der Burgwarth bald aufmerksam auf seine Fragen geworden wäre. Er hielt sich nun wieder zurück, und dachte: durch unbesonnene Voreiligkeit würd' ich meinen Vater und auch mich noch mehr in's Elend stürzen. Ich muß für jetzt mein kindliches Gefühl und mein Verlangen nach ihm so viel als möglich verbergen. Der Burgwarth darf es nicht wissen, und noch weniger der Ritter, daß ich der

Sohn des Grafen von Waldbergen bin. Vielleicht aber giebt es den Tag über Gelegenheit, mit der Burgwarthin oder den Schloßdamen in's Gespräch zu kommen.

Während der Burgwarth die Gefängnisse besuchte, und sein Weib ihren Hausgeschäften nachgieng, unterhielt sich Otto mit den Kindern in der Stube. Er fragte Eines um das Andere nach seinem Namen, schaukelte sie auf seinem Schooße; zeigte ihnen die Falken im Käfige, die sie gestern Nachts bei der Flamme des Kamins nicht genugsam betrachten konnten, und schenkte ihnen allerlei Spielzeug, das er für Ritterskinder in der Tasche trug. — Nun wurden sie immer zutraulicher. Den Einen gefiel besonders die schöne grüne Feder auf seinem Baret; die Andern griffen nach seinen langen blonden Locken, und bathen ihn, er möchte ihnen doch dieß schöne Haar schenken. Dem ältesten Knaben aber gefiel nichts so, wie der junge Falke in der obersten Abtheilung des Käfigs. „Sobald der Vater kommt," sagte er, „will ich ihn bitten, mir diesen Vogel zu kaufen. Dann will ich ihn so zahm machen, wie meinen Hühnerhund. Er muß mir jeden Tag einen Sperling fangen. Nicht wahr, Falkenhändler?"

Otto mußte Ja sagen, sonst hätte der Knabe noch mehrmal: „nicht wahr, Falkenhändler?" geschrien. — Auf seinem Schooße gieng es immer sehr lebhaft zu. Wenn Eines herabstieg, kletterte ein Anderes hinauf. Jedes wollte geschaukelt seyn. Am Ende war er so müde, als wenn er den ganzen Tag hindurch auf Falken gelauert hätte.

Endlich kam des Thorwarth's Weib, und machte dem Spiel ein Ende, indem sie die Kinder mit Ernst und Milde zurückwieß, und ihnen sagte, es sey gar nicht artig, mit einem Fremden so umzugehen. Zufällig kam der Burgwarth gerade auch zur Thüre herein, und gab seinen Kindern eine Ermahnung, aber ganz anderer Art. „Was ist das, ihr kleinen Bengel?" schrie er, „glaubt ihr, ihr dürft auf dem Fremden herumtanzen, wie auf mir? Gleich packet euch fort, oder ich sperr' euch in's Falkenkäfig; und dann gebt Acht, wie es euch ergehen wird. In einer halben Stunde seyd ihr rein verzehrt, daß man nicht einmal ein Härlein mehr von euch finden könnte."

Die Kinder erschracken auf die Rede des Vaters, und giengen zehn Schritte weit vom Käfige weg. Der älteste Knabe wollte nun nichts mehr vom jungen Falken wissen. Otto aber entschuldigte die Kinder bei Vater und Mutter, indem er sagte: „Wenn ich den Kleinen nicht selbst Anlaß gegeben hätte, so hätten sie sich mir nicht so zutraulich genährt. Doch ich habe die Kinder für mein Leben gern, wenn sie brav sind."

Dem Falkenhändler war es jedoch gar bald in der Stube des Burgwarth's zu enge. Das gleichgiltige Gespräch mit diesem wurde ihm zuwider; und in jenen Reden, die er gestern Abends mit ihm geführt hatte, durfte er unmöglich fortfahren, wenn er nicht verrathen werden wollte. Oft suchte er eine Gelegenheit, mit der Burgwarthin allein in eine Unterredung kommen zu können. Denn er hoffte, von dieser würde er mehr erfahren. Doch

es wollte sich nie schicken, weil der lästige Burgwarth immer auch in der Nähe war. — Nun gieng er in den Schloßhof, und sah beständig nach den Fenstern, ob er nicht etwa eine der beiden Rittersfrauen erblicken könnte. Allein so sehr er auch seine Augen anstrengte, er sah nah' und ferne weiter nichts, als ein paar Wasserträger, und den alten Kettenhund. Als er wieder in die Stube zurückgekehrt war, wagte er es sogar zu fragen, ob es den Schloßdamen wohl nicht angenehm wäre, wenn er sie besuchte, und ihnen die langen Stunden mit dem Spiel der Mandoline, und einigen schönen Liedern verkürzte. Der Burgwarth könnte ja in das Schloß hinaufgehen, und ihnen dieß zu wissen thun. Allein der Burgwarth antwortete ihm: „durch euer gestriges Betragen im Schlosse habt ihr euch den Zutritt zu den Frauen durchaus abgeschnitten. Das Lied, das ihr gesungen, hat den Ritter so argwöhnisch gemacht, daß er uns auf's strengste verboten, euch eine Zusammenkunft mit seiner Gemahlin und Tochter zu gestatten. Beide hat er sogar in ein Zimmer eingesperrt, wo sie nun geduldig verweilen müssen, bis er von der Jagd zurückgekehrt ist."

Diese Rede des Burgwarth's betrübte den Falkenhändler sehr. Das Mittagessen wollte ihm gar nicht schmecken. Er setzte sich in einen Winkel der Stube, und spielte stillschweigend mit einem seiner Falken. Nach der Mahlzeit streckte sich der Burgwarth auf einen Teppich nieder, um seines gewöhnlichen zweistündigen Schlafes zu pflegen. Außer diesen zwei Personen war kein Mensch in

der Stube. Die Burgwarthin hatte sich, nachdem sie mit den Geschäften in der Küche fertig war, mit ihren Kindern in ein nahegelegenes Dorf begeben, um eine alte Bekannte zu besuchen. Da saß Otto die lange Zeit hindurch allein, und bethete im Stillen zu Gott um die Rettung seines lieben Vaters.

Endlich rührte sich der Burgwarth auf dem Teppiche, und rieb sich die Augen. Sein erster Blick war nach dem Falkenhändler gerichtet. Dieser stellte sich glücklicher Weise, als wenn er schlafe. Da erhob sich der hagere Mann, nahm seine Mütze und einen kleinen Schlüssel, der eigens an der Wand hieng, und sagte zu sich: „der Falkenhändler schläft. Die Thore sind verschlossen. Nun kann ich wohl auf eine Stunde meinen alten Gang in die Waldschenke vornehmen.“ Mit diesen Worten verließ er die Stube. Otto warf sich nieder auf die Kniee und bethete: „Lieber Gott, laß mir diese günstige Gelegenheit angedeihen, und segne mein Vorhaben.“ Dann stand er auf, nahm den Falken, mit dem er bisher gespielt hatte, auf seine rechte Schulter, und folgte dem Burgwarth in einiger Entfernung nach. Ein schmaler, selten betretener, mit vielen Gesträuchen verwachsener Weg führte zwischen zwei hohen Mauern rings um das Schloßgebäude herum. Endlich an einer Ecke hielt der Burgwarth, steckte den Schlüssel an eine kleine eiserne Pforte, und kroch durch die Oeffnung. Otto blieb noch eine Weile in der Ferne stehen. Als aber so viel Zeit verstrichen war, daß er glauben konnte, der Burgwarth habe den Fuß des Schloßhügels erreicht, trat er zur

kleinen Pforte, die nur zugelehnt war. Er besann sich nicht lange, that einen Schritt, und war nun außer dem Schlosse. — Am Felsenhügel herum standen hie und da steinalte Eichen und Fichten; tiefer unten aber zog der Rheinstrom vorüber, dessen diesseitiges Ufer rings mit Gesträuch und Schilf umwachsen war. Der Anblick war ihm neu und überraschend; denn in der Nacht, da er an die Thore der Burg gekommen, hatte er von dem Allem nichts sehen können. Wie er nun aber an der Außenseite des Schlosses hinanschaute, begegneten seinem Blicke alle die vielen Felsenlöcher, die einen schwachen Tagesschein in die Gefängnisse des Schlosses einließen. Fledermäuse, Eulen und schwarze Mauervögel fliegen in der Abenddämmerung zu Hunderten durch diese Löcher ein und aus, und ein ganzes Heer von Sperlingen nistet in denselben. „Ach," seufzte Otto, „in einem dieser schrecklichen Löcher liegt mein theurer Vater gefangen."

Er gieng weiter gegen die Eichen hinaus, um die ganze Außenseite des Schlosses im Auge zu haben. „Du lieber Gott," sagte er wieder: „ich kann nicht hinanschauen, ohne Thränen kindlicher Sehnsucht nach ihm zu weinen. Wie gerne wollt' ich sein Elend über mich nehmen, wenn ich nur könnte. O mein Vater da oben in einem der Felsenlöcher, ach, könnt' ich dein theures Angesicht wieder einmal sehen; ich würde dessen Züge im ersten Augenblicke erkennen. Könnt' ich deine Füße liebend umfassen, und um deinen Segen flehen. Das ist eine schreckliche Marter für mich, so nahe am Rettungsorte zu seyn, und doch nicht retten

können. Wenn ich nur einen einzigen Menschen wüßte, der mir mit Rath und That beistände."

Da er so redete, rief ihm von hinten her eine Stimme zu: „He da, Freund, habt Acht, daß Keiner aus dem Schlosse eurer gewahr werde! Das starre Hinschauen nach den Gefängnissen könnte euch das Leben kosten." Otto erschrack, und wandte sich um. Doch erholte er sich gleich wieder, da er auf dem knorrigen Stamm einer gefällten Eiche einen Holzhacker sitzen sah, der mit seinem Knaben ein Stück Brod gemächlich verzehrte, und mit dem neben ihm stehenden Krüglein Wasser seinen Durst löschte. „Kommt lieber hieher und ruht auf dem Baumstocke ein wenig aus. Ihr könnt auch ein Stücklein Brod haben, wenn ihr wollt, und ich glaube, es schmeckt euch da außen besser, als ein Stück Braten drinnen im Schlosse."

„Ach," erwiederte Otto, und näherte sich allmählig dem Manne: „es schmeckt mir nirgends recht, wo ich auch immer seyn mag." — „Dann bedauer ich euch von Herzen," sagte Jener: „Ich bin nur ein armer Mann; doch bin ich immer fröhlich und wohlgemuth; und die sparsame Kost, die ich mir im Schweiße meines Angesichtes verdiene, ist mir lieber, als des Ritters köstlichste Speisen. Ich bin gesund, und habe ein gutes Gewissen — und dieß ist die Würze des Lebens. Glaubt ihr nicht?"

Bei diesen Worten sah der Holzhacker dem Falkenhändler fest in's Gesicht. „Wie?" rief er ganz erstaunt aus, und erhob sich vom Baumstamme: „Ich kenne euch. Oder ist es nur Täuschung? nein,

ich täusche mich nicht! ihr seyd's, ihr seyd's!" — Der Falkenhändler erschrack heftiger, als zuvor. Denn er glaubte nun sicher, er sey verrathen. Rupert aber, so hieß der Holzhacker, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Erinnert ihr euch nicht mehr jenes Auftrittes im Walde, wo ihr einem armen, abgematteten Jünglinge die wunden Füße verbunden, seinen Hunger gestillt, und ihn auf eurem Karren bis in das nächste Dorf geführt habt? Ich war dieser Jüngling. Gott Lob nun, daß ich meinen Wohlthäter gefunden habe. Jeden Morgen und jeden Abend hab' ich für euch gebethet."

Otto's freudige Ueberraschung bei dem unerwarteten Zusammentreffen mit diesem Manne, läßt sich nicht beschriben. „Ja, ja," rief er aus, „je mehr ich euch betrachte, desto bekannter erscheinen mir eure Gesichtszüge. Doch erzählet mir, wie es euch bisher ergangen." — „Setzt euch hieher," sagte Rupert, „und ihr sollt Alles hören. Zwei Tage blieb ich in der Hütte des Landmannes, zu dem ihr mich gebracht hattet. Dann aber machte ich mich auf den Weg, um bei irgend einem reichen Manne einen Dienst zu suchen. Ich zog lange Zeit im Lande herum, und fand keine Arbeit. Endlich kam ich auch in diese Gegend. Es war ein heißer Tag, und der Durst plagte mich sehr. Da trat ich in die Hütte dort am Saum des Waldes, die jetzt mir gehört, und bath gar rührend um einen frischen Trunk Wasser und ein Stück schwarzen Brodes. Der alte, ehrliche Mann, der Kruno hieß, gab es mir mit tausend Freuden. Er fragte mich nach meinem Namen, und was [illegible]

meiner Reise sey. Da ich ihm unter Thränen mein Schicksal erzählt hatte, sagte er: „ihr scheint mir ein redlicher junger Mann zu seyn. Wenn ihr wollt, so behalte ich euch bei mir. Ich bin Holzhacker in den Waldungen des Ritters, kann aber seit langer Zeit wegen Altersschwäche dieser schweren Arbeit nicht mehr vorstehen. Ihr seyd ein rüstiger Junge. Ich will euch der Rittersfrau vorstellen, die schon so viel an mir und meiner Tochter Thekla gethan. Wenn sie euch dem Ritter empfiehlt, so werdet ihr an meine Stelle kommen.“

„Dieß geschah nun auch wirklich. Ich verdiente mir täglich so viel, daß wir alle Drei davon leben konnten. Zudem unterstützten uns die Rittersfrau und ihre Tochter in der Stille, und machten sogar, daß ich die brave, fleißige Thekla zum Weibe bekam. Aber, ach, bald darauf starb der gute, alte Kruno. Vor seinem Ende sagte er noch: „Wie dank' ich dem lieben Gott, daß meine Thekla versorgt ist. Nun kann ich froh und heiter sterben. Haltet immer fest zusammen, und vertraut auf den ewigen Vater im Himmel.“ — Wir konnten seinen Verlust lange nicht verschmerzen. Endlich schenkte uns der liebe Gott unsern Jörg da, der ganz des alten Kruno Ebenbild ist.“

„Und so lebten wir bis auf den heutigen Tag in vollster Zufriedenheit. Nichts blieb mir mehr zu wünschen übrig, als meinen Wohlthäter noch einmal sehen und ihm danken zu können. Und nun, wie glücklich bin ich, da dieser mein Wunsch

erste Grund von meinem und ihrem Glücke gewesen. Doch nun sagt mir auch, was euch bewog, diese Gegend zu besuchen."

„Euch," erwiederte Otto, „darf ich es wohl sagen. Seht ihr, in einem der Felsenlöcher da oben liegt ein unschuldiger Mann gefangen, der mir unendlich näher geht, als jeder Freund. Ich bin als Falkenhändler hieher gekommen, um vielleicht eine schickliche Gelegenheit zu seiner Befreiung zu erspähen. Aber ach, nun weiß ich bis jetzt nicht einmal, in welchem von so vielen Gewölbern er schmachtet."

Während dieser Unterredung hatte der Knabe Jörg nur immer auf den Falken gesehen, und bei jeder neuen Bewegung desselben neue Freude geäußert. „Gefällt dir der Vogel?" fragte der Falkenhändler, und setzte den Falken auf seinen Zeigefinger: „Warte nur, du sollst Wunderdinge sehen. Dir zu Gefallen will ich ihn steigen lassen. Dort oben um die Felsenlöcher fliegen Sperlinge und Mauervögel. Ehe du es denkst, muß er dir einen herabholen." Kaum hatte er es gesagt, ließ er den Falken in die Höhe, und bezeichnete ihm durch ein bestimmtes Ziehen an der Schnur den Weg durch die Luft, den er nehmen mußte. Bald hatte der Falke einen Sperling im Gesichte, und verfolgte ihn pfeilschnell. Dieser schrie erbärmlich, und flog so gut er konnte; der Falke immer ihm nach, und schon streckte er den offenen Schnabel nach ihm aus, als der arme Sperling gerade noch das erste Felsenloch erreichte, um sich da zu verbergen. Allein der Falke flog auch hinein, und die Untenstehenden harrten nun begierig, was mit ihm und

dem Sperlinge vorfallen werde. — Der Falke wollte sich lange nicht sehen lassen. Endlich erschien er unter dem Felsenloche. Der Falkenhändler zog die Schnur an sich, und der Vogel flog herab. „Ei, ei,“ rief Jörg, „seht nur, er trägt Etwas im Schnabel. Wahrhaftig, das ist der Sperling.“ Die Andern meinten es auch; allein wie der Vogel näher kam, und sich endlich auf die Schulter des Falkenhändlers setzte — da war es kein Sperling, was er in dem Schnabel trug, sondern es war — die gestickte Landschaft von Waldbergen, die Theodora ihrem Gemahl zum Geburtstage verfertigt hatte. Otto erkannte sie sogleich, und war fast außer sich vor Freude. Er fiel auf seine Kniee nieder, und dankte Gott. Dann liebkos'te er den Falken, und strich seine Federn. „Du guter, lieber Vogel,“ sagte er, „du hast mir den Aufenthalt meines Vaters entdeckt. Von diesem Augenblicke an, will ich deiner noch sorgfältiger pflegen, als bisher.“

Rupert nahm an der Freude des Falkenhändlers den herzlichsten Antheil. Doch sagte er, indem er ihm auf die Schulter klopfte: „Guter Jüngling, wir wollen uns erst ganz freuen, wenn dein Vater gerettet ist.“ Dieses Wort machte den Falkenhändler mit einem Male nachdenkend und traurig. „Ja, lieber Mann,“ erwiederte er, „ihr habt Recht. Daran dacht' ich in der ersten Freude nicht mehr. Aber, ach, was werden wir thun können?“ — Nun dachten sie hin und her, und machten allerlei Pläne, von denen sie aber jeden wieder verwarfen. Auf einmal rief Rupert freudig:

„Halt, so geht's!“ Der Falkenhändler fragte schnell: „Wie?“ Allein Jener war schon unten am Gestade, und löste das Sail vom Nachen, auf dem er das gefällte Holz über den Rhein führte. In wenigen Minuten stand er wieder am Platze. Nun verstand der Falkenhändler, was er vorhabe, und umarmte ihn vor Freude über den glücklichen Einfall. Dann nahm er ein Pergamentblatt aus der Tasche seines Wammses hervor, und schrieb mit dem Griffel, den er immer bei sich führte, Folgendes darauf: „Hier unten am Ufer des Rheines steht ein Ritter von Gott gesandt. Wenn die siebente Stunde vom Schloßthurme tönt, nehmt dieses Rettungssail, bindet es oben fest, und klettert daran herab — und ihr seyd frei. Zum Zeichen aber, daß ihr der Graf von Waldbergen seyd, knüpfet dem Ueberbringer dieses Blattes die goldene Preißkette um den Hals, die ihr im Turniere erhalten habt. So wahr ihr Gott fürchtet — sie kömmt in gute Hände.“

Dieses Blatt machte er am rechten Fuße des Falken fest; das Sail aber wickelte er um dessen Hals, und ließ ihn so in die Höhe steigen. Der Falke nahm von freien Stücken den nämlichen Weg durch die Luft, wie vorher, gerade als wenn er den verfolgten Sperling noch einmal aufsuchen wollte, und flog in das erste Felsenloch. In der Zwischenzeit, da der Falke dort verweilte, kniete Otto am gefällten Eichstamme, und bethete in der Stille. Nach einigen Minuten, da er an der Mauer hinaufsah, saß der Falke schon unter der Oeffnung, und flog nun, wie er seinen Herrn unten

gewahrte, pfeilschnell herab. Das Sail um seinen Hals war hinweg, an dessen Stelle aber hieng die goldene Kette. Otto nahm sie und drückte sie mit Innbrunst an seine Lippen. Dann sagte er zu Rupert: „Mit diesem Zeichen reise ich ungesäumt an den kaiserlichen Hof. Es wird das Siegel der Wahrheit seyn zu den Worten, die ich für des Grafen Unschuld rede. Euer Knabe soll mir den nächsten Weg durch den Wald zeigen. Ihr aber führt den Geretteten noch in dieser Nacht auf eurem Nachen über den Rheinstrom. Ich weiß, ihr thut es gerne. Denn wenn ich euch dortmals im Walde je einen Dienst erwies, so betrachtet dieß als den Gegendienst, den ihr mir zu erwiedern schon oft gewunschen habt." Mit einem freudigen Lächeln nahm Rupert des Falkenhändlers Hand, und legte die Seinige darein, indem er sagte: „Verlanget noch tausendmal mehr, und ich thu' es mit tausend Freuden. Ihr könnt doch nichts begehren, das so groß wäre, als mein Glück, zu dem ich durch euch gekommen bin. Nur erlaubt mir, daß ich vorerst in meine Hütte eile, um das liebe Weib davon in Kenntniß zu setzen. Sie würde sich bis Morgen zu Tode grämen, wenn sie nicht wüßte, wo ich und Jörg geblieben wären."

Während Rupert und sein Knabe abwesend waren, bereitete Otto den Nachen im Gesträuche zur schleunigen Abfahrt. Da nun die Sonne untergegangen, kehrten jene Beiden zurück. Jörg brachte dem Falkenhändler in einem Bündelchen Nahrungsmittel für die bevorstehende lange Reise. — Wie jetzt auch allmählig das Abendroth verglomm,

machten sie sich dicht an die Schloßmauer, gerade unter das Felsenloch, in dem der Graf gefangen lag. Einem Jeden schlug das Herz, und zitterte die Hand, theils aus Furcht, ihr Vorhaben möchte im Schlosse drinnen entdeckt und vereitelt werden, theils aus Freude und Hoffnung einer glücklichen Befreiung des Grafen. Leise horchten sie auf jede Viertelstunde, die vom Schloßthurme hallte; und wünschten nichts sehnlicher, als wenn nur einmal die bestimmte Stunde schlüge. Es wehte ein rauher Wind, der sie oft erschreckte, wenn er durch die Blätter keimenden Aeste der Eichen zog. Doch den Falkenhändler verließ der Muth nicht. „Gott ist mit uns!" sagte er, und sah vertrauensvoll hinauf an den Abendstern, der schon am westlichen Himmel flimmerte.

Endlich schlug die siebente Stunde. Da kam das Sail von oben herab; man konnte es von unten gerade erreichen. Der letzte Dämmerungsschein gab oben am Felsenloche eine Gestalt zu erkennen, die es befestigte, und nun langsam daran herabfuhr. Otto stand dicht unter dem Saile, und half dem Manne vollends auf den Boden. Wie war ihm doch zu Muthe, da er aus dessen Zügen, die er sich von Kindheit auf tief in den Sinn geprägt hatte, seinen Vater erkannte. Der Graf warf sich nieder, da wo er den ersten Schritt auf den Boden setzte, und rief: „Allerbarmer im Himmel, ich danke Dir!" Dann wandte er sich zum Falkenhändler: „Seyd ihr der edle Mann, der mich gerettet? Mir ist es in diesem Augenblicke, als müßt' ich euch so liebevoll umarmen, wie meinen

eigenen Sohn. Doch sagt mir, wie ihr unter so vielen Kerkern den erspähen konntet, in dem ich gefangen lag." Otto gab ihm die Landschaft von Waldbergen zurück, und sagte mit freudig zitternder Stimme: „durch dieses Bild, das mir der Falke brachte, hab' ich euch gefunden." „Gott, wie ist das möglich?" entgegnete der Graf verwundert; „von wem konntet ihr wissen, daß es mir gehöre? und von wem habt ihr erfahren, daß ich die goldene Preißkette von dem Tage an, da ich sie erhielt, auf meiner Brust getragen?" „Von eurem Sohne," flisterte Otto tiefbewegt und sehnsuchtsvoll. „Allmächtiger, so lebt er noch?" rief der Graf, und preßte Otto's Hand mit krampfhafter Freude an seine Brust: „und ihr, ihr kennt ihn? und seine Mutter kennt ihr auch? O ich bitte, ich beschwöre euch bei den Sternen des Himmels, die jetzt so freundlich auf uns herabblicken, bei all meinen langen, schweren Leiden in der Kerkernacht da oben, bei meiner Sehnsucht nach den Geliebten, mir Entrissenen, bei dem Gebethe, das ich Tag und Nacht für sie und ihr Leben bethete — sagt mir, wer seyd ihr? und woher kennt ihr sie?" Otto antwortete nichts. Da sah der Graf ihm in's Angesicht, und sagte: „ihr habt sie gekannt; dieß ist bestimmt. Aber ihr wollt mir nicht sagen, daß sie nicht mehr leben."

Nun konnte sich Otto nimmer halten. Er ließ dem zurückgepreßten Thränenstrom freien Lauf, und sank in die Umarmung des Grafen. Seine Hände schloß er fest um dessen Hals, und unter vielen, heißen Küßen auf die blasse Wange, rief er: „o

Schweizerthal! o Mutterhaus! könnt' ich diese selige Minute zu euch hinübertragen. Graf von Waldbergen, höret, ich bin" — in diesem Augenblicke entstand dicht neben ihnen ein Geräusch, und verworrene Männerstimmen ließen sich da und dort hören. „Gott im Himmel," sagte Otto leise und schnell, „wir sind verrathen und verloren. Fort, fort, über den Rheinstrom, und von dort in die Schweiz. Fragt nach der Beatushöhle am Thunersee. Dort harret mein." Bei diesen Worten zog er den Grafen, so schnell er konnte, nach sich über den Hügel hinab. Todesangst ergriff ihn, da er die Männerstimmen immer nachfolgen hörte. Rupert war vorausgeeilt, und hatte das Fahrzeug bereits losgebunden. „Gott mit euch!" rief Otto dem Grafen nach, da der Nachen schon vom Ufer abfuhr. Dann verbarg er sich und den Knaben im hohen Gesträuche, und hielt den Athem zurück, um ja doch der Gefahr, entdeckt zu werden, zu entgehen.

Das Geräusch ließ allmählig nach, und nur einzelne Stimmen gegen die Schloßmauer hin waren noch laut, die sich jedoch immer mehr und mehr in's Innere zurückzogen, und endlich ganz verklangen. Die Ursache dieser plötzlichen Unruhe war der Burgwarth gewesen. Er hatte sich, bis es dunkel geworden war, in der Waldschenke aufgehalten. Wie er nun nach Hause kam und den Falkenhändler nirgends gewahrte, auch von seinem Weibe nicht erfahren konnte, wo er sich aufhielte, nahm er einige Knechte zu sich, und ließ alle Winkel des Schlosses durchsuchen. Denn er fürchtete den Zorn des Ritters, der ihm den Fremden

zur Obhut übergeben. Weil nun der Falkenhändler im Schlosse nicht gefunden wurde, so vermuthete der Burgwarth sogleich, er habe die verborgene Oeffnung durch die Mauer entdeckt, und sich davon geschlichen, um dem Ritter einen Streich zu spielen. Gar bald erkannte er in aller Angst seine Vermuthung als wahr, da er an der Außenseite des Schlosses herumgieng, und von dem Licht seiner Laterne beleuchtet, das herabhängende Sail erblickte. „Zum Henker," dachte er, „das kömmt ja aus dem Kerker des Grafen von Waldbergen! — Er rief nun seinen Knechten, die am Ufer hin sich zerstreut hatten, und kehrte mit ihnen zurück in das Schloß, entdeckte ihnen aber kein Wort von dem, was er gesehen hatte; sondern nahm den Bund Schlüssel an den Arm, und die Helleparde und Laterne in die Hand, und schlich, so leise er konnte, an die eiserne Thüre des Kerkers, in dem der Graf gelegen war. Wie er sie öffnete und hineintrat, sah er — keinen Grafen mehr. Er schüttelte dreimal den Kopf, und sagte zu sich selbst: „Nun kommt es darauf an, wie ich mich aus der Schlinge ziehe. Doch mein guter, alter Witz wird mich nicht verlassen." Dann trat er an das Fensterloch und zog das Sail herauf. Als er die eiserne Thüre wieder zuschloß, blieb er noch eine Weile stehen, zog Falten an die Stirne, und strich sich den braunen Bart, indem er sagte: „Bei meiner Ehre, das war ein guter Falke!"

Siebenzehntes Kapitel.

Der Ring.

Gegen die Mitte der Nacht hin, da Alles um das Schloß herum stille war, wie in einem Todtengarten — trat Otto aus dem Gesträuche hervor, und weckte den Knaben Jörg, der indeß eingeschlafen war. „Stehe auf," sagte er, „wir sind nun allein und sicher. Die Nacht ist still und heiter, und der Wind hat sich gelegt. Wir müssen sogleich unsere Reise antreten, damit ich bei Anbruch des Tages diese Gegend im Rücken habe. Doch weißt du wohl auch den Weg durch den Wald ganz genau, und fürchtest du dich nicht?" — „Ich mich fürchten," entgegnete Jörg, rieb sich die Augen, und sah dem Falkenhändler lachend in's Gesicht: „das ist doch eine wunderliche Frage. Bin ich ja im Walde auferzogen, und kenne jeden Weg so gut, wie der älteste Mann in der Gegend. Kommt nur, wir wandern immerfort am Ufer hinan, und ihr dürft mir sicher glauben, ehe der Morgen graut, haben wir ein anderes Thal erreicht."

Die Aussage des Knaben gieng pünktlich in Erfüllung. Kaum färbte sich der östliche Himmel mit den ersten Purpurwölkchen des Morgens, da sah man die grauen Thurmspitzen von Felsenheim nur mehr wie in einem Nebelflor über den Wald herüberragen. Auch das Gesträuch, durch das der Weg führte, wurde lichter, und die Gegend freundlicher. — Nach Verlauf von zwei Stunden kamen

die beiden Reisenden in ein liebliches Thälchen. Mitten darin stand eine schattige Buche, an der eine frische Quelle vorüberrieselte, die in der Nähe aus einem Felsen entsprang. „Hier wollen wir ausruhen," sagte Otto, „und uns mit kräftigem Brode und einem kühlen Trunke aus dieser Quelle erquicken. Dann aber, lieber Knabe, magst du zu deiner Mutter zurückkehren, die sich schon lange nach dir sehnen wird. Ich sehe nun den Weg vor mir, und werde so leicht nicht irre gehen." — Nachdem sie nun mit Speis und Trank sich erfrischt, und unter dem Schatten der Buche eine Weile ausgeruht hatten, nahmen sie Abschied von einander. „Ich danke dir von Herzen, lieber Junge," sagte Otto, „für deine freundliche Begleitung. Es schmerzt mich sehr, daß ich dich dafür nicht belohnen kann. Doch ich hoffe, es wird bald eine Zeit kommen, wo mein sehnlicher Wunsch, dich und deine Eltern recht glücklich zu machen, in Erfüllung gehen wird. Grüße mir Beide noch einmal, und sage ihnen, ich werde sie unverhofft wieder sehen."

So entließ Otto den Knaben, der nun den Rückweg nach der Heimath einschlug. Er aber zog, mit dem Falken auf der Schulter, muthig und auf Gott vertrauend weiter, und fragte von Ort zu Ort, welcher Weg nach der Kaiserstadt führe. Er dachte, wenn er so dahinwanderte, immer nur an Vater und Mutter, und an den frohen Augenblick des Wiedersehens. „Welch' ein Jubel," sagte er, „wird es seyn, wenn ich vom kaiserlichen Hofe zurückkehre mit der freudigen Nachricht, daß der Va-

ter wieder Herr und Besitzer von all den Gütern ist, die ihm der böse Dietrich geraubt." —

Bei solchen Gedanken, die fortwährend seine Reisegefährten waren, kam es ihm nie in den Sinn, mit sich selbst darüber zu Rathe zu gehen, was er wohl thun müsse, um den Zutritt zum Kaiser zu erlangen. Erst da er nach ein paar Wochen am Ziele seiner Reise stand, und die große alterthümliche Stadt mit ihren prachtvollen Palläſten und hohen Thürmen im Anblicke hatte, wurde es ihm unheimlich und bange. „Wer wird mir armen Jungen," seufzte er, „den Zutritt zum Kaiser gestatten? Wenn ich sage, daß ich der Sohn des Grafen von Waldbergen sey, wird man mich verhöhnen und für wahnsinnig halten. Auch wird es nichts nützen, wenn ich die goldene Kette vorzeige; denn diese kennt nur der Kaiser allein."

Als er nun am kaiserlichen Hofe angekommen war, wurde ihm wirklich, so oft er um Zutritt bath, derselbe verweigert. Wenn er auch von den Soldaten, die vor der Hauptpforte des Pallastes Wache hielten, eingelassen wurde, so kam er doch nie weiter, als in das kaiserliche Vorgemach, wo ein paar finstere, in Stahl und Eisen gekleidete Riesenmänner mit großen, ehernen Hauben ihn rasch zurückwiesen. Er gieng hinweg und weinte bitterlich. „Lieber, guter Gott," bethete er, „du hast mich mit deinem heiligen Schutze so weit geführt, daß ich das Ende der Drangsalen, und den Augenblick der Freude meiner Eltern vor mir sehe; du hast auf eine fast wunderbare Weise meinen Vater aus der Nacht des Kerkers befreut, daß er

sich noch einmal freue im Wiedersehen seiner Gattin und seines Sohnes; öffne mir nun auch den Weg zum Kaiser, damit ich ihm die Unschuld und das Leiden meines Vaters offenbaren, und die Ungerechtigkeiten des Ritters von Felsenheim an den Tag legen kann. Wenn du das Herz des Kaisers rührst, so werd' ich Gnade vor ihm finden."

Und siehe, am dritten Tage nach seiner Ankunft in der Kaiserstadt ärntete er die Frucht seines Gebethes. Er wandelte früh Morgens in den kaiserlichen Lustgärten, um bei den hundertfältigen Stimmen der Vögel, und bei dem herrlichen Anblicke des bunten Blumenschmuckes die schweren Gedanken zu vergessen, die seine Seele drückten. Kaum war eine halbe Stunde vorüber, so kam die Kaiserin in Begleitung vieler Hofdamen eben dahin, um sich in der reinen Morgenluft zu erquicken. Otto trat ehrerbietig aus dem Wege, als er die vielen, prächtig geputzten Frauen daherziehen sah; und wie sie an ihm vorübergiengen, nahm er das Baret ab, zog den Falken an sich, und verneigte sich tief. Ach, hätte er gewußt, daß es die Kaiserin mit ihrem Gefolge war, er wäre ihr in den Weg gekniet, und hätte sie um Gehör angefleht. — Die Frauen traten zu einem Springbrunnen, der aus einem künstlich aufgethürmten Felsen sich wand, und mit wohlriechendem Gesträuch umwachsen war. Sie zogen die feinen ledernen Handschuhe ab, und pflückten Epheukraut und Maiglöckchen. Otto sah ihnen von Ferne zu, und ließ sie erst aus dem Auge, da sie sich allmählig unter den Kastanienbäumen verloren.

Ganz in Gedanken vertieft, wandelte er den nämlichen Weg, den kurz vorher die Frauen eingeschlagen hatten, und stand nun, er wußte selbst nicht, wie, am Springbrunnen. Da flog der Falke, der sich auf seiner Schulter bisher immer stille gehalten hatte, plötzlich in's Grüne hernieder, hob in seinem Schnabel Etwas in die Höhe, das vielfarbigen Thautropfen glich, und kehrte unter allerlei lustigen Bewegungen auf die Schulter seines Herrn zurück. Otto schmeichelte ihm; da ließ er in dessen Hand einen goldenen Ring mit fünf kostbaren Edelsteinen fallen. „Ei, ei," rief er erstaunt, „wie kömmt denn dieser Ring hieher? Gewiß hat eine von jenen Damen ihn verloren, da sie die Handschuhe abzog. Ich muß ihn augenblicklich zurückgeben. Wenn ich sie nur noch im Garten treffen könnte." — Er lief, so schnell er konnte, durch alle Gartengänge. Allein die Frauen waren schon fort. Er wußte nun nicht, was er anfangen sollte, und verließ nachdenkend den Garten.

Kaum war er in die nächstgelegene Straße getreten, so hörte er einen Trommelwirbel, und Hunderte von Menschen sah er aus allen Häusern dem öffentlichen Platze zuströmen. Vom Schwarme mitgerissen stand er bald vor einem Herolde, der seinen Stab mit silbernem Knopfe in die Höhe hob, und mit lauter Stimme ausrief: „Im Namen des Kaisers!" Bei diesen Worten trat eine allgemeine Stille ein; und der Herold fuhr fort: „Wer einen goldenen Ring, mit fünf kostbaren Edelsteinen besetzt, der vor einer Stunde von der Hand der Kaiserin fiel, gefunden hat, oder finden wird,

der wird als ein getreuer Unterthan aufgefordert, denselben gegen großmüthige kaiserliche Belohnung zurückzustellen.“ — Noch ein Trommelwürbel folgte diesem Ausruf, den jedoch das Fragen und laute Staunen der Menge beinahe unhörbar machte. — Otto, der den gefundenen Ring in der Tasche trug, machte sich aus dem Schwarme los, suchte eine abgelegene Straße, und warf sich da an der Ecke eines Hauses auf seine Kniee nieder. „Fließet, fließet ihr Thränen der Freude,“ sprach er, „und du, Gott der Güte, siehe sie an als das Unterpfand meines kindlichen Dankes. Einen Vogel hast du dazu bestimmt, meinen Vater zu befreien; ein Vogel muß mir nun den Weg zum Kaiser bahnen, damit das Maaß meiner Freude voll werde.“

Nun machte er sich auf, und gieng geradezu nach dem kaiserlichen Pallaste. Als er in das Vorzimmer kam, und zu den finstern, in Stahl und Eisen gekleideten Männern sagte, er habe den Ring gefunden, da veränderten sie ihre harten Stimmen in ein sanftes: „Nur herein! herein!“ und öffneten die Thüre, die in den großen, kaiserlichen Saal führte. Otto trat hinein, machte eine tiefe Verbeugung, und hielt in der Rechten den Ring empor. Da war auf einmal ein allgemeines Jauchzen unter den vielen Hofleuten, die zugegen waren. Der Kaiser und die Kaiserin selbst erhoben sich vom purpurnen Sitze, giengen zur Thüre, wo Otto noch stand, und grüßten ihn freundlich. Und wie die Kaiserin lächelnd den goldenen Ring aus seiner Hand empfing, waren Aller Augen auf ihn gerichtet. Denn der schöngebildete Jüngling in sei-

ner freundlichen Tracht, mit dem Falken auf der Schulter, hatte im ersten Augenblicke allgemeines Wohlgefallen eingeärntet. Der Kaiser aber sprach zu ihm: „Weil du Gott fürchtest, und das Wort des Kaisers ehrest, so verlange von mir eine Gnade. Ich schwöre bei der Krone meines Reiches, daß ich sie dir gewähren werde" — Otto bog ein Knie, legte die Hand über die Brust, und erwiederte: „mein hoher, kaiserlicher Herr, weil ich Gnade gefunden habe vor euch, so vergönnet mir, daß ich euch vor Allem eine kurze Geschichte erzähle."

Der Kaiser lächelte und setzte sich nieder; seinem Beispiele folgten die Kaiserin und alle Hofleute. Und er winkte dem Jünglinge zu. Darauf stellte sich dieser in die Mitte des Saales, erhob seine helle Stimme, und erzählte: „In einem niedlichen Thälchen lebte ein Hirte unter seinen friedlichen Heerden. Wenn sie graseten, setzte er sich zu ihnen, und aß sein Brod dabei; und wenn sie tranken, trank er aus der nämlichen Quelle. Er liebte sie zärtlich und bewahrte sie sorgfältig vor jedem Unglücke. — Dieß hörte sein Feind in der Ferne. Ein wilder Groll fuhr durch seine Seele, wie ein zündender Blitzstrahl; er gieng in den Wald, und erzog sich eine Heerde Wölfe. Mit diesen überschwemmte er das freundliche Thälchen, mordete die Lämmerheerden, und machte die Wiesen zu seinem Eigenthume. Den friedlichen Hirten aber riß er mit sich fort über Berg und Thal, und verbarg ihn Jahre lang in einem dunkeln Gewölbe, aus dem er erst vor Kurzem von seinem Sohne befreit wurde, der mittlerweile zum Jüng-

linge herangewachsen. Nun ist der Vater wohl frei — aber seine Heerden sind dahin, und sein Eigenthum ist in der Hand des Feindes."

Hier schwieg Otto. Der Kaiser aber fragte lächelnd: „was soll mir diese Erzählung, mein Sohn?" Da glänzte Otto's Auge von einer großen Thräne; er näherte sich dem Purpursitze des Kaisers, und sprach langsam und mit rührender Stimme: „der Mann mit der friedlichen Heerde ist mein Vater, Graf Heinrich von Waldbergen, Sohn des Grafen Rudolph von Falkenberg, der Nämliche, der einst im kaiserlichen Turniere den ersten Preis gewann. Zum Zeichen, daß ich die Wahrheit rede, seht diese goldene Kette mit dem Namen des Kaisers." Alles staunte, und ein freudiges Gemurmel verbreitete sich durch den Saal. Otto aber fuhr fort: „Der Mann mit den Wölfen ist Ritter Dietrich von Felsenheim, ehemals Stephan von Eulendorf, der Nämliche, den mein Vater im Turniere zum Gegner hatte." Bei diesem Namen trat auf alle Gesichter ein merklicher Unwille, der sich sogar bei Einigen in lautem Mißfallen äußerte. — Nun mußte Otto seine und seines Vaters Geschichte erzählen. Er begann mit dem kaiserlichen Turniere, und endete mit der Befreiung seines Vaters. Seine Rede war so lieblich und Mitleiderregend, daß nicht nur die weichherzigeren Hofdamen, sondern der Kaiser selbst und die anwesenden Herren von Zeit zu Zeit Thränen in den Augen hatten.

Als die Erzählung zu Ende war, warf er sich am Purpursitze der Majestät auf die Kniee nieder,

und flehte: „Mein Herr und Kaiser, wenn euch je das Unglück eines eurer treuesten Vasallen zu Herzen geht, wie ihr es gerade bewiesen; wenn ihr die Unschuld meines Vaters in Ehren haltet, und die Ungerechtigkeiten des Ritters von Felsenheim mißbilliget; o so steht mit eurem fürstlichen Ansehen und eurer Macht uns bei, damit wir zu unserm alten Rechte wieder gelangen." Der Kaiser ließ ihn nicht weiter reden, trat zu ihm, und hob ihn von der Erde auf. „Sey getrost, edler Jüngling," sprach er mit freundlicher Stimme: „es thut mir wehe, daß ich erst jetzt das vieljährige Unglück deines Vaters erfahre. Die Veränderung seines Namens und die weite Entfernung von der Kaiserstadt warf über eure ganze Geschichte ein tiefes Dunkel. Aber nun sey Gott gelobt, weil noch geholfen werden kann. Ich gebe dir Waffenleute, und meine kaiserliche Vollmacht, mit deinem Feinde zu verfahren, wie er es verdient. Nehmt eure Güter zurück, und von denen des schuldigen Ritters so viele, daß ihr für eure Leiden und Drangsale entschädiget seyd. Auch einen Adelsbrief gebe ich euch, der euch in den Besitz des Ahnengutes von Falkenberg auf's Neue einsetzt. Durch diesen versichere ich euch meiner fortwährenden kaiserlichen Huld und Gnade."

Alle anwesenden Hofleute äußerten durch die lauteste Theilnahme ihre Freude über diese Begebenheit. Sie traten hinzu, und grüßten den Jüngling als Einen aus ihrer adeligen Mitte. Und die Kaiserin konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Wie freut es mich nun, daß ich heute Morgens

den kostbaren Ring verloren. Ohne diesen Zufall wäre die frohe Entdeckung nie gemacht worden. Doch es ist kein Zufall. Es ist eine von den vielfachen und verschiedenen Arten, wie der liebe Gott die Seinigen zum Ziele führt." —

Am andern Tage in aller Frühe stand Otto in einem glänzenden Ritterkleide an der Spitze einer bewaffneten Schaar, die ihm der Kaiser zur Bedeckung erkohren hatte. Von seinem lieben Falken konnte er sich nicht trennen. Er trug ihn, wie bisher, auf seiner Schulter. Unter tausend Glückwünschen der Hofherren und Hofdamen, und mit dem Segen des Kaisers verließ er die Stadt.

Achtzehntes Kapitel.

Gerechte Vergeltung.

Der Burgwarth von Felsenheim war an jenem Abende, da er den Kerker des Grafen von Waldbergen leer gefunden hatte, in der übelsten Laune in seine Stube zurückgekehrt, und hatte, so sehr auch sein Weib mit allerlei neugierigen Fragen in ihn drang, während einer ganzen Stunde keine Silbe gesprochen. Allein da nach Verlauf dieser Zeit das Waldhorn-Zeichen des Jagdtroßes am Schloßhügel herauf sich hören ließ, preßte ihm die Angst die Worte: „Gott sey mir gnädig!" aus, mit welchem Ausrufe er die Stube verließ, um dem Ritter die Thore zu öffnen. Er zitterte, wie ein armer Sünder, da Dietrich ihm fest in's Auge sah, und ihn fragte: „ist unterdessen im

Schlosse nichts vorgefallen?“ „Nichts, Herr Ritter!“ antwortete er mit ziemlich lauter Stimme und halbverzogener Miene, die seine Angst verbergen sollte. Der Ritter stieg vom Pferde, und gieng in das Schloß; und der Burgwarth war recht froh, daß er gieng, und sich in kein weiteres Gespräch mit ihm einließ.

Allein wie der Ritter nach einer halben Stunde ihn zu sich rufen ließ, da vermehrte sich seine vorige Angst dergestalt, daß er todtenblaß wurde, und beim Hinaufsteigen über die Wendeltreppe wegen plötzlich eingetretener Nervenschwäche dreimal ausruhen mußte. Endlich da er dem Wohnzimmer des Ritters nahe kam, dachte er doch: „Burgwarth, sey kein Schelm gegen dich selbst, und verrathe dich nicht.“ Und mit diesem Gedanken trat er ruhig und gefaßt, wie gewöhnlich, in's Zimmer. „He da,“ rief ihm der Ritter lachend entgegen, „so wahr die Grundpfeiler meines Schlosses Felsen sind — der Falkenhändler ist ein tüchtiger Bursche. Sein Vogel hat mir heute viele Freuden gemacht. Er hat mit seinen Flügeln kein einziges Mal umsonst die Luft durchschnitten. Gehe, hole den Jungen her, er darf einen Humpen Wein mit mir leeren.“

Der Burgwarth, der durch den Befehl des Ritters in die größte Verlegenheit kam, nahm nun zu einer abscheulichen Lüge seine Zuflucht. Er trat einen Schritt näher, verneigte sich, und sprach mit stotternder Stimme, gerade als wenn er sich nicht recht zu reden getraue: „Verzeiht, Herr, wenn der Falkenhändler noch einen einzigen Tropfen

Wein mehr trinkt, als er schon getrunken, so wird bis morgen sein Magen und Hirnkasten so sehr zerrüttet, daß er wenigstens acht Tage lang das Bett hüten muß.“ — „Ei doch bei'm Henker,“ rief der Ritter und fuhr vom Polster auf: „wie soll ich das verstehen?“ „Der Falkenhändler,“ entgegnete der Burgwarth, „ist in einer gelegenen Viertelstunde über mein Weinfaß gekommen, und liegt nun ganz betäubt in der Stube.“ „Das lügst du, Alter,“ schrie der Ritter zornig. „So kommt und seht ihn selbst,“ erwiederte der Burgwarth schnell entschlossen. „Wie? ich ihn sehen?“ fiel Jener ein, und stampfte vor Wuth den Boden: „Gehe, Burgwarth, nimm einen Dolch und schaff' ihn in eine andere Welt. Vielleicht kommt er zu Sinnen, wenn er blutet. Nun, was zauderst du?“ „Herr,“ sprach der Burgwarth, „das ist eine lebenslängliche Strafe für einen übereilten Fehler. Ich will ihn lieber morgen in aller Frühe, wenn er ausgeschlafen hat, ohne Falken und Zahlung von dannen schicken.“ „Auch das,“ entgegnete der Ritter lachend, „wenn er mir nur nicht mehr unter die Augen kömmt.“

Der Burgwarth empfahl sich und verließ das Zimmer. „Nun,“ sagte er draußen zu sich selbst, „kann ich wieder leicht athmen, da ich mir aus einer so großen Verlegenheit geholfen. Das Einzige, was mich noch ein wenig ängstiget, wäre etwa die Aeußerung des Ritters, den Grafen von Waldbergen im Kerker besuchen zu wollen. Doch wird er es nicht thun, da er sich schon lange her nicht einmal mehr nach ihm erkundiget hat. Mit den Schloß-

damen aber werd' ich schon in's Reine kommen. Wenn sie den Grafen im Kerker einmal zu sehen verlangen, sage ich ihnen im größten Bedauern, der Ritter sey unglücklicher Weise auf eine Spur ihrer verbotenen Besuche gekommen, und habe mir mit der Todesstrafe gedroht, wenn ich seinen Willen nicht pünktlicher vollziehe." — Wie er in seine Stube zurückgekehrt, räumte er sogleich die Mandoline und das Käfig des Falkenhändlers aus dem Wege, und trank gemächlich einen Humpen Wein, wobei er seine Klugheit hochauf leben ließ.

So waren mehrere Wochen vergangen, ohne daß er je wieder an etwas Anderes gedacht hätte, als wie er schicklicher Weise tagtäglich den gewohnten Gang in die Waldschenke vornehmen könne. Die Geschichte mit dem Falkenhändler hielt er schon lange für abgethan. Allein es war nicht so. Denn wie er einmal noch spät in der Nacht mit einigen seiner Trinkgenossen in der Schenke saß, und Karten spielte, rannte ein Schloßknecht herein, und schrie ganz verzweifelt: „Feinde, Feinde sind im Schlosse!" Der Burgwarth sprang bei dieser Schreckensnachricht so heftig auf, daß er den Tisch mit den Karten umstieß, und einen seiner Kammeraden sammt dem Stuhle, auf dem er saß, zu Boden warf. Als er vom Angstschweiße ganz durchnäßt oben am Schloßhügel ankam, schien ihm der schauerliche Glanz schwarzrauchender Pechfackeln über die Mauern heraus entgegen. Unter dem fortwährenden Ausrufe: „Ich bin des Todes!" rannte er in sein Haus, und verbarg sich in einem Schlupfwinkel unter dem Dache. —

Der plötzlich im Schloßhofe stehende Feind war niemand Anderer, als Otto mit seinen Waffenleuten. Er hatte sich den Tag hindurch im nahegelegenen, dichten Walde verborgen. Da es aber abend geworden, schlich er sachte und allein um die Schloßmauer, bis er an das Plätzchen kam, wo die enge, verborgene Pforte sich befand, durch die der Burgwarth gewöhnlich den nächsten Weg in die Waldschenke einschlug. Er fand sie offen, wie er es auch vermuthet hatte, und kehrte zu seinen Leuten in den Wald zurück, wo er noch so lange verweilte, bis es vollends dunkel war. Dann aber bewegte sich der Zug in der strengsten Ordnung und so leise, daß man die Abendluft in den Zweigen der Bäume hören konnte, den Hügel hinauf, und Mann für Mann kroch durch die Oeffnung der Mauer. Wie sie im Schloßhofe standen, zündeten sie ihre Fackeln an, und erhoben ein großes Geschrei, unter welchem sie die Schloßthüren erbrachen, und die einzelnen Haufen der Burgleute, die ihnen das Eindringen in des Ritters Zimmer verwehren wollten, auseinander jagten, ohne ihnen auch nur das geringste Leid zuzufügen. — Als Dietrich, der sich bei der unerwarteten Nachricht der Annäherung eines gewaltigen Feindes in's innerste Felsengemach seines Schlosses zurückgezogen hatte, ein lautes Schwerdt- und Lanzengeklirre durch den gewölbten Gang dahertönen hörte, raffte er sich in Wuth und Verzweiflung auf, zog seinen Dolch, und fuhr auf Otto zu, der gerade zur eingesprengten Thüre hereintrat. Allein eher, als er diesen erreichen konnte, packten ihn vier auserlesene Knappen aus der kai-

ſerlichen Schaar, nahmen ihm Schwert und Dolch, und ſchloßen ihn in ſchwere Ketten. Und da er den verworrenen Blick ſeines ſchwarzen Auges auf Otto richtete, trat dieſer hinzu, und ſagte: „Dietrich, kennt ihr mich nicht mehr? ſeht mich recht an, ihr kennt mich gewiß. Ich bin der Mann mit den großen, ſchönen, jungen Falken. Wenn ihr aber meinen wahren Namen wiſſen wollt, ſo höret: Ich heiße Otto, und bin der Sohn des Grafen von Waldbergen, den ihr Jahre lang gefangen hieltet, der nun aber durch Gottes Hilfe gerettet iſt.“

Nun fing Dietrich in ſeinen Ketten fürchterlich zu toben an, und brach in die ſchrecklichſten Verwünſchungen aus. Der Hauptgegenſtand ſeines Zornes war der Burgwarth. Er raffte in der Wuth, ſo gut er konnte, ein glühendes Holz aus der Flamme des Kamines, und ſchwang es durch die Luft, daß die Ketten raſſelten. „Der elende, treuloſe Knecht,“ ſchrie er, „hätte er die Gefängniſſe und Thore beſſer bewacht, ſo wäre ich nie zu dieſer Schmach gekommen. O daß ich nur zwei Augenblicke von den Ketten frei wäre, nur ſo lange, bis mein Dolch ſich einen Weg durch ſeine ſchändliche Bruſt gebahnt hätte.“ — „Gebt euch zufrieden, Dietrich,“ fiel Otto ihm in die Schmährede: „mit Lärmen und Schimpfen kömmt ihr zu ſpät. Denkt vielmehr, daß Alles, was euch geſchieht, gerechte Vergeltung iſt für das Unrecht, das ihr unſchuldigen Menſchen zugefügt. Und damit ihr zu ſolchen nützlichen Gedanken kommen könnt, laß ich euch heute noch von hier wegführen an einen einſamen, abgelegenen Ort. Vielleicht ſendet Gott einen Strahl

seiner Gnade in euer Herz, damit ihr eure Vergehen einsehen, beweinen, und euch in Zukunft bessern möget."

Nun gab er den nebenstehenden Knappen einen Wink, worauf diese um Dietrich einen Kreis bildeten, und ihn in ihrer Mitte fortführten. Das Fluchen und Schimpfen des Ritters gieng jetzt in ein lautes Heulen und Wehklagen über, das ein sonderbares Echo durch den gewölbten Gang warf, und auch da noch, als er schon durch den Schloßhof geführt wurde, über die Wendeltreppe hinauf nachklang.

Darauf betrat Otto das Zimmer der Rittersfrau und ihrer Tochter. Er traf sie Beide auf den Knieen liegend in stummer, banger Erwartung dessen, was geschehen sollte. Denn die kriegerische Schaar im Schloßhofe und das Geklirre der Waffen, das bis in ihr Gemach ertönte, hatte sie in großen Schrecken gesetzt. „Fürchtet euch nicht," redete Otto sie mit seiner lieblichen Stimme an: „ich komme ja nur, euch um eine Nachtherberge zu bitten. Und ich denke, ihr werdet sie dem Ritter nicht versagen, da sie vor einigen Wochen dem Falkenhändler zu Theil geworden wäre, wenn Dietrich auch ein so gutes Herz gehabt hätte, wie ihr." — Nun erkannten sie ihn, und waren beruhigter. Er entdeckte ihnen seinen Namen und Stand, und erzählte nicht ohne Rührung, wie er seinen Vater gerettet. Auch seinen Plan, den Ritter Dietrich in die verfallene Ruine eines Bergschlosses so lange einzuschließen, bis er zur Besinnung gekommen, seine verübten Frevelthaten bereut, und sich wahr=

haft gebessert habe, verhehlte er ihnen nicht. Sie weinten dabei freilich die schmerzlichsten Thränen. „Doch," sagte Mathilde in ruhiger Fassung: „wenn er als ein rechtschaffener Mann zurückkehren wird, so danke ich dem lieben Gott, daß es so geschehen mußte."

Am andern Tage in aller Frühe gieng Otto in des Burgwarth's Behausung, um seinem zweideutigen Gastwirth einen Besuch abzustatten. Der hagere Mann hielt sich noch immer im Dachwinkel verborgen, und mußte von Otto's Leuten mit Gewalt hervorgezogen werden. Er that eineu lauten Schrei, und steckte sein Gesicht in beide Hände, da er den Falkenhändler erkannte. Otto verlangte seine Mandoline, die er damals zurückgelassen hatte, und verwieß ihm in aller Strenge sein bisheriges Betragen. „Ihr seyd," sagte er, „von nun an eures Dienstes entsetzt, bis ihr Proben eurer Besserung abgelegt habt. An eure Stelle tritt der ehrliche Holzhacker Rupert." — Viel sanfter näherte er sich der Burgwarthin, die mit ihren Kindern in einem Winkel stand, und weinte. „Ihr seyd eine brave Frau," sagte er, „und ich will euch für eure gastfreundliche Bewirthung belohnen. Gebet einstweilen zu den Frauen im Schlosse, und lebet mit diesen in friedlicher Gemeinschaft. Auch für eure Kinder wird immerhin gesorgt werden. Redet eurem Manne, den ich dem neuen Burgwarth in Verwahrung gebe, zu, daß er künftighin den Weg der Rechtschaffenheit wandle — und er wird in Kurzem wieder einen Dienst bekommen."

Von da aus schlug Otto seinen Weg in Ru-

perts Hütte ein. Mathilde und Agnes begleiteten ihn. Hier gab es einen rührenden Auftritt. Rupert konnte sich kaum vor Freude fassen, da er in dem hereintretenden Ritter den Falkenhändler erkannte. Und wie ihm Otto eröffnete, er sey von nun an Burgwarth von Felsenheim, da rief er aus: „es ist ewig wahr: ehrlich seyn, währt am längsten." Thekla aber mit ihren Kindern gieng bald zu Otto, bald zu Mathilde, bald zu Agnes, und konnte nicht Worte genug finden, ihren Dank auszudrücken.

Nachdem nun Otto die unschuldigen Gefangenen losgelassen, und Jedem sein Eigenthum zugetheilt hatte, nahm er Abschied von Mathilde und Agnes, mit dem Versprechen, recht bald mit seinen Eltern zurückzukehren, um die Freude des seligsten Wiedersehens mit ihnen zu theilen — und verließ am dritten Tage das Schloß von Felsenheim. Denn die Sehnsucht nach jenem Augenblicke, wo er Vater und Mutter umarmen würde, erfüllten sein ganzes Herz. Und er rief oft im lauten Entzücken: „Fort, fort, in's Schweizerthal! in's Mutterhaus! fort, fort, nach der Beatushöhle."

Neunzehntes Kapitel.

Ein fremder Eremit.

Die Sonne war schon hinter den Schweizer-Gebirgen hinabgestiegen, und die Schatten der Dämmerung breiteten sich über die Fluren von Merlingen.

Da trat ein Pilger im langen schwarzen Kleide, mit weißem Gürtel um die Lenden, einem großen braunen Hute über dem Haupte, und einem knotigen Reisestab in der Rechten — in die niedere Strandhütte des Fährmannes Klaus. Dieser erhob sich, als er den Fremden kommen sah, ehrerbietig von der eichenen Bank, und trat ihm mit freundlichem Gruße entgegen. „Seyd mir willkommen, ehrwürdiger Bruder;" so redet' er ihn an: „Sagt mir, was ist's, das euch hieher führt in meine arme Hütte? Wollt ihr vielleicht ein stilles Obdach für die einbrechende Nacht? o mit Freuden gewähr' ich es euch, wenn euch damit gedient ist."

Der Eremit reichte ihm treuherzig die Hand. „Da ihr so gut seyd," sprach er, „und mir mit Allem, was ihr habt, so freundlich zuvorkommt, so werdet ihr mir auch nicht versagen, um was ich euch bitte. Drüben am andern Ufer des Thunersees über einem mächtigen Felsen hat ein frommer Vater seine einsame Wohnung; man nennt sie die Beatushöhle" —— „O ja," fiel Klaus ein, „Beatus ist gar ein frommer, heiliger Mann. Die ganze Gegend liebt und ehrt ihn, wie einen Vater. Die Leute aus den Dörfern wandern gerne über die zackigen Felsen, um im freundlichen Kirchlein seine balsamreichen Worte zu hören — und alle kehren neugeschaffen zurück in ihre Hütten. Mich selbst hat er schon oft durch heilige Reden bis zu Thränen gerührt. Gott möge ihn segnen dafür, den frommen Mann."

Der Eremit war von dem, was er hörte innigst bewegt. „Nun," entgegnete er dem Fährmanne, „wenn euch der Weg nach der Beatushöhle

bei der einbrechenden Dämmerung nicht zu weit ist, so bitt' ich euch, führt mich hinüber an das andere Ufer des Sees." Der Eremit hatte kaum ausgeredet, als Klaus schon die Hütte verließ, um das zur Seefahrt nöthige Geräthe in Ordnung zu bringen.

Während dem bewirthete Rösli, die brave, arbeitsame Hausfrau, den ehrwürdigen Gast mit frischem Butter, und einem Becher rothen Merlingerweines. Dem fremden Bruder schmeckte diese ländliche Kost angenehmer, als manches ritterliche Gastmahl vergangener Zeiten. Thränen des Dankes zu Gott glänzten in seinen Augen, als er zum ersten Male wieder, erquickt durch den kräftigen Wein, ruhige Heiterkeit im Herzen fühlte.

Nun kehrte Klaus zurück. Eine breite Mütze lag jetzt tief in seinem Gesichte, und über seine Schultern hatte er eine graue Jacke geworfen. „Das Fahrzeug steht bereit," rief er dem Bruder entgegen; „und wir machen uns, wenn es euch lieb ist, sogleich auf die Reise. Hinter der Alpe dort zieht eine dunkle Wolke herauf; sie ist das gewisse Zeichen eines nahen Gewitters. Wir müssen das andere Ufer erreichen, ehe der Himmel sich verdunkelt." — Der Eremit dankte dem braven Rösli für die gute Bewirthung. Klaus nahm Abschied von dem lieben Weibe, und versprach, noch vor Mitternacht wieder zurückzukommen.

Von der Hütte aus führte ein schmaler felsiger Fußsteig bis zum Strande. Klaus gieng voran. Seinen Schritten folgte der ehrwürdige Bruder. Jetzt eben, wie sie das Ufer erreichten, stieg der Mond im Osten über die Gebirge herauf, um

ihnen zu ihrer Nachtreise den Weg zu zeigen. Der Nachen war losgebunden. Still und bei ruhigem Winde fuhren sie im friedlichen Mondscheine über die Spiegelfläche des Thunersees. Es war einer der schönsten Abende. Zwischen den westlichen Felsen schimmerten freundliche Sterne, und wiederglänzten blaßer im mondbescheinten See. Man hörte nichts, als das langsame Auf- und Abströmen der Wellen, und das Schlagen der Doppelruder am Nachen, die des Fährmannes nerviger Arm bewegte. Aus den Klüften der Felsen ächzte bisweilen ein Nachtgeier, oder vom Merlingerthurme herüber stöhnte der Nachtschrei des Todtenvogels. Die Heerden der Alpen ruhten in den Sennhütten, und verstummt war das Rufhorn des Gemsenjägers. — Dem Eremiten war wunderlich zu Muthe. Viele schöne Bilder vergangener Zeiten mochten an seiner Seele vorüberschweben. Aber auch der Gedanke, daß er oben in der Beatushöhle zuverläßige Nachricht über Gattin und Sohn erhalten sollte, schuf tausenderlei Empfindungen in seinem Innern. Oft traten ihm Thränen in die Augen, oft seufzte er, und hob die Hände zum lieblichen Himmel. — Dem Fährmanne entgieng keine dieser wundersamen Bewegungen im Herzen des Pilgers; daher er auch den weiten See durchsteuerte, ohne ein Wort zu reden.

Nun war das andere Ufer erreicht. Es schlug neun Uhr, als sie über Rallingen an's Land fuhren. Wie Klaus vorhersagte, so geschah es auch. Die graue Wolke hatte sich allmählig am Felsen ausgebreitet, und es lag nun über dem ganzen Gebirge ein schwarzer Nebelflor, der den Mondschein und

Sternenglanz verbarg. — Klaus hieß den Eremiten aussteigen, band den Nachen an das Gebüsche des Ufers, schlug Feuer, und zündete die Fackel an, die er mit sich genommen. „Denn," sagte er, „der Weg zur Beatushöhle ist von dieser Seite aus auch für den des Gebirges kundigen Alpenbewohner immer ein gefährlicher Fußsteig." Voran mit der brennenden Fackel stieg er über hundert und sechzig in Felsen gehauene Stufen, die durch die Länge der Zeit von den unzähligen Wallfahrern ganz ausgetreten waren. Der Eremit folgte ihm mit zitternden Füßen. Nun gieng es bald durch schaurige Felsen, bald durch blumenreiche Ebenen, bald durch kleine Fichtenwälder. Endlich standen sie oben auf einer geräumigen Felsenfläche.

„Nun," sprach der Fährmann, der jetzt in seinem eiligen Marsche innehielt, „nun haben wir von dem vorüberziehenden Gewitter nichts mehr zu fürchten. Wir sind höher, als der Wolkennebel." Der Eremit staunte. Unter ihm in gewaltigen Krümmungen wälzte sich mit lautem Geräusche der vom Winde bewegte Fluthenwirbel des Thunersees; über ihm streckte, wie ein furchtbares Ungeheuer, der Bergwipfel sein Riesenhaupt herein, und drohte, ihn mit jedem Augenblicke in den Abgrund der Wellen zu schmettern. Klaus zog eine verborgene Leiter aus den Klüften des Berges, und setzte sie an den hervortretenden Felsen an. Wie sie den Wipfel durch die Leiter erklommen hatten, trat der Mond wieder aus einsamen Wolken, den Resten des vorübergezogenen Gewitters, und sandte seinen Lichtglanz in die ruhenden Thäler. Der Ere-

mit wollte an diesem herrlichen Anblicke eine Weile sein Auge weiden. Allein Klaus hatte indessen die Leiter heraufgezogen, und ermahnte ihn, ihm zu folgen. Bald führte der Weg über eine Brücke, die über den Abgrund zweier Felsen geschlagen war. Unweit der Brücke stiegen sie wieder über sechzig Stufen, und gelangten nach Verlauf einer halben Stunde nahe an einem Fichtenwäldchen an die Beatushöhle.

Der Fährmann deutete an, indem er den Rest der brennenden Fackel in den Abgrund warf, daß man des Lichtes nimmer bedürfe, indem das Ziel der Bergreise erreicht sey. Wer könnte die Freude beschreiben, mit welcher der Eremit diese frohe Bothschaft vernahm? — „Seht ihr?" sagte Klaus, „dort steht die Hütte, und neben ihr eine kleine Kapelle, in welcher Vater Beatus alle Sonntage den Bergbewohnern Worte der Salbung und des Trostes verkündet. Ein einziges Glöcklein, das weithin im hellsten Klange durch Berg und Thal erschallt, ruft die Leute zusammen zur andächtigen Versammlung. So eben — hört ihr?"

Da er noch sprach, schlug die zehnte Stunde aus der Felsenkapelle des frommen Beatus. Nun schimmerte aus den dunkeln Fensterscheiben der moosigen Zelle ein schwacher Lichtschein. Klaus kniete stillschweigend an einem Felsen nieder, und bethete. Der Eremit wurde im Innern heftig ergriffen, auch er kniete nieder, und bethete. Da erhob sich innerhalb der Hütte eine achtzigjährige, männliche Stimme, begleitet von den vollen Tönen einer Harfe, und sang:

„Wie er die Sterne am Himmelszelt
Mächtig in ihren Bahnen hält;
Wie er den unzählbaren Sand
Zählet und kennt am Meeresstrand —
Also verläßt er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth, und sorgt für sie.“

„Was ist das?“ rief der Eremit in seltsamer Bewegung aus, da die Töne der Harfe verklangen: „Ist mir doch, als kämen jene glücklichen Tage zurück, da ich als Knabe an der Seite meines Vaters saß, und an manchem schönen Sommerabende dieß nämliche Lied ihn singen hörte.“ — Jetzt begannen die Töne der Harfe zum zweiten Male, und die Stimme sang in der nämlichen Melodie:

„Gott und Vater, so nenn' ich dich,
Siehe dein Kind — und sorg' für mich.
Bricht des Leidens Dunkel herein,
Wollest du, Herr, mein Tröster seyn;
Und in des Friedens stiller Ruh'
Gieb mir deinen Segen dazu!“

„Amen!“ tönte die Stimme noch in den Nachklang der Harfe. „Amen!“ erwiederte der Eremit am Felsen, und wehmüthige Thränen der Erinnerung rannten ihm über die Wangen.

Jetzt bewegte sich das Lampenlicht in der Zelle, und verschwand. Bald aber wurde von Innen die Strohthüre geöffnet, und Vater Beatus trat über die Schwelle. Der matte Schimmer des Oellichtes beleuchtete karg nur das Silber des über die Brust herabströmenden langen Bartes. Die Harfe lehnte

er an einen Felsen. — Wie er die Fremdlinge gewahrte, kam er herbei, und grüßte sie freundlich. Da trat Klaus, die Mütze unter dem Arme, ehrerbietig dem Vater nahe: „ein reisender Mönch ist's, ehrwürdiger Vater, den ich herüberschiffte über den Thunersee." — „Seyd mir freundlich willkommen," redete Beatus den Fremdling an, und reichte ihm die Hand. „Was euch meine ärmliche Hütte darreichen kann, ist nur wenig; doch ich gebe, was ich habe, in Liebe und Brudersinn."

Dann wandte er sich zu Klaus: „Nun, Freund Klaus, ihr seyd doch der beständige Fährmann nach der Beatushöhle, und nehmt keinen Heller an für eure beschwerliche Reise. Gott wird euch segnen und jeden eurer Schritte, die ihr für eure Mitbrüder gethan, tausendfach lohnen. Dießmal aber seyd ihr spät in der Nacht; ein weiches Lager von Moos ist in meiner Hütte bereit; kommt und rastet aus, bis der Morgen graut." „Ich dank' euch," erwiederte Klaus, und verneigte sich: „ihr wißt, ich habe zu Hause ein liebes, ängstliches Weib. Um Mitternacht versprach ich zurückzukommen. Rösli wird schon jetzt jede Minute zählen." — „Nun so führe euch der Schutz des Herrn glücklich zurück in ihre Arme." Mit diesen Worten zog Vater Beatus eine Fackel aus der nahen Bergwand, zündete sie an seiner Oelflamme an, und reichte sie dem Fährmanne dar. — Dieser nahm Abschied von Beiden; und stieg, ehe ihm der Eremit für seinen Dienst hatte danken können, abwärts über die Felsen der Heimath zu.

Nun winkte Beatus seinem neuen Gaste, ihm

in die Kapelle zu folgen. Er gieng durch eine Felsenhöhle; die Lampe hatte er in eine Laterne gestellt; denn der Wind wehte ihnen kälter entgegen. Als er an der Felsenwand der Kapelle angekommen war, drehte er den Schlüssel der Thüre, und hob sie mit einer bei so hohem Alter ungewöhnlichen Kraft aus dem Riegel. Ehrerbietig, wie in Gottes Heiligthum traten sie in die heilige Höhle ein. Kein Wort unterbrach die feierliche Stille. Nur die männlichen Fußtritte hallten hohl und hohl durch die einfache Wölbung. — Jetzt hatte der Greis die Lampe der Kapelle angezündet, und zog ein an der Felsenspitze befestigtes Glöcklein. Freundlich und mild tönte der reine Klang von der bergigen Höhe hinab in das ruhige Thal, und mahnte die Gegend zur frommen Andacht.

Beatus trat nun wieder aus der Kapelle, und schloß die Felsenthüre hinter sich zu. Noch verweilte er einige Augenblicke am Felsen, der ihm die Aussicht über das ganze Thal gestattete. In stillem Gebethe sprach er über die Gegend seinen Abendsegen. — Wie sie nun in der Hütte angelangt waren, bewillkommte der Greis noch einmal den fremden Gast mit aller Herzlichkeit.

Obwohl die Zelle klein war, so hatte sie doch den Vorzug einer angenehmen Bequemlichkeit. Ein runder Tisch aus Eichenholz mit einer steinernen Bank stand in einer Ecke des Gemaches, in der andern befand sich eine Bettstelle, worin ein über weiches Moos gebreiteter Teppich das Nachtlager bildete. Von da weiter in die Tiefe des Felsens hinein zog sich ein anderes Gemach, das für Fremd=

linge bestimmt schien. Die Lampe aber hieng in der Mitte an einer weidenen Schnur. — Während der Fremdling diese liebliche Einrichtung mit Neugierde betrachtete, trug Beatus geschäftig den Vorrath seiner Speisekammer zusammen, um den Gast damit zu bewirthen. Gutes, kräftiges Brod, schmackhafte Aepfel, die er über den Winter in einem Felsenkeller verwahrte, Honig und Kastanien überfüllten den engen Raum des Tisches. Dazu kam noch gesunder Wein im reinlichen Becher von Birkenholz.

„Alles, was ich euch geben kann," sagte der fromme Greis, und zog den Fremdling zu sich nieder auf die Bank: „Alles seht ihr hier. Ruhet nun aus, und erquicket euch mit Speisen und Trank, und vergeßt in dieser stillen Hütte des Friedens, die Beschwerden der Reise." — „Nein erwiederte der Eremit, ich will nicht eher ruhen, und keinen bissen Brod verkosten, bis ich weiß, ob ich wirklich von euch Nachrichten über das Liebste, was ich in der Welt habe, erhalten kann." „Wenigstens, fiel der Greis ihm in die Rede, kann ich euer Herz mit Trost erfüllen; und dieß ist für den Menschen schon eine große Erleichterung seines Kummers. Doch befolget jetzt meinen Rath, und erquicket euch zuerst mit dem, was ein armer Gastfreund vorsetzen konnte." Endlich gab der Eremit seinen Bitten nach, und setzte sich zu Tische.

Am Ende der kleinen Mahlzeit nahm Beatus seinen Becher zur Hand. „Wie, lieber Bruder," sprach er, und stieß ihn an den des Fremdlings: „trinkt auf das Wohl aller guten Menschen." Sie

tranken. „Nun noch einmal auf das Wohl aller Lieben, die wir uns nahe wünschen.“ — Bei diesen Worten zitterte der Becher in der Hand des Gastes; sein Gesicht veränderte sich, und Thränen fielen in den Wein. Doch wollte er verbergen, was in seinem Herzen vorgieng, und trank. Allein der Greis hatte die heftigen Gemüthsbewegungen seines Gastes bemerkt. Er selbst schien sich an vergangene schwere Zeiten zu erinnern; und im tiefen Auge glänzte eine Perle, die jetzt über den Silberbart herab rollte. „Viele unsrer Lieben,“ fuhr er nach einer Weile ernsten Stillschweigens fort: „Viele hätten wir so gerne in unsrer Nähe. Allein wer nennt uns ihren Aufenthalt? Nicht einmal, ob sie noch leben, wissen wir. In mancher schlaflosen Nacht hob' ich die Hände zum Himmel, und flehte brünstig um Erfüllung eines einzigen Wunsches, ehe ich sterbe. Noch hat es dem Herrn nicht gefallen, mir den Wunsch zu erfüllen. Sein heiliger Wille geschehe! Ich bin ruhig. Nur weckt jede leise Erinnerung eine stille Wehmuth in der Tiefe meiner Seele.“

Diese Worte machten auf des Fremdlings Gemüth einen mächtigen Eindruck; er warf auf den Greisen, dessen Gesicht sich jetzt mit einer geheimnißvollen Schwermuth umzogen hatte, einen bedeutenden Blick. „So bin ich denn nicht der Einzige auf Gottes Erde,“ hub er endlich an, „dem einmal die schönen Freuden häuslichen Friedens blühten, aber nimmer blühen? So sitzt ein Gefährte gleicher Leiden neben mir, und verweint seinen Gram in einer stillen, einsamen Felsenkammer?“

„Ja," fiel der Greis mit bewegter Stimme ein: „er weint, aber legt auch alle seine Leiden geduldig in den Willen des Herrn. Die längste Zeit hab' ich schon ausgeweint; und diese weißen Locken meines alten Hauptes, wie lange werden sie noch von der Sonne Glanz beschienen werden? Dann trifft mich ein besseres Loos — jenseits über dem Grabe blühen ewige Gärten, und die Blumen find' ich dort wieder, die mir der rauhe Nord hier so frühe entrieß, schöner, lebendiger find' ich sie dort, als sie hier im kalten Boden der Erde gedeihten. Aber euch beklag' ich, lieber wehmüthiger Freund, ihr steht noch in den Jahren des Mannes, ihr werdet noch viele Thränen vergießen, bis er endlich einmal kommt, der kalte Tod, und an die Thüre euerer Kammer klopft, und euch niederwinkt in den engen Raum, wo wir Alle schlafen. Aber verzaget nicht. Der über dem prächtigen Sternenzelt vergißt seine Kinder nicht; und läßt er euch hier auch jene Freuden nimmer blühen, die euch einmal geblüht, so sendet er euch doch immer theilnehmende Mitbrüder, an deren Brust ihr euer bedrängtes Herz leicht machen könnt."

„Ja, dieß thut er," entgegnete der Eremit, „sonst hätt' ich nicht den Weg in die Beatushöhle gefunden. O, wie kann ich ihm für diese Wohlthat genug danken. Vater Beatus, mir überquillt mein Herz in eurer Nähe. So höret, wer ich bin, und wie ich in eure Zelle gekommen."

Durch diesen zuvorkommenden Antrag des Fremdlings war der fromme Vater der Frage nach

seinem Kummer enthoben. Nachdem er der Lampe mehr Oel gegeben hatte, damit nicht das Licht zu frühe verklimme, setzte er sich seinem Gaste gegenüber. Dieser aber wischte sich ein paar große Thränen aus dem Auge.

„Dieses Eremiten Kleid," sprach er, „verbirgt ein Rittergewand. Ich besaß in glücklicheren Zeiten eine Burg im schwäbischen Gebiete, lieblich und schön, und die Krone aller Burgen der benachbarten Gegend. Mein Name ist — Graf Heinrich von Waldbergen."

In dem Augenblicke zog sich über des Vaters Gesicht eine auffallende Blässe. Wie? dachte er: wäre es möglich? Waldbergen heißt ja auch die fremde Frau im Thale. O Gott, wenn mein Gast ihr Gemahl wäre! Bei diesen frohen Gedanken wechselte die Blässe in seinem Gesichte mit einer sanften Röthe.

Der Graf aber merkte die schnell wechselnde Gemüthsstimmung des Vaters nicht, und fuhr in seiner Erzählung fort, die oft durch Thränen unterbrochen wurde. Und wie er auf die fast wunderbare Befreiung aus dem Gefängnisse zu reden kam — faltete er lange seine Hände, und bethete ein stilles Gebeth. Dann aber zog er die gestickte Landschaft von Waldbergen aus seinem Kleide hervor, reichte sie dem Vater dar, und sagte: „Dieses Bild, das mir meine Gattin in der Nacht, da wir uns zum letzten Male sahen, zum Geschenke überreicht hatte, und das während meiner langen Gefangenschaft mein einziger Trost war, mußte auf eine wunderbare Art zu meiner Befreiung

beitragen.“ — Er erzählte nun, wie das Bild von dem Falken davon getragen worden, da er es, in schwermüthige Gedanken vertieft, in die Oeffnung der Felsenmauer gelegt hatte; wie er dann gerettet, und von einem der Männer über den Rheinstrom geführt wurde. Einige Wochen habe er sich in einem Kloster, wo er gastfreundlich aufgenommen wurde, verborgen, um vor den Verfolgungen des Ritters von Felsenheim sicher zu sein. Endlich habe er sich, in dieses Pilgerkleid gehüllt, auf den Weg gemacht, um in die Schweiz zu gelangen. „Denn hier in der Beatushöle,“ sagte er, „soll ich ja meinen Retter wieder sehen, und vielleicht recht viel Erfreuliches von ihm erfahren. O meine theure Gemahlin Theodora, wie selig würde ich sein, wenn ich dich bald an meine Brust drücken könnte.“

Beatus sah ihn an, faßte seine Hand und sagte mit ernster Theilnahme: „Ruhig, ruhig, edler Graf. Sagtet ihr nicht, Theodora heiße eure Gemahlin? Wie? wenn sie nun gestorben wäre? —“

Der Graf ließ die Hände fallen, seine Nerven wurden schwach, ein Schwindel kam vor seine Augen. „Frommer Vater,“ sagte er in gebrochenen Worten, „redet ihr im Ernste? Kanntet ihr sie? Ja, ihr werdet blaß. Gestorben? o, gestorben! Warum vernichtet ihr mit diesem einzigen Worte alle meine Hoffnungen, alle meine Freuden? Ich sehe es, ihr könnt euch selbst kaum halten, wenn ihr das Wort denkt: gestorben! — Ach, daß ich in meinem Kerker langsam hingeschmachtet wäre; damals hatte ich doch schon jede Hoffnung auf

Freiheit und Wiedersehen dahingegeben. Nun verstehe ich, warum mich mein Retter so traurig umarmte. Vater Beatus, ihr seyd der Erste, der mir diese herzerschütternde Nachricht ertheilte — seyd nun auch mein Tröster, und führt mich zu ihrem Grabe."

„Es soll geschehen, edler Graf, erwiederte Beatus mit Ruhe; nur wartet vollends, bis der Mann erscheint, der euch aus dem Kerker befreit hat. Vielleicht ist er der beste Tröster, wenn er euch Nachricht von eurem Sohne ertheilen könnte. Bis dahin laßt euren tiefen Schmerz in wohlthuenden Thränen fließen. Und nun legt euch zu Bette. Ihr bedürft der Ruhe."

Er führte den Grafen, der ihm, vom stummen Schmerz betäubt, wankend folgte, in das Schlafgemach. Dann legte er sich selbst zur Ruhe. Um Mitternacht weckte ihn das Schluchzen des Grafen, in dessen Gemach kein Schlummer einkehren wollte. „Jetzt weine, weine nur, so sprach Beatus leise: wenn Gott es fügt, wirst du bald nicht mehr weinen."

Kaum graute der Morgen — da stand er auf, gürtete seinen Mantel um, nahm die gestickte Landschaft von Waldbergen zu sich, und trat reisefertig vor den Grafen. „Ich muß euch," sagte er, „auf einige Stunden verlassen; denn ich habe im Thale unten einen dringenden Besuch zu machen. Lebet unterdessen wohl. Und wenn es euch in dieser Einsamkeit gar zu schwer werden will, so wandelt zum steinernen Kreuze, das vor der Kapelle steht." — Und so verließ er ihn.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine unverhoffte Freude wirkt oft besser, als Arznei.

In dem stillen Schweizerthälchen am Thunersee kamen und vergiengen die Tage des Frühlings unter allgemeinem Jubel der Landleute. Denn Theodora war von ihrer gefährlichen Krankheit aufgestanden. Einige Tage, nachdem sie den traurigen Brief an ihren Sohn geschrieben hatte, war das Fieber auf den höchsten Grad gestiegen, und sie harrte mit frommer Ergebenheit in Gottes heiligen Willen jede Minute des herannahenden Todes. Allein nach einer Stunde brach sich die Krankheit. Ein entscheidender Schweiß, der die ganze Nacht andauerte, schwächte die brennende Fieberglut. Von Tag zu Tag gieng es nun mit ihr besser. Nur war sie noch immer sehr schwach und entkräftet. — Als sie zum ersten Male wieder vor der Hütte saß, um sich an der Frühlingssonne zu erquicken, strömten die Landleute haufenweise herbei, und wünschten ihr von Herzen Glück zu ihrer Wiedergenesung.

Auch Vater Beatus hatte sie, seitdem er wieder vom Felsen steigen konnte, sehr oft besucht. Noch nie aber näherte er sich mit so stiller, inniger Herzensfreude ihrer Hütte, als jetzt, da er ihr Nachricht von ihrem Gemahl bringen konnte. Er trat in das Gärtlein, wo sie gerade Blumen begoß. Sie mußte unter diesem Geschäfte oft ausruhen; denn die Füße wollten sie kaum erst

tragen. „Nun, sagte Beatus indem er sie freundlich grüßte, ihr seit ja schon wieder so geschäftig, als wenn ihr nie krank gewesen wäret.“ — „Und doch,“ entgegnete Theodora, „fühl' ich es immer noch recht gut, daß ich es war. Denn ich bin so schwach, daß mir bei der geringsten Beschäftigung Hände und Füße zittern.“

Beatus lächelte, und sagte: „Edle Frau, ihr werdet bald kräftiger werden, wenn euer stillleidendes, banges Gemüth nur einmal mit einer unerwarteten Freude überrascht werden.“ — „Und was könnte mich noch freuen?“ erwiederte Theodora mit Wehmuth. „Ich suche mich seitdem ich das Krankenbett verlassen habe, in Gottes schöner, freier Natur zu zerstreuen. Ich wandle im Gärtlein, auf dem Wiesenanger, und am Ufer des Bächleins auf und nieder. Ich bethe Gottes unendliche Allmacht an, — allein ich werde nur trauriger. Da ich noch einen liebenden Sohn hatte, durft' ich nur die Hälfte meines Kummers tragen. Nun aber ist er schon so lange fort, und ich habe bisher keine Nachricht von ihm erhalten. Er versprach mir, wenn die Maiglöckchen blühen, in das Thal zurück zu kommen. Die Maiglöckchen blühen; allein er kommt nicht.“

Nun fing sie bitterlich zu weinen an. Der Greis, der den ganzen Schmerz ihres kranken Gemüthes empfand, konnte sich nicht mehr länger halten. „Edle Gräfin, rief er aus, seid getrost; Gott hat euch nicht umsonst von dieser schweren Krankheit genesen lassen. Ihr werdet noch viele, unaussprechlich viele Freuden erleben. Wenn ich

schon für diesen Augenblick keine bestimmte Nachricht von eurem Sohne habe, so hab' ich doch Nachrichten von eurem Gemahl." „Ehrwürdiger Vater," entgegnete Theodora, „tröstet mich doch nicht mit eitlen Hoffnungen. Denn der Gedanke, daß sie nie in Erfüllung gehen werden, ist für mich schmerzlicher, als das Leiden der überstandenen Krankheit war."

Vater Beatus zog nun, ohne ein Wort weiter zu reden, die gestickte Landschaft von Waldbergen aus den Brustfalten seines Kleides, und reichte sie mit lächelnder Miene der Gräfin dar. „Allbarmherziger Gott! rief diese, seh' ich recht? oder täuschen mich meine Augen? Vater Beatus, sprecht, wie kamt ihr zu diesem Bildniß?"

„Das, entgegnete Beatus, sollt ihr morgen erfahren. Für heute ist es genug, wenn ich euch sage, daß euer Gemahl am Leben ist. Ein Mann, den ich in meiner Höhle beherberge, und der auch dieses Bild bei sich führte, hat euch recht viel Erfreuliches zu erzählen." — O laßt mich, laßt mich sogleich den Felsen ersteigen," rief Theodora; und aus den blassen Zügen ihres Antlitzes funkelte eine so hohe, selige Freude, daß in dem Augenblicke jede Spur der Krankheit gewichen war. Vater Beatus aber hielt sie zurück, und sagte: „Nicht doch, edle Frau; so sehr diese frohe Nachricht eure Wiedergenesung im schnellen Fortschreiten befördert, wenn sie sanft und ruhig auf euer Gemüth einwirkt; eben so sehr würde sie euch im Gegentheile niederdrücken. Drum höret, was ich euch vorschlage. Morgen mit der ersten Dämmerung macht ihr euch

in Begleitung eurer braven Hausleute auf den Weg nach dem Felsen, wo ich euch mit meinem Gaste entgegen kommen werde. Bis dahin aber haltet euch ruhig und gefaßt, damit ihr das, was ihr hören werdet, um so freudenvoller ertragen könnt. Bethet unterdessen zu Gottes liebevoller Gnade ein Dankgebeth." —

Durch diese Worte ließ sich Theodora beruhigen und zurückhalten. Sie warf sich in der Laube ihres Gärtchens nieder auf ihre Kniee. Der fromme Vater wollte ihre Gefühle und Empfindungen, die er durch seine Nachricht in ihr erregt hatte, nicht stören, und verließ sie, selbst voll innerer Heiterkeit und froher Erwartung des kommenden Morgens.

Er trat in Leutholds Wohnung, und legte diesem den Wunsch dar, daß sich morgen in aller Frühe recht viele Thalbewohner auf dem Felsen versammeln möchten. Leuthold sandte sogleich Bothen in der ganzen Gegend umher, die den Leuten den Wunsch des frommen Vaters mittheilen mußten. Er selbst fuhr noch am nemlichen Tage über den Thunersee, um Klaus und Rösli davon in Kenntniß zu setzen.

Beatus aber kehrte, nachdem er die gehörigen Vorkehrungen zum nächsten feierlichen Morgen getroffen hatte, in seine Höhle zurück. Es war schon spät am Abende, als er den Felsen erstiegen hatte. Sein Gast trat ihm sogleich entgegen. Ihr habt mich lange allein gelassen," sagte er, indem er ihm die Hand bot. „Nun, erwiederte Beatus, mein langes Ausbleiben war ja nur zu eurem Besten. Doch kommt, wir wollen jetzt Gottes schönen

Abendhimmel betrachten, und uns dann zur Ruhe legen. Ich bin müde von der Reise, und ihr vom Weinen, wie ich an den rothen Augen sehe."

Sie bestiegen den westlichen Felsenhang, der den herrlichsten Anblick in das Abendroth gestattete. „Edler Mann," fragte Beatus den Grafen, der unverwandt an den goldenen Saum des Himmels blickte: „findet ihr keinen Trost in diesen lichten Wölkchen?" Und da der Graf zu weinen anfing — streckte der Greis seine Arme aus, und rief voll freudiger Sehnsucht: „Abendroth, verschwinde! Morgenroth, Trost des Grafen, komm, o komm!" —

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Frohes Wiedersehen.

Vater Beatus hatte mit der ersten Dämmerung das Bett verlassen, und gieng aus der Zelle, um sich an der sanften Morgenluft zu erquicken. Er hatte wenig geschlafen. Die stille Freude, daß nun bald die Stunde schlage, in der er dem Grafen von Waldbergen seine langbeweinte Gemahlin zuführen könne, ergoß sich durch all seine Glieder. Er sah aus, als wenn er noch einmal jung werden wollte. — Ueberall sangen die Vögel fröhliche Morgenlieder. Und die Blumen seines Gärtleins dufteten so lieblich, wie noch nie. Das erhöhte seine Freude. Sein Herz war voll Empfindungen. Er sang ein Lied zu den Tönen seiner Harfe, und seine Empfindungen schwebten himmelan.

„O Gott," sprach er, „wie wunderbar ist deine

Allmacht, wie unbegränzt deine Liebe. So viele, die sich in diesem Leben nicht mehr zu finden glaubten, führst du zusammen, damit sie einsehen, wie allgütig du seiest, damit sie dich lobpreisen in deinen Werken, und dich anbethen. — Wie, wenn auch ich meinen Sohn auf dieser Erde noch einmal sehen würde? Bei dir ist Alles möglich, ewige Allmacht. Du schenkst mir altem Manne in dieser Stunde die Freude, Langgetrennte zusammenzuführen. Du kannst mir auch noch eine größere schenken. Und du thust es gewiß, wenn nicht hier, doch bald, recht bald jenseits.

Jetzt sah er in die Thäler hinab. Auf allen Wegen eilten Landleute der Beatushöhle zu. Sie waren festlich gekleidet und trugen Blumenkörbe und Epheubündel unter dem Arme. Er lächelte. „Wie die guten Leute so willig gehorchen," sprach er gerührt. „Den leisesten Wunsch meines Herzens erfüllen sie, wie den Befehl eines großen Herrn."

Der Erste der Thalbewohner, der oben ankam, war Fährmann Klaus mit seiner Rösli. Rösli führte an der Hand ein Knäblein von fünf Jahren und ein noch jüngeres trug es auf seinem Arme. Der fromme Vater segnete die Kinder. Rösli freute sich im stillen Gemüth; und Klaus sagte: „Der Herr hat mich in Gnaden angesehen. Er gab mir ein braves Weib und liebe Kinder. Ich danke ihm von Herzen." —

Nach und nach hatten sich sehr viele Landleute auf dem Felsen versammelt. Noch wußte Niemand, warum der fromme Vater sie zusammen gerufen habe. Viele meinten, er werde wieder einen Festtag

stiften, wie damals am Aelpersunde, und freuten sich schon darüber. Klaus aber sagte: „ich wollte wetten, es giebt eine schöne, rührende Stunde. Vater Beatus trägt ein seltsam bewegtes Herz auf den Lippen und in den Augen.“

Nun rührten sich alle Hände, und waren geschäftig, Blumenkränze zu binden. Die Zelle, das Gärtlein und die Kapelle standen bald wie in einen Blumenflor eingehüllt. Ueber die Felsen hin war Epheu so natürlich geschlungen, wie wenn es daraus emporsproßte. Blumen waren allenthalben ausgestreut, und über der Beatushöhle erhob sich ein künstlich angelegter Wald von jungen Tannen. Ein angenehmer Duft verbreitete sich ringsum. Nun wurde auch die Morgendämmerung allmählig lichter; und Zelle, Gärtlein, Kapelle, Tannenwäldchen und Felsen standen in einer sanften Purpurröthe. Die Leute freuten sich dieses Anblickes, und mitten in ihrer Regsamkeit hielten sie bisweilen inne, und betrachteten staunend dieses Wunderwerk. Die Mütter hoben ihre Kinder empor, und zeigten ihnen den schönen Anblick. Vater Beatus aber sprach: „Seht ihr? das hat Gott gemacht. Dadurch, ihr Lieben, sollt ihr aufmerksam werden auf seine Wunderwerke. Der rothe Schein an der Kapelle dort ist nur der Wiederglanz jenes höhern Purpurlichtes, das ihr in der Ferne über die Spitzen der Gebirge heraufkommen seht. Und von wem ist jenes höhere Purpurlicht? Der ewige Vater im Himmel hat es geschaffen, daß wir bei dessen Anblick an ihn denken, und ihn anbethen in stiller Demuth und Reinheit des Herzens.“ —

Mittlerweile war auch der Graf vom Lager aufgestanden, und hatte, nach dem Wunsche seines Gastwirthes, seine Ritterkleidung angezogen. Er trat mit ihm über die Schwelle der Hütte.

Wie die Leute den stattlichen, nur etwas blassen Mann in dieser zierlichen Kleidung sahen, wußten sie gar nicht, was dieß bedeute; und sie fragten leise unter einander, woher doch ein so vornehmer Besuch in die Beatushühle komme, und wer der fremde Mann seyn könnte mit den schönen rothen und weißen Schwungfedern auf dem goldverbrämten Hute. Klaus aber machte sich näher zu Rösli, und flüsterte ihr leise von der Seite zu: „schau doch nur, Rösli, schau, das ist der Eremit, den ich neulich spät am Abende über den Thunersee führte. Ich müßte nicht Augen haben, wie ein junger Falke, wenn ich ihn nicht erkennen würde. Das geht mir doch wunderlich zu. Jetzt ein so schöner Rittersmann, und neulich in so ärmlicher Pilgertracht, daß du im Stillen Mitleid mit ihm hattest.“

Rösli, das nach dem Fremden gesehen, gab seinem Manne ein Zeichen, daß er schweigen solle. Denn der Graf hatte bei'm ersten Blick den Fährmann erkannt, und mußte lächeln. Rösli aber ward roth; denn es ärgerte sich ein wenig seines Vorwitzes wegen. Sie giengen nun wieder sich zu beschäftigen; dies thaten auch die And n, um vollends fertig zu werden, ehe die Sonne über die Ferne der Gebirge heraufsteigen würde. —

Wie aber der Graf seinen Blick umhersandte, und die mannigfaltigen und ge'chmackvollen Ver-

zierungen am Felsen, und die Festlichkeit der zahlreich anwesenden Landleute sah — da fragte er verwundert: „Was soll das? Vater Beatus, von Allem dem habt ihr mir gestern Nachts keine Silbe gesagt. Ist's ein Festtag, der die Leute zusammen rief? oder was ist es sonst?"

„Ja wohl, ein Festtag," erwiederte Beatus, „ein schöner Festtag, Graf von Waldbergen; doch besonders für euch!"

„Wie," sagte der Graf, „ich verstehe euch nicht; redet deutlicher."

„Wisset," entgegnete Beatus, „die Leute hier sind versammelt, damit sie sich freuen an eurer Freude. — Bisher habt ihr viel ausgestanden. Von Gattin und Kind getrennt, habt ihr viele Jahre im Kerker zugebracht, ohne auch nur die geringste Nachricht von dem Leben beider zu erhalten. Das hat euch viele bange Thränen ausgepreßt. Die Farbe eures Gesichtes ist blaß geworden; und in stiller Duldung habt ihr einen schweren Stein auf dem Herzen tragen müssen. Doch seyd getrost, lieber Graf, hebet Geist und Augen zuversichtlich zum Himmel. Dort lebt der alte Gott. Er verläßt die Seinen nicht, die ihm kindlich vertrauen. Alle, die er zerstreute, um sie zu prüfen, führt er wieder zusammen, damit sie sich freuen mögen. Ich, glaube, dieß hat er bei euch schon gethan."

„Vater Beatus," sprach der Graf, „ihr versteht ein kummervolles Herz zu trösten. Hätt' ich während des Aufenthaltes im Kerker hie und da nur ein einziges dieser Worte hören können, ich hätte Gott auf meinen Knieen dafür gedankt. Doch ich danke

euch auch jetzt dafür. Auch jetzt wandelt mich oft eine bange Schwermuth an. Ich bedarf des Trostes. Vater Beatus, meine Gemahlin ist todt. Ich werde sie niemehr sehen!"

„Ihr werdet sie wieder sehen," sprach Beatus mit feierlicher Stimme, und die Züge seines Angesichtes wurden immer heiterer. — „Ich werde sie wieder sehen," erwiederte der Graf, und weinte: „dort über den Sternen werd' ich sie wieder sehen, wo keine Trennung mehr ist, wo kein Leiden das Herz verwundet. O Theodora, Theodora, wie freue ich mich auf jenes Wiedersehen dort oben; wie selig werd' ich dich in meine Arme schließen, und dich, mein Otto, mein Sohn!"

„Schön ist euer Glaube, edler Graf," sprach der fromme Greis, „und süß eure Hoffnung. Aber wie? wenn ihr eure Lieben auf dieser Erde noch Mal sehen würdet?"

Beatus schwieg, und heftete einen fragenden Blick auf den Grafen. „Und warum fragt ihr so?" fiel der Graf schnell ein. „Mir wird so seltsam wohl in eurer Nähe. Neulich spracht ihr vom Tode, und heute ist es, als hättet ihr eine erfreuliche Kunde von den Geliebten. Vater Beatus, wenn ihr etwas wißt, o so martert mich nicht länger durch euer Schweigen. Redet frei heraus. Sagt mir Alles, Alles, auch das Geringste. Von meiner Gattin und meinem Sohne könnt ihr mir nicht zu viel erzählen."

„Leise, leise," entgegnete Beatus, und klopfte lächelnd auf des Grafen Schulter; „es ist wahr, ich habe eine erfreuliche Bothschaft für euch; nach

und nach sollt ihr Alles erfahren, was ich weiß; es ist wohl genug, um euren Glauben an die Allmacht und Güte Gottes zu bestärken und euch glücklich zu machen."

Der Graf sah zum Himmel: „Gott sey gelobt!" Dann wandte er sich zu Beatus: „Also leben sie noch?" fragte er, „und wo halten sie sich auf? wie haben sie bisher gelebt? ach, ich möchte so viel von ihnen hören. Redet, Vater Beatus, redet; ihr wißt Alles; ich sehe es aus euren Mienen, ihr wißt Alles." — „Ehe die Sonne dort aus den Gebirgen heraufgestiegen," entgegnete Beatus, „werdet ihr, edler Graf, Alles erfahren haben. Nun versteht ihr, warum ich diesen Festmorgen angeordnet. Bei der Feier der Natur soll eure Freude über die Wiedergefundenen sich erhöhen, das versammelte Volk soll Augenzeuge eurer Freude seyn, und auf seinen Knieen Gottes wunderbare Fügungen preisen."

„Alles schön, und gut," sprach der Graf: „doch ihr foltert mich, edler Greis, mit jedem Augenblicke mehr, da ihr mir nichts von dem entdeckt, was ihr wißt. Denkt euch hinein in meine Lage. Beinahe neun Jahre schon von Gattin und Sohn getrennt; während dieser ganzen Zeit nicht die geringste Nachricht von ihnen. Nun auf einmal eine Hoffnung des Wiedersehens. Vater Beatus, macht diese Hoffnung noch heller; ihr könnt es."

„Wie?" fragte der fromme Vater, „wenn eure Gemahlin jetzt am Felsen heraufstiege, blaß und abgehärmt in einer ärmlichen Kleidung, müde und kraftlos, erst aufgestanden von einer schweren Krankheit, aber in ihrem Antlitze die sanften Züge weib-

lichen Duldens und stiller Ergebenheit in Gottes heiligen Willen, und in ihrem ganzen Wesen Spuren der Erinnerung eines ehemaligen häuslichen Glückes — Graf von Waldbergen, würdet ihr sie erkennen?"

„O im ersten Augenblicke," rief der Graf voll Entzücken, „aus Millionen heraus wollt' ich sie finden, und sie liebend in meine Arme drücken." — „Nun, so höret," sprach Beatus mit ruhigem Lächeln, „ehe die Sonne dort hinter den Gebirgen heraufgestiegen, haltet ihr sie hier am Felsen unter diesen duftenden Blumenkränzen in euren Armen." — „Wie? wäre es möglich," rief der Graf, „Vater Beatus, sagt ihr dieß in allem Ernste? Wie wird mir in diesem Augenblicke zu Muthe! Gott der Güte, welch' einen süßen Morgen hast du mir auf diesem Felsen bereitet. Bald, recht bald, noch ehe eine Stunde verschwindet, soll ich sie wieder sehen, meine innigst geliebte Gattin, die ich so viele Jahre nicht mehr sah? Ach, ich zittere vor Freude. Vater Beatus, haltet mich aufrecht."

„Graf von Waldbergen," sprach Beatus, „ihr müßt euch fassen in eurer Freude. Wenn ihr mir versprecht, ruhig die Ankunft eurer Gemahlin zu erwarten, so will ich euch noch mehr sagen. — Seht ihr dort unten den Felspfad, der da heraufführt? Auf diesem Wege muß sie kommen."

Dem Grafen war es jetzt nicht anders, als ob ihm ein Engel dieß gesagt hätte. Er redete kein Wort mehr, sondern kniete am Rande des Felsen, da wo er am weitesten hinaus sich erstreckte, nieder, und sah unverwandt in die Tiefe hinab, so weit er konnte. — Beatus aber sprach zu sich selbst:

„das wird ein herrlicher Anblick werden, wenn er sie frohlockend in seinen Armen hält, und die aufgehende Sonne in den Thränen der Freude wiederglänzt. Mir selbst ist es zu Muthe, als gienge dieses Wiedersehen mich an. So wunderbar ergriffen ist der fühlende Mensch bei der unerwarteten Freude seines Mitbruders. Wenn sie sich nun bald im Jubel umarmen, will ich mir lebhaft vorstellen, als könnt' ich auch meinen Sohn noch einmal in meine Arme schließen." —

So redete Beatus, und seine Augen glänzten, wie die eines Jünglings. Die Landleute wußten nicht, wie das kam; sie sahen sich verwundert an, und flüsterten einander zu: „So haben wir den frommen Vater noch nie gesehen. Was soll das werden, wenn die Sonne aufgeht?" — Klaus aber und Rösli ahneten bald Etwas von den nächsten wonnevollen Augenblicken. Klaus sagte: „der fremde Eremit ist ein Ritter; wer weiß, was die fremde Frau ist." Und Rösli sprach: „Mir war es immer, als wäre sie von edlem Geschlechte. Nun wir wollen sehen. Bald wird sie kommen. Meine Eltern werden sie begleiten. So wollte es Vater Beatus." —

Theodora hatte auch wirklich mit Tagesanbruch die Hütte verlassen, und stieg, von ihren braven Hausleuten unterstützt, den Felsen hinan nach der Beatushöhle. Es war, seit sie von ihrer Krankheit aufgestanden, zum ersten Male, daß sie einen so weiten Weg unternahm. Das gestrige Gespräch mit dem frommen Vater, worin er ihr Nachricht von dem Leben und der Freiheit ihres Gemahles

ertheilte, hatte sie sehr gestärkt. Und die Hoffnung, daß sie diesen Morgen in der Beatushöhle noch viel mehr von ihm erfahren sollte, hatte ihren Fußtritt beflügelt. Oft, wenn ihre Begleiter sie zum Ausrasten ermahnten, sagte sie: „ich bin nicht müde, ihr lieben Leute, gewiß nicht. Seht nur, wie kräftig ich hinansteige. Mir ist heute so wohl, als wäre ich nie krank gewesen. Der liebe Gott ist doch recht gut. Er wußte, welch ein Heilmittel meine Genesung am schnellsten befördere, und schickte mir eine Kunde von meinem Gemahle. Könnt' ich ihm nur genug danken. Doch er sieht in mein Herz und weiß meine Gedanken." Oder sie lächelte, mit den Worten: „Noch darf ich nicht ruhen. Wenn mich aber die Huld des Herrn glücklich in des Gemahles Arme geführt hat, dann will ich ruhen. Dann wird mir die Ruhe noch süßer schmecken, als unter den Blumen in der schattigen Laube meines Gärtleins." —

So jähe der Weg nach der Beatushöhle hinanragte, so klagte die gute Frau doch nie über Mattigkeit, und kam nach Verlauf von zwei Stunden glücklich auf dem Felsen an. Hundert Schritte tiefer als die Beatushöhle stand, war der Felsen mit Gesträuch umwachsen. Hier führte der Weg durch. Wie Theodora allmählig über das Gesträuch heraufstiegt, ward sie dem Grafen sichtbar, der sie auch sogleich erkannte.

„Sie kömmt! sie kömmt!" rief er vor Freude außer sich dem Greisen zu: „Theodora! theures Weib! Sie ist es." Und augenblicklich wollte er am Felsen hinabklettern. Beatus hielt ihn aber

sanft zurück. „Bedenkt, edler Graf,“ sprach er, „daß die gute Frau erst von einer schweren Krankheit aufgestanden. Zu schnelle Ueberraschung könnte sie tödten. Zieht euch ein wenig hinter die Reihen der Landleute zurück. Ich aber will ihr entgegen gehen, und sie euch dann selbst in eure Arme führen.“ — Der Graf erfüllte, obwohl ungerne, den Willen des frommen Vaters, und verbarg sich im Haufen des Volkes, das allenthalben am Felsenrand herumstand, und der heraufsteigenden Frau entgegen schaute. Die Kleinen steckten zwischen den Großen die Köpfe hervor; die Kleinsten aber schwebten hoch auf den Armen der Mütter.

Wie Beatus Theodoren erreichte, bot er ihr freudig die Hand. „Seyd mir,“ sprach er, „von Herzen willkommen, gute Frau. Der Weg nach der Beatushöhle wird euch müde gemacht haben. Doch eure Mühe wird durch tausend Freuden aufgewogen werden.“ — „Ach,“ versetzte Theodora, „laßt mich nur die Einzige empfinden, daß ihr mir recht viel von meinem Gemahl erzählen könnt.“

„Danket Gott,“ erwiederte Beatus, „der euer Gebeth um frohes Wiedersehen eures Gemahles erhört hat. Denn wisset, hier werdet ihr ihn sehen und umarmen können; er ist nicht mehr ferne von euch.“ — „Er ist nicht mehr ferne?“ wiederholte Theodora schnell: „o so sagt mir, sagt, wo ist er, wo kann ich ihn finden? ich bin nicht müde; ich will ihm entgegen eilen; ich fühle mich stark genug. Vater Beatus, habt Erbarmen mit mir und meiner Sehnsucht. Ach, nur zu lange hab' ich

mich schon nach ihm gesehnt. Ihr seht es, ich bin gefaßt. Antwortet mir schnell: wo ist er?"

Während diesem Gespräch hatten sie die Beatushöhle erreicht. — Da stand Beatus stille, und sprach mit feierlicher, gerührter Stimme, indem er auf die Anwesenden deutete: „hier unter diesem Volke ist er." — Theodora hatte kaum dieses Wort vernommen, so drängte sie sich durch die Menge, mit dem Ausrufe: „Heinrich, mein Heinrich!" Die Leute wichen ihr stillschweigend aus, die Reihen theilten sich; eine Stimme erscholl: „Theodora!" und der Graf lag in den Armen seiner Gemahlin. —

Da, wo unter der Pforte des Gärtleins die Blumenkränze unter dunkelgrünem Epheu und gelblichem Bergmoos bis zur Erde herab sich schlangen, knieten Heinrich und Theodora, das Auge zum purpurnen Morgenhimmel gerichtet. Sie weinten Freudenthränen. Beatus stand neben ihnen, und breitete die Arme über sie aus, und segnete sie. Alles Volk war gerührt. Es herrschte eine heilige Stille. Jetzt erhob der Graf seine Stimme, und bethete laut: „in jener Kerkernacht, o Gott, hab' ich zu dir geweint, und du hast mich erhört. Wie oft schon fühlt' ich mich dem Tode nahe — und nun darf ich wieder leben in den Armen meiner Gemahlin. Dank sey dir, ewiger Dank!"

Theodora konnte sich noch nicht fassen vor Freude. „So bist du denn wirklich mein Heinrich?" sagte sie oft, und schloß den Grafen inniger in ihre Arme: „so ist es keine Täuschung meiner Sinne? nein, du bist es wirklich, — das sind deine Hände, die

mich umfangen. — Ach, wenn jetzt nur auch Otto da wäre, damit er seinen Vater umarmen, und an seiner Brust Freudenthränen weinen könnte. Lieber Heinrich, er ist ein schöner, braver Jüngling geworden. Er hat mir in der stillen Einsamkeit viele Freuden gemacht. Ich erzog ihn ganz nach deinem Beispiele, und habe ihm immer recht viel von dir erzählt. Da erwachte in seinem guten Herzen so eine Sehnsucht nach seinem Vater, daß er sich entschloß, in die Welt hinaus zu wandern, um vielleicht eine Spur deines Lebens und Aufenthaltes zu entdecken. Obwohl mir der Gedanke, auch ihn zu verlieren, viele schmerzliche Thränen kostete, so wollt' ich doch seinem zarten, kindlichen Gefühle nachgeben. Und er verließ als Falkenhändler dieses stille Thälchen."

„Wie? als Falkenhändler?" fiel der Graf hastig ein: „Theodora, rede! wie war er gekleidet?"

„Ein hellgrünes Wamms," erwiederte Theodora, „ein lichtgelbes Beinkleid von Gemsenleder, ein Baret mit einer grünen Feder waren seine einfache Kleidung. Ueber seinen Schultern trug er ein Falkenkäfig." —

„Gott! wäre es möglich?" rief der Graf: „So hätte mich mein eigener Sohn aus dem Kerker gerettet? Denn, wisse, der mich befreite, trug die nämliche Kleidung und einen Falken auf der Schulter. — Theodora, immer schöner und schöner entwickelt sich uns're Geschichte. Ich erkenne klar und deutlich ein allmächtiges Walten über uns. Alles, was mit uns vorgieng, mußte so geschehen, damit wir den Herrn des Himmels und der Erde

in seinen Werken künftighin immer reiner und vollkommner anbethen; damit wir in Leiden und Freuden, in allen Verhältnissen unseres Lebens an die heil. Wahrheit glauben: „Gott macht Alles wohl!"

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Das Maaß der Freude wird voll.

Der Graf redete noch — da ertönte vom Thale herauf ein lieblicher Morgenchor von Waldhörnern. Dieser unerwartete Klang trieb alle Anwesenden gegen den Abhang des Felsens hin, um zu sehen, was dieß bedeute. Wie sehr staunten sie, da sie eine Schaar auserlesener junger Ritter am Felspfad heraufsteigen sahen, deren Lanzen und Helme im Wiederscheine der höchsten Morgenröthe zückenden Blitzen glichen. Der Erste aus der Schaar ragte über alle Andere hinaus, und drei hochrothe Federn wogten über seinem Helme.

Dieser Ritter war Otto. Er hatte, als er im Thälchen angekommen war, von den Landleuten, die ihn in dieser Kleidung beinahe nicht mehr erkannt hätten, erfahren, seine Mutter sey mit Tagesanbruch nach der Beatushöhle gegangen; auch viel Volk habe sich dort versammelt; Vater Beatus müsse einen feierlichen Morgen veranstaltet haben. Kaum hatte er diese Nachricht vernommen, so machte er sich ungesäumt auf den Weg nach der Beatushöhle. Sein Herz zitterte vor Freude über den nahen Augenblick des Wiedersehens. Die Knappen, die ihn begleiteten, nahmen den herz-

lichsten Antheil, und stiegen mit ihm so hastig den Felsen hinan, als wenn sie auf ebenem Wege wandelten.

Als Otto die Anhöhe erreicht hatte, warf er einen flüchtigen Blick durch die Reihen des staunenden Landvolkes. Ein freudig ungestümmes Suchen, wobei er sich auf eine sanfte Art einen Weg durch die Nächststehenden bahnte, mahlte seine Wangen mit einer Purpurröthe, gleich der, die am Morgenhimmel glänzte. Nun mit einem Male funkelte sein Auge vom jugendlichsten Freudenfeuer; denn er hatte gefunden, wen er suchte. Mit dem Ausrufe: „Vater! Mutter! ich bin euer Otto!" warf er sich bald in Heinrichs, bald in Theodoras Arme. „Ja, rief der Graf, du bist es, der mich gerettet, mein Sohn! mein Otto! und dieser Falke, den du auf der Schulter trägst, ist der nämliche, der mir das Rettungsmittel brachte. O Gott, wie unendlich wunderbar und erhaben sind die Wege, auf denen du die Deinen zum Ziele führst." — „Nun, lieber Otto," sprach die Gräfin, „nun betrachte deinen Vater recht; du hast ihn lange nicht mehr gesehen. Nun sey unsre ganze leidenvolle Vergangenheit vergessen. Wir haben ihn ja wieder gefunden. Dieser einzige Augenblick ist schon hinreichend, alle Leiden, die wir ausgestanden, für nichts zu achten."

„Ja es ist wahr," fiel der Graf ein, „und umarmte Gattin und Sohn auf's Neue, Gottes Vaterhuld hat uns eine Freude bereitet, die wir niemehr so vollkommen hoffen durften. Ach, wenn jetzt mein Vater in unsrer Mitte wäre, wenn er

seinen Sohn erkennen würde in dem Augenblicke, da er selbst Gattin und Sohn wieder gefunden — doch nein! mein Wunsch geht zu weit, zu weit. Er ist jenseits, aber sein verkärter Geist wird mit Entzücken auf uns herabsehen, und uns segnen."

„Ja segnen," sprach der Greis mit freudig gerührter, und zugleich wehmüthiger Stimme: „segnen, so wie ich jetzt meinen Sohn segnete, wenn ich ihn in meinen Armen hielte."

Bei diesen Worten wandte er sein Angesicht von der Versammlung hinweg, um den Schmerz zu verbergen, der aus seinen Augen strömte. Mittlerweile mußte Otto die Befreiung seines Vaters erzählen; alles Volk hörte ihm mit Rührung und Theilnahme zu. Und wie er auf das Ereigniß am kaiserlichen Hofe zu sprechen kam, näherte sich auch Beatus, und horchte mit größter Aufmerksamkeit auf seine Worte. Endlich zog Otto eine Pergamentrolle aus seinem Mantel, und reichte sie dem Grafen dar, indem er sagte: „hier, mein Vater, sendet euch der Kaiser einen Brief; durch diesen seyd ihr wieder Erbe und Besitzer eures Ahnengutes, und heißt von nun an Graf Heinrich von Falkenberg. Er hatte dieß letzte Wort kaum gesprochen — so rief der Greise Beatus, indem er erblassend am Felsen niedersank: Allmächtiger Gott! — mein Heinrich! Heinrich, mein Sohn! Komm, o komm! ich sterbe vor Freude! Siehe ich bin dein Vater! ich bin Graf Rudolph von Falkenberg!"

„Heiliger Himmel! er ist mein Vater!" rief der Graf, und kniete neben ihn, und neigte sich

über ihn, um seine Stirne und seine Wangen zum Leben zu erwärmen. Theodora aber war bei dieser neuen Entdeckung wie von heiliger Freude hingerissen. „Vater meines Heinrichs und mein Vater," flüsterte sie, und strich mit ihren sanften Händen über die weißen Locken seines Hauptshaares. Und Otto sank auf die Erde nieder, und umfaßte die Kniee des Greises. „Großvater, sieh mich an! ich bin dein Enkel!" Dieß war Alles, was er sagen konnte. Das versammelte Volk aber war bei diesem Anblicke so wunderbar ergriffen, daß es die Hände faltete und bethend zum Himmel blickte. Und eine Stille war über den ganzen Kreis ausgegossen, wie in einer heiligen Versammlung, wenn das Wort des Herrn verkündet wird.

Endlich erhob sich Vater Beatus langsam und noch zitternd aus seiner Ohnmacht, in die ihn die zu schnelle Ueberraschung gebracht hatte. Als er sein Auge öffnete, und seine Kinder vor sich sah, rief er: „So ist es denn kein Traum? keine Täuschung? Heinrich, komm in meine Arme. O wie oft hab' ich seit der Zeit, da du auf dem Hügel vor Falkenberg von mir Abschied nahmst, um dich in Mährenfels zum Ritter zu bilden, wie oft hab' ich dich wieder zu sehen gewunschen. Da ist keine Stunde in der Nacht, keine im Tag, wo ich nicht auf meinen Knieen lag, und zu Gott um die Erfüllung des einzigen Wunsches flehte, meinen Heinrich noch einmal zu sehen bevor ich stürbe. Und nun, o Vater im Himmel, wie schön und rührend hast du Alles gefügt. Nicht nur meinen

Heinrich hast du mir wieder gegeben; sondern seiner Gattin und seinem Sohne sogar mußt' ich viele Jahre hindurch Vater seyn, ohne daß ich es wußte. Umarme mich, Theodora, Gattin meines Sohnes, meine Tochter. Und du, Otto, lieber Enkel, laß dir deine Wangen küssen."

Er konnte nicht weiter reden. Eine Thräne um die andere floß über seinen Silberbart. Theodora lehnte ihr Haupt an die väterliche Brust, die in diesem wonnevollen Augenblicke mit der Kraft der eines Jünglinges schlug. In den rechten Arm schmiegte sich der Sohn, in den linken der Enkel. Das Volk rief wie aus Einem Munde: „Gelobt, gelobt sey Gott!" Indessen hatte die Sonne all' ihre Pracht und Herrlichkeit im Osten enthüllt, und sandte sie hernieder auf den Felsen.

Nachdem die erste Stunde des Wiedersehens vorüber war, und sich Alle von der ungestümmen Freude eines so unerwarteten Glückes erholt hatten, setzten sie sich zu sammen auf einen Blumenbestreuten Rasen. Und das Volk lagerte sich um sie. Beatus zeigte nun seinen Kindern zur Bestätigung seiner Freude das Falkenbergische Familienwappen, das er immer bei sich führte, und erzählte seine Geschichte. Auch Heinrich, Theodora und Otto mußten Alles erzählen, wie es ihnen bis auf die Stunde ergangen.

„O Gott," sprach der Greis Beatus am Ende der Erzählung: „wie anbethungswürdig ist deine wunderbare Vorsehung. Du ließest mich dem Schlachtfelde entkommen, und auf diesem Felsen

eine Wohnung finden, damit ich nach Jahren der Rathgeber und Tröster meiner unbekannten Tochter werden konnte."

„Und ich," fiel Graf Heinrich ein, „ich mußte alles dieses leiden, ich mußte von Gattin und Sohn getrennt werden, — um in ihrer Mitte nun meinen Vater wieder zu finden."

„Ja," sprach Theodora, „es war Fügung Gottes, wunderbare Fügung Gottes, daß ich das Schloß von Waldbergen im Bilde zeichnete, und meinem Gemahle zum Geschenke machte. Ohne dieses Bild wären wir nie mehr zusammen gekommen. Es war Fügung Gottes, die mich auf meiner Flucht gerade in dieses Thälchen führte"

„Und ich bin so froh," sagte Rösli, das sich nicht mehr länger zurück halten konnte, „daß der liebe Gott gerade mich dazu erkoren hatte, euch in dieses Thälchen einzuführen. In diesem Augenblicke fühle ich die innere Ruhe, die eine gute Handlung gewährt, wieder so vollkommen, wie damals, als ich von dem frommen Vater dafür gesegnet wurde."

„Rösli hat recht," sagte Leuthold, „es ist eine süße Ruhe. Und oft kömmt noch ein süßer Lohn dazu. Wäre der junge Graf Otto dort im Walde da er den armen Holzhacker traf, nicht so mitleidig gewesen, so hätte er seinen Vater nicht so leicht retten können."

„Merkt's euch," fiel Gertrud ihrem Manne in die Rede, indem sie sich an ihre Enkel wandte: „merkt's euch, Kinder, und betragt euch immer

so, wie der junge Graf, dann wird der Segen Gottes über euch kommen."

„Ich," sagte Klaus, indem er dem Grafen die Hand küssen wollte: „ich dürfte euch doch auch einen Dienst zur Beförderung dieses frohen Wiedersehens erwiesen haben, indem ich euch neulich über den Thunersee führte." Der Graf lächelte. Darauf erwiederte Otto: „Den größten Dienst hat uns der Falke auf meiner Schulter erwiesen. Du, gutes Thier, hast meinen Vater befreit." —

„Laßt uns niederfallen und dem Herrn danken," sprach Beatus: „durch unsere ganze Geschichte sehen wir Gottes Hand walten. Der kleinste Umstand, den der Mensch nicht einmal zu beachten würdiget, wird nach seinem Willen oft die Ursache der größten Freude, damit man ihn in allen seinen Werken erkennen lerne." — Und alles Volk rief noch einmal wie aus Einem Munde: „Gelobt, gelobt sey Gott!"

Nach drei Tagen drang Heinrich mit Bitten in den frommen Vater, er möchte nun mit ihnen seine Güter wieder beziehen. Lange wollte Beatus sich nicht dazu verstehen. „Denn," sagte er, „warum soll ich diesen lieblichen Aufenthalt verlassen? Ich bin achzig Jahre alt; und die kurze Zeit, die ich noch auf dieser Erde zu verleben habe, möcht' ich gerne im Gebethe zu Gott auf diesem Felsen zubringen." Endlich aber, da Heinrich und Theodora unaufhörlich in ihn drangen, gab er ihren Bitten nach. Doch mußte Fährmann Klaus ihm versprechen, wenigstens einmal in der Woche den Felsen zu besteigen, und mit dem Glöcklein

der Kapelle die Thalbewohner zum allgemeinen Gebethe zusammen zu rufen.

Als nun der Tag der Abreise erschien, versammelte sich alles Volk in der Beatushöhle. Otto hatte viele kostbare Geschenke aus der Kaiserstadt mitgebracht, und vertheilte sie nun unter die Leute, besonders unter Leuthold, Gertrud, Rösli und Klaus. Aber, ach, die Geschenke verbreiteten wenig Freude unter dem Volke. Denn der nahe Abschied von dem frommen Vater und der edlen Frau gieng ihnen zu sehr zu Herzen. Und da nun Beatus reisefertig in ihre Mitte trat, von seinen Kindern umgeben, und ihnen in stummer Rührung die Hände bot — fing alles Volk über laut zu weinen an. Die Einen küßten seine Hände, die Andern seinen Mantel. Die Weiber und Mädchen umringten Theodoren, und sagten ihr tausend Lebewohl. Am meisten weinten Gertrud und Rösli. Und Gertrud sagte: „ich werde euch, edle Frau, in diesem Leben wohl nicht mehr sehen."

Beatus trat nun noch einmal in die Kapelle, kniete am Altare nieder, und bethete für das versammelte Volk mit lauter Stimme das letzte feierliche Gebeth. Dann stand er auf, segnete die geheiligte Stätte — und trat die Reise an. Die Meisten aus dem Volke begleiteten ihn, bis der Weg in ein anderes Thal hinüberführte. Nun verloren sie sich immer mehr und mehr vom Zuge, und kehrten, ohne ihre Herzen durch neuen Abschied zu erschüttern, stillschweigend in ihre Heimath zurück. Beatus aber bestieg mit seinen Kindern den Reisewagen, der für ihn bestimmt war.

Um sein Versprechen zu erfüllen, wünschte Otto den Weg nach Felsenheim einzuschlagen. Der fromme Vater that es gerne. Mathilde und Agnes weinten aus Freude über das Zusammenfinden dieser braven Menschen, aber auch aus Schmerz, weil Dietrich allein an so vielem Kummer und Elende Schuld war. Theodora erkannte sogleich das edle Herz der Rittersfrau und ihrer Tochter; und in wenigen Stunden waren sie in inniger Vertraulichkeit einander zugethan. — Nach zwei Tagen setzten sie ihre Reise weiter fort. Bei'm Abschiede wagte es Agnes mit ihrer zarten, weichen Stimme, den Grafen Heinrich um Gnade für ihren Vater anzuflehen. „Ja, gutes Kind," erwiederte der Graf, „es soll ihm Alles verziehen werden, wenn er sich während der Zeit der Strafe, die der Kaiser fest setzen wird, in allem Ernste bessert." —

Als die Aeltesten von Falkenberg vernahmen, Graf Rudolph lebe noch, und werde nach wenigen Tagen mit seinem Sohne kommen, um von seinem Eigenthume wieder Besitz zu nehmen — entstand eine so große Freude, daß allgemein beschlossen wurde, der Tag, an dem der Graf in Falkenberg einziehen würde, müsse ein Festtag seyn. Und er war es auch wirklich. Jung und Alt überließ sich den lebhaftesten Aeußerungen des Jubels und der Freude. Majen wurden gesetzt, Triumphbögen aufgerichtet, Blumen gestreut und Weihrauch angezündet. „Wir haben unsern guten Grafen wieder!" Dieß war der allgemeine Ruf durch's ganze Thal.

Beatus übergab die Güter seinem Sohne Heinrich, und blieb auch für diese Gegend der fromme

Vater. Heinrich aber erbaute ein herrliches Schloß auf dem Platze, wo das vorige gestanden. — Nun verlebte Beatus sein hohes Alter in wohlthätiger Ruhe. Seine Kinder bestrebten sich eifrigst, alles Mögliche aufzufinden, womit sie ihm Freude und Vergnügen machen könnten. Der Greis merkte dieß wohl, und sagte oft: „der liebe Gott meint es doch recht gut mit mir, da er mir in meinen alten Tagen eine so sichere Pflege giebt. Ach, setzte er dann hinzu, seine Kinder umarmend, und nach oben blickend: es ist doch ewig wahr: Gottes Weisheit und Güte ist unendlich!" †

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Gottes Ruf tönt fürchterlich: „Sünder, Sünder, bess're dich!"

Die alte Schloßruine, die dem Ritter Dietrich zum öden Aufenthalte dienen mußte, stand mitten in einem sehr großen Walde. Ein von Quadersteinen erbauter Thurm, der bisher der alles zerstörenden Zeit getrotzt hatte, konnte allein noch bewohnt werden. Sonst war das ganze Schloß in einen Steinhaufen verwandelt, auf dem Disteln, Birkengesträuche und Grashalmen wuchsen. Vier starke, bewaffnete Männer, denen auf das Strengste verboten war, mit dem Ritter ein Wort zu reden, waren seine Umgebung und Wache. Das tiefste Gewölbe unter dem Thurme, in das kärglich durch ein enges vergittertes Loch einige Lichtstrahlen einfloßen, weil dicht an der Außenseite des Thur-

mes zwei riesenhafte Eichen standen, war seine Wohnung.

Anfangs zeigte Dietrich durchaus keine Aenderung seines Sinnes. Der traurige, verödete Ort, und die Abgeschiedenheit von aller menschlichen Gesellschaft schienen ihn nur verboster zu machen. Er fluchte Allem, was heilig war, und ras'te oft so heftig, daß er im Zorne an die Felsenwand rannte; ja er ballte die schweren, eisernen Ketten zusammen, schnürte sie um seine Arme, und zog sie mit solcher Wuth durch die Hände, daß ihm das Blut aus den Nägeln quoll.

So vergiengen zwei Jahre, ohne daß man auch nur die geringste Spur einer Besserung an ihm wahrnehmen konnte. Zwar hatte sich sein Toben und Rasen bereits in eine verzweiflungsvolle Ruhe umgeändert. Denn seine Kräfte waren gänzlich erschöpft, theils aus Hunger, den er an diesem Orte der Strafe leiden mußte, theils aus Zorn und Haß gegen die, welche ihn eingesperrt hatten, vorzüglich aber durch die peinliche Gewissensunruhe, die ihn mitten in seinem Toben im Innern marterte. Doch war dieser ruhige Zustand schon viel geeigneter, über sich selbst nachdenken zu können, wenn einigermaßen der Wille es zu thun, vorhanden gewesen wäre. Manchmal aber erregt eine besondere Fügung von Oben den menschlichen Willen, und er fängt von da an, ernstlich zu betrachten, wie sehr er bisher geirrt habe.

So war es auch bei Dietrich der Fall. Eines Tages zog sich über dem Walde, in dem die Schloßruine stand, ein pechschwarzes Gewitter zusammen.

Der Donner krachte, daß die Thiere des Waldes heulten. Beinahe jeder Blitz schmetterte eine Eiche oder Fichte zu Boden. Die Sturmwinde kreuzten sich, und jagten den Hagel durcheinander. Die Wächter des Thurms selbst standen furchtsam in einer Ecke ihrer Stube, und schauten voll banger Erwartung in das schreckliche Schauspiel der Natur. — Dietrich aber zitterte, wie ein armer Sünder, und schrie unaufhörlich um Hilfe. Er versprach dem Himmel ernstliche Besserung, wie er es bei jedem Gewitter gethan, aber nie gehalten hatte.

Doch der Himmel ließ sich dießmal nicht besänftigen. Drei Blitze aus der schwärzesten Wolke fuhren in die Spitze des Thurmes, und entzündeten dessen Gebälke. Der Ritter im Gewölbe hörte das Einstürzen der Mauer und das Krachen der Balken von der Höhe herab. Aus den wallenden Rauchwolken, die über den Wald dahinzogen, und aus dem rothen Feuerglanz, der durch das Gitter bis in seine unterirdische Wohnung drang, erkannte er die Gefahr, in der er schwebte, und fürchtete, mit jedem Augenblicke unter dem einstürzenden Schutte begraben zu werden. Er strengte in der Angst die ganze Kraft seiner Stimme an, und schrie, indem er sich am Gitter so weit vorneigte, als er konnte, zum ersten Male bei Gottes unendlicher Gnade flehend, man solle ihn doch vom nahen Tode erretten. Allein die Wächter waren schon lange in das Dickicht des Waldes entflohen, und hatten an das unterirdische Gewölbe und an Dietrich gar nicht mehr gedacht. Von dort aus sahen sie dem lichtlohen Brande zu.

Je mehr der Ritter um Hilfe schrie, desto näher und näher krachte über ihm der einstürzende Thurm. Nun stieg seine Angst auf's Höchste. Er sah nichts, als den Tod vor sich. Da wurde es mit einem Male ganz anders in seiner Seele, als es bisher war. Er kroch in den tiefsten Winkel des Gewölbes, sank auf die Erde nieder, und verbarg sein Angesicht in seine Hände. „Gott im Himmel," rief er, „deine Strafe ist fürchterlich. Aber in diesem Augenblicke erscheinen mir meine Vergehen noch fürchterlicher, als deine Strafe. Ich habe gesündiget. Ich habe den Tod verdient. Ich bekenne es mit Zerknirschung vor deinem allmächtigen Richterstuhle. Ich habe den Tod unter dem Schutte verdient. Nur, Herr, tödte meine Seele nicht."

In dem Augenblicke drückte die Last des Thurmes die Wölbung der unterirdischen Höhle zusammen, und die schweren Grundfelsen sanken mit großem Getöse nieder — doch sie verschonten den Ritter; denn der Winkel, in dem er kniete, blieb vom einsinkenden Schutte frei. Dieser Umstand schien ihm höhere Fügung zu seyn, und er hoffte im ersten Augenblicke auf Rettung. Aber bald bereitete er sich zum langsamen Sterben vor, da er sich rings von einem undurchdringlichen Schutte umgeben sah. Er beweinte nun reumüthig alle seine Frevelthaten und Vergehen. Er bath den lieben Gott, den er so oft und schwer beleidiget, aus der Tiefe seines zerknirschten Herzens um Verzeihung. Wenn seine Hände durch die eiserne Last der Ketten zu Boden sinken wollten, so hob er sie mit

aller Anstrengung wieder höher, und bethete unaufhörlich. Da er nun endlich durch die reumüthige Erkenntniß seiner Sünden und durch wahres Herzensgebeth so weit gekommen war, daß er ruhig und gefaßt dem Hungertode entgegen sehen konnte, so wünschte er nur noch, Mathilde und Agnes sollten es wissen, er sey durch Gottes Gnade reumüthig gestorben.

Zwei Tage hatte er in diesem Grabe lebendig zugebracht, und seine Lebenskraft war bereits am Erlöschen — da glaubte er dicht über sich ein Wühlen in der Erde, vermischt mit Menschenstimmen, zu vernehmen. Und er täuschte sich nicht. Denn die Wächter hatten sich, sobald das Gewitter vorüber war, in Gemeinschaft mit benachbarten Köhlern, die der Brand des Thurm's herbeigeführt hatte, mit Schaufeln und Hacken über den Schutt hergemacht, und arbeiteten Tag und Nacht, um doch, wenn der Ritter auch nicht mehr am Leben wäre, auf seinen Leichnam zu kommen. Jetzt aber, da sie von unten herauf die schwache Stimme des Ritters vernahmen, dem die Hoffnung noch einmal einen Lebensfunken anfachte, gruben sie mit der größten Anstrengung in die Tiefe, und stießen nach Verlauf einer Stunde auf den lebenden Ritter.

Dietrich kroch aus dem Grabe hervor, warf sich über dem Schutte auf die Kniee, und rief: „Allmächtiger Gott, ich danke dir, denn du hast mich gerettet und gebessert!“ Bei diesem Ausrufe rannten ihm häufige Thränen über die Wangen. Die Wächter behaupteten, es seyen die Ersten gewesen, die man den Ritter Dietrich je weinen ge-

sehen. Sie freuten sich über dessen Sinnesänderung ungemein; und einer aus ihnen machte sich sogleich auf den Weg, um diese Freudenbothschaft nach Felsenheim zu bringen.

Mathilde und Agnes, die zwei Jahre lang mit all' ihrem Zureden und Bitten nichts über ihn vermocht hatten, waren über diese Nachricht so sehr erfreut, daß sie den Entschluß faßten, Dietrichen zu besuchen. Und um recht bald bei ihm zu seyn, reisten sie Tag und Nacht, ohne auszuruhen.

Aber wer vermag den Augenblick der mannigfaltigsten Gefühlen zu beschreiben, in dem sie sich wieder erblickten. Dietrich fiel Mathilden zu Füßen, Mathilde aber hob ihn empor, und benetzte seine Wangen mit tausend Thränen der Rührung und des Dankes zu Gott, der das Herz ihres Gemahles durch eine so besondere Fügung erweicht, und seinen Sinn gebessert hatte. Agnes, die gute Tochter, wußte vor Freude nicht, was sie thun sollte. Sie küßte die Ketten, an die die Hände ihres Vaters geschlossen waren.

Endlich sanken alle Drei auf ihre Kniee, und erhoben die Hände zur dankbaren Anbethung. Und der Ritter rief aus der Tiefe seines Herzens: „Mathilde, reiche mir deine Hand; denn nun bin ich dein Gemahl. Agnes, laß dir die Stirne küssen; denn nun bin ich dein Vater. Nun fühle ich erst, was der Mensch ist, wenn er Gottes Gnade hat. Nun erst fängt mein Leben an; denn bis jetzt war es kein Leben, weil ich Gott nicht diente. — Und wenn ich auch diese Ketten tragen muß, so lang ich lebe, so will ich auch in

diesen Ketten Jedem, der die bösen Wege wandelt, die ich wandelte, zurufen: „Sünder, Sünder, bess're dich!" —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Des frommen Vaters letzter Wunsch.

Fünf Jahre waren schon vorüber gegangen, seitdem Vater Beatus mit seinen Kindern in Falkenberg seinen Einzug gehalten hatte. Otto war nicht mehr in Falkenberg. Er hatte nach dem Willen seines Vaters das Schloß von Waldbergen so schön, wie es ehedem war, wieder erbauen lassen, und wohnte nun darinnen. Die Leute von Waldbergen freuten sich ungemein, da sie erfuhren, Otto sey der Sohn ihres ehemaligen Herrn und Grafen. Noch höher aber stieg ihre Freude bei der Nachricht, seine Eltern seyen noch am Leben. Und wie endlich einmal Heinrich und Theodora selbst kamen, ihren Sohn zu besuchen — da war der ganze Schloßhof voll von Leuten, die den Grafen und die Gräfin sehen und grüßen wollten. —

Beatus war nun ein Greis von fünf und achtzig Jahren, und fühlte mit jedem Tage mehr, daß der Raum zwischen ihm und dem Grabe nicht mehr groß seyn könne.

Da rief er eines Abends, als er im Garten saß, um sich an den letzten Strahlen der Sonne zu erfreuen, seine Kinder zu sich, und sagte zu ihnen: „Meine lieben Kinder, die Stunden mei-

nes Lebens gehen zu Ende, und die Bürde meines hohen Alters wird mich nun bald zu Grabe tragen. Mir ist es, da ich die Sonne im Westen verschwinden sehe, als wenn sie nicht oft mehr für mich aufgehen würde. Und was sollte ich auch noch länger zu leben wünschen. Ich habe euch, meine lieben Kinder, auf Erde wieder gefunden — und so kann ich nun ruhig sterben. Nur ein einziger Wunsch liegt mir noch am Herzen. Den stillen Felsen am Thunersee, auf dem ich so viele Jahre zubrachte, möcht ich noch einmal besteigen. Die Erinnerung an das Vergangene wird mich zum Dankgebeth für Gottes Vaterhuld ermuntern, und mir den Tod versüßen. Ich weiß es gewiß, ihr begleitet mich gerne dahin. Denn es ist ja auch für euch ein heiliger Ort, es ist der Ort, wo du, Heinrich, mich wieder gefunden, und wo mich Theodora zum ersten Male als ihren Vater umarmte. Auch Otto muß dahin kommen, ich möchte den lieben Enkel doch auch wieder einmal sehen!"

Heinrich und Theodora freuten sich über den Wunsch des frommen Vaters unbeschreiblich. Denn sie hatten schon längst eine Gelegenheit gesucht, diese Reise zu veranstalten, um mit dem Ritter Dietrich, der nun ein ganz anderer Mensch geworden war, zusammen zu kommen.

Zu dem Ende schickten sie eilends einen Bothen nach Waldbergen. Kaum hatte Otto den Brief, den der Bothe überbrachte, gelesen, so machte er Anstalt zu seiner Abreise. Nach dem Willen seines Vaters mußte er den Weg über Felsenheim einschlagen, um Mathilde und Agnes

mit zunehmen. Auch Dietrich gehörte zur Reisegesellschaft; denn es war so eben die Zeit seiner Strafe verflossen. Doch ließ er sich die Ketten noch nicht abnehmen, bis er durch eine reumüthige Abbitte seinem Innern genug gethan hätte.

So traten sie nun gemeinschaftlich ihre Reise an, und eilten, so gut sie konnten, um diesseits des Thunersees die Hütte des Fährmannes Klaus zu der Zeit zu erreichen, da Beatus, Heinrich und Theodora auf der andern Seite ins Thälchen einziehen würden. — Alle waren während ihrer Reise wehmüthig, feierlich gestimmt, und hatten im Innern eine laute Ahndung von frohen und traurigen Augenblicken, die über dem Felsen kommen und verschwinden würden.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Reue und Verzeihung — ein schönes Denkmal auf Beatus Grabhügel.

Nach einiger Zeit, da bereits die Tage des Herbstes begonnen hatten, betrat Vater Beatus mit seinen Kindern das stille, freundliche Thälchen am Thunersee. Der fünf und achtzig jährige Greis fing an zu weinen, da er sein Auge nach der Beatushöhle hinwandte, die in einem leichten herbstlichen Nebel vom Felsen herabschaute. Heinrich und Theodora drückten ihm die Hände, und küßten sie; denn sie fühlten, was in seiner Seele vorgieng.

„Meine lieben Kinder," sprach er, „mir ist

in diesem Augenblicke zu Muthe, als würde ich dieses Thal nicht mehr verlassen können. Ich habe fünf und achtzig Jahre gelebt, und der Tod ist mir zu jeder Stunde willkommen. Hier, wo ich so manche stille Freude genossen, wird er mir noch lieblicher erscheinen. Wenn mich der liebe Gott nur noch den Felsen ersteigen läßt, damit ich meine Zelle und mein Gärtlein noch einmal sehe, und das Geläute des Glöckleins meiner Kapelle noch einmal höre — dann will ich gerne sterben."

Der Weg nach der Beatushöhle führte an Leuthold's Hütte vorüber. „Wir wollen," sagte der Greis, „den biedern Landmann mit seinem braven Weibe doch auch besuchen. Er wird mich wohl kaum mehr kennen. Und dein Hüttchen, Theodora, müssen wir nochmal sehen. Es gab vordem darinnen manche Freude und manches Leid. Dem lieben Gott sey für Alles gedankt!"

So sprach der fromme Greis. Seine beiden Kinder führten ihn an den Armen. Sie wandelten auf dem nemlichen Wege, auf dem Theodora das erste Mal von Rösli in die Hütte geführt wurde. Nun herrschte ein tiefes Stillschweigen. Der Greis sah unverwandt nach der Beatushöhle; Theodora begrüßte im Stillen das wohlbekannte Thälchen; Heinrich beschäftigte sich mit der Rückerinnerung an die vergangenen süßen und bittern Tage. —

Wie sie sich der Hütte des Landmannes näherten, saß dieser unter der Linde auf einer Moosbank. Er war inzwischen sehr alt geworden;

und seine Augen sahen nicht mehr recht helle. Die Hånde hatte er in einander geschlungen, und dachte so traurig vor sich hin. Wie er Leute daher kommen sah, meinte er anfangs, es wåren Nachbarn, die ihn besuchten; und er gieng ihnen entgegen. Da er aber den frommen Vater und die Gråfin Theodora erkannte, bot er ihnen bald diese, bald jene Hand, und Thrånen standen in Menge auf seinen Wangen. „Ich hatte wohl schon die Hoffnung aufgegeben, sprach er, in diesem Leben euch noch einmal zu sehen. Nun aber seyd mir tausendmal gegrůßt. Der Herr hat euch, Vater Beatus, mit einem hohen Alter gesegnet. Und ihr, edle Gråfin, habt euch recht erholt, seitdem ihr das Hůttchen dort verlassen. Damals sahet ihr freilich recht blaß aus. Ach ihr hattet ja viel zu dulden."

„Eure Liebe und Theilnahme, guter Leuthold," erwiederte die Gråfin, „hat mir auch die bittersten Leiden gemildert. Ich kann noch immer nicht an jene Zeit zurůck denken, ohne daß ich im Innersten gerůhrt werde. Und eure Gertrud und euer Rösli — ach, was waren das fůr gute Seelen. Aber wo ist Gertrud, die biedere Hausfrau?"

„Ihr fragt nach Gertrud?" versetzte Leuthold mit einem ruhigen Lächeln, in das Thrånen flossen: „Gertrud hat mich verlassen. Immer sagte sie zwar, sie werde mit mir sterben. Doch der liebe Gott hat es anders gewollt. Aber sie hat mir auf dem Sterbebette versprochen, daß sie mich

bald heimholen werde in's liebe Vaterland. Kommt und seht, hier ist ihr Grabmal.“ —

Bei diesen Worten führte er die Weinenden unter die Linde, an einen kleinen Hügel, der mit Blumen und weichem Moos bestreut war. „So schlafe denn wohl da unten, du edles, braves Weib, flüsterte Theodora. Ach, daß ich dir nur noch einmal hätte die Hand drücken, und danken können für alles Gute, das du mir erwiesen.“

Noch eine Weile blieben sie stumm am Grabe stehen. Dann aber unterbrach Vater Beatus das Stillschweigen, und sagte: „Trocknet eure Thränen! wir sehen uns ja Alle bald wieder! — Jetzt wollen wir in dein Hüttchen gehen, Theodora, und dort ein wenig ausruhen, bevor wir den Felsen ersteigen.“ — Sie giengen. Leuthold begleitete sie. „Ich habe,“ sprach er am Hingehen, „nicht das Geringste an der Hütte verändert, seitdem ihr, edle Frau, unser Thal verlassen habt. Ihr werdet alles noch so finden, wie damals, da ihr sie bewohntet.“ —

Und so war es auch wirklich. Theodora wurde seltsam überrascht, da sie noch die nämlichen Tische und Bänke sah, die Leuthold für sie gezimmert hatte. Auch das Gärtchen und die Laube waren wie damals. Ja sogar das Käfig für die jungen Falken, das Otto in den langen Winternächten verfertigt hatte, stand noch in der Ecke. Freude und Wehmuth vereinten sich zu einem wunderbaren Gefühle in Theodora's Seele. „So hat sich denn wirklich dieß Alles mit mir zugetragen, sprach sie in einem Tone, wie wenn sie

aus einem Traume erwacht wäre. Du lieber, guter Gott, mit jedem Tag erkenne ich mehr und mehr die Weisheit deiner göttlichen Fügungen."

Während dem hatte Leuthold Aepfel und Trauben herbeigebracht. Sie waren aus Theodora's Gärtchen. Beatus und seine Kinder erquickten sich mit den Früchten. Nachdem sie nun eine Zeit lang ausgeruht hatten, machten sie sich auf den Weg nach der Beatushöhle. Auch Leuthold nahm seinen Stab zur Hand, ohne den er nicht mehr recht fortkommen konnte, und begleitete sie. —

Das Gerücht, daß Vater Beatus im Thale erschienen sey, und den Felsen ersteigen werde, hatte sich in einigen Stunden durch die ganze Gegend verbreitet. Wer von den Landleuten nur immer konnte, kleidete sich bei dieser Nachricht in sein Festkleid, und verließ seine Hütte, um nach der Beatushöhle zu wallfahren.

Alle brannten von Begierde, den frommen Vater nach so langer Zeit wieder einmal, und, ach! vielleicht zum leztenmal zu sehen. Der Weg nach der Höhe des Felsens war voll Menschen, gerade wie vor Zeiten, wenn Beatus in seiner Kapelle einen Festtag feierte.

Während der fromme Vater mit seinen Reisegefährten mühsam seines hohen Alters wegen auf dieser Seite am Felsen hinaufstieg — war es in der Hütte des Fährmannes Klaus jenseits am Ufer auch rege geworden. Klaus richtete alle Nachen in Ordnung, die er nur immer auftreiben konnte. Denn es wollte viel Landvolk über den Thunersee nach der Beatushöhle mitfahren. Das plözliche

Erscheinen der Ritter und Rittersfrauen in des Fährmanns Hütte hatte großes Aufsehen erregt. Nun aber war noch dazu das Gerücht von der Ankunft des frommen Vaters bis herüber erschollen, und hatte hunderte der Wallfahrer am Ufer versammelt, die alle um die Ueberfahrt bathen. Im ersten Nachen steuerte Otto, und neben ihm saß Ritter Dietrich mit Mathilden und Agnes. Im andern Nachen, in welchem Rösli mit ihren Kindern und einigen Nachbarsleuten sich befand, führte Klaus das Ruder. Diesen folgten noch viele Nachen mit alten und jungen Leuten. — Dem armen Ritter Dietrich schlug das Herz immer mehr, je näher man der Beatushöhle kam. Seine Hände zitterten, daß die Ketten daran ertönten, und seine Augen waren immer voll Thränen. Er redete wenig, und wenn er redete, waren es nur die Worte: „Ach, was hab' ich gethan? was hab' ich gethan?" — Otto suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm die unbegränzte Güte seines Großvaters und Vaters schilderte. Mathilde drückte ihn an ihr Herz, und weinte Freudenthränen bei seiner wahren Reue. Agnes, die zartfühlende Agnes umfaßte seine Kniee, und küßte seine Hand, indem sie sprach: „O mein Vater, mein lieber Vater, seit ich dich also nennen darf, ist es mir so wohl im Herzen, so unendlich wohl." —

Nun war das andere Ufer erreicht; und man schickte sich an, den Felsen zu besteigen. Die allgemeine Freude und Erwartung machte, daß der gefahrvolle, jähe Fußsteig schneller und furchtloser erklommen wurde, als es sonst der Fall war. Und so geschah es auch, daß sie die Beatushöhle früher

erreichten, als der fünf und achtzigjährige Greis mit seinen Gefährten. Hier war schon eine große Schaar von Landleuten versammelt. Es war kaum ein ebenes Plätzchen über dem Felsen zu suchen, daß nicht von Menschen besetzt war. Die Einen knieten halb, die Andern ganz; wieder Andere hatten sich in's Moos gelagert. Alle aber harrten mit sehnsuchtsvollem Herzen auf die Ankunft des Greisen Beatus.

Endlich erschien er über der Felsenfläche. Heinrich und Theodora führten ihn. Er war schwach und zitterte. Mit der größten Anstrengung hatte er die Höhe erreicht. Am Eingange in das Gärtchen neben der Zelle ließen sie ihn auf einen Rasen nieder. Da nahmen die Landleute ihre Mützen ab, und ihre Stimmen erschollen halblaut und feierlich: „Sey uns gegrüßt, tausendmal gegrüßt in deiner stillen Höhle, frommer, ehrwürdiger Vater. Siehe, wir bitten dich um deinen Segen." Bei diesen Worten sanken sie Alle auf ihre Kniee, neigten die Häupter, und erhoben die Hände. Und Beatus wollte sie segnen.

In diesem Augenblick kroch Ritter Dietrich in seiner blassen Gestalt aus den Reihen vor die Füße des Vaters, und verbarg sein Angesicht an der Erde. „Frommer Greis, segnet noch nicht," rief er unter lautem Schluchzen: „es ist Einer hier, der eures Segens nicht würdig ist. Ich bin der Unwürdige." — Beatus wollte nach der Rechten des Ritters langen, und ihn aufrichten; allein er konnte sie nicht erreichen. „Stehe auf, mein lieber Sohn, sprach er mit freundlicher Stimme, und sage mir, wer du bist." — Mit tiefster Zer-

knirschung antwortete der Ritter: „ich bin Dietrich von Felsenheim.“ Bei dieser Entdeckung glänzten dem frommen Vater die hellsten Thränen in den Augen. Er wollte aufstehen, und den Reumüthigen in seine Arme emporheben; allein er war zu schwach. „O nicht zu meinen Füßen!“ sprach er: „Dietrich, komm herauf an meine Brust. Ich habe von deiner Reue und Besserung gehört. Aber was sollen diese Ketten noch an deinen Händen? Nun bist du mir so lieb, wie mein Heinrich. Komm, laß dich umarmen.“

„Nein, ehrwürdiger Greis,“ rief der Ritter, „nicht eher, bis ich Verzeihung aus eurem Munde vernommen habe, Verzeihung wegen all' dem Bösen, das ich euch und den Eurigen angethan. Eher sollen auch diese Ketten nicht von meinen Händen kommen, bis ihr meinem zernichteten, reumüthigen Herzen Ruhe verschafft habt.“ — Nun näherten sich auch Mathilde und Agnes, und knieten rechts und links zu den Füßen des Greisen. „Verzeiht, verzeiht ihm Ehrwürdiger Vater,“ bathen sie und verhüllten das rothgeweinte Antlitz in ihre Kleider: „er hat seine Fehler schon längst von Herzen bereut. Verzeiht ihm!“ Alles Volk weinte dazu. Dieser Anblick war für den frommen Greisen zu erschütternd. Er hob die zitternde Hände über das Haupt des Ritters, und weinte mit. Endlich konnte er reden. „Stehet auf,“ sprach er, „stehet Alle auf. Der liebe Gott, der in dieser heiligen Stunde herabsieht, und zu dem ich vielleicht heute noch kommen werde, weiß es, daß ich euch, Ritter Dietrich, schon längst

von Herzen verziehen habe. Alles Vergangene sey gegenseitig vergessen. Wir wollen einander lieben, und Freunde seyn. Reicht mir die Hand; legt sie in meine zitternde Rechte. So! mit diesem Handschlag ist euch Alles verziehen. Wir sind versöhnt, durch Gottes Gnade versöhnt, der euch einen bessern Sinn in das Herz gelegt. Alle Anwesenden sind Zeugen von diesem schönen Augenblicke. Väter und Mütter sollen es ihren Kindern erzählen. Und du, ewiger Vater, im Himmel sey gelobt und gepriesen deiner unendlichen Erbarmungen wegen!" —

Nach diesen Worten des frommen Vaters herrschte lange eine feierliche Stille. Alle, die zugegen waren, schienen in einen seligeren Ort versetzt, als die Erde je zu geben vermochte. Es war kein gewöhnliches Gefühl, das alle Seelen durchzitterte. Es war, als wenn man in diesem Augenblicke Gottes Allgegenwart auf diesem Felsen frommer und heiliger fühlen könnte, als an einem andern Orte.

Endlich unterbrach Dietrich diese Stille, indem er sich, immer noch mit den Ketten an den Händen, erhob, und demüthig vor den Grafen Heinrich trat. „Noch kann ich nicht ruhig seyn, sprach er, bis auch ihr mir verziehen habt, dem ich so viel Unglück bereitete." Heinrich ließ ihn nicht weiter reden, und nahm ihm die Ketten ab. „Nichts mehr davon," sprach er, „Dietrich, kein Wort mehr. Wir Alle haben dir schon längst verziehen. Komm, wir wollen einander die Hände reichen im Anblicke des heitern Him-

mels, aus dem Gott auf uns herabsieht. Wir wollen uns Freunde nennen in Gegenwart unsers fünf und achtzigjährigen Vaters. Und alles Volk soll es hören."

Sie traten vor Beatus, dessen lebenmüdes Auge sich noch einmal erhellte, und dessen Wangen mit einer leichten Freudenröthe umflogen waren. Sie traten vor ihn, und legten feierlich ihre Hände in einander. Rechts standen Theodora und Otto; links Mathilde und Agnes. Alle weinten Freudenthränen. Das Volk war in der Seele gerührt. Und Heinrich sprach mit lauter Stimme: „So wie wir jetzt unsre Hände in einander schlingen, so seyen unsre Herzen vereint znr schönen Liebe und Verbrüderung. Nichts trenne mehr unsere Freundschaft, und damit sie auch über unserm Grabe noch fortdaure — so sollen sich unsere Kinder in Unschuld und Liebe verbinden, und auf diese Weise zwei edle Ritterstämme, die seit langer Zeit im Zwiste lebten, unzertrennbar in einander schmelzen."

So sprach Heinrich. Dietrich zitterte bei dieser Ueberraschung vor Freude mitten in seiner Zerknirschung. Otto's Auge glänzte wie Feuerstrahl. Sein Blick sah nach Agnes, dann zum Himmel. Ueber Agnes Wangen schwebte eine liebliche Röthe. Das blaue Auge suchte die Erde; dann den hohen, adeligen Jüngling, durch dessen Vermählung mit ihr, das Siegel des Friedens und der Versöhnung werden sollte. Theodora und Mathilde küßten sich; ihre Thränen floßen in einander. Für den fünf und achtzigjährigen Greisen

aber war dieser Auftritt zu ergreifend. „Schonet meiner, lieben Kinder,“ sprach er, „das ist zu viel, zu viel für mich. O Gott! Dank! Dank! — In fünf und achtzig Jahren hab' ich keine so hohe, heilige Freude erlebt, wie heute. Nun will ich gerne sterben, da das Band des Friedens und der Versöhnung unter euch geknüpft ist. Nun ist mir der Tod süß; und ich will ihm entgegen lächeln, wie einem lang erwarteten Freunde. Allmächtiger, übergroß ist das Maaß deiner Güte. O könnten auch meine Lobpreisungen heiliger, reiner seyn! Doch bald werde ich an deinem ewigen Throne knieen; dann will ich dich anbethen von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ —

Er schwieg; es floßen aus allen Augen Thränen der Rührung. Man hätte vor Schluchzen kaum seine Worte verstehen können. Matter, zitternder und entkräfteter lehnte er sich gegen Heinrichs Schulter. Seine Lippen wurden blasser. Halb schloßen sich seine Augen. Da sprach er wieder: „der liebe Gott hat mein Gebeth erhört, indem er mir hier auf dem Felsen den Tod entgegenschickt. Ich fühle es, daß ich kaum mehr eine Stunde unter euch seyn werde. Bevor die Sonne hinter dem Fichtenwäldchen verschwindet, hat mich der Herr heimgeholt. So knieet um mich herum, ich will euch Alle noch einmal segnen, und dann sterben.“

Sie ließen sich zur Erde nieder. Rechts kniete Heinrich und Theodora; links Dietrich und Mathilde; gerade vor ihm Otto und Agnes; über diese Beiden schwebten die zitternden Hände des Grei-

sen. Hinter ihnen kniete Leuthold, Klaus und Rösli mit ihren Kindern. Um sie herum hatte sich alles Volk in einem Halbzirkel niedergelassen, und der Greis sprach mit der letzten Kraft einer sterbenden Stimme: „es segne euch der dreieinige Gott, der ewige Vater, der ewige Sohn, und der ewige Geist. Seine unendliche Gnade sey und bleibe bei euch! Amen. — Lebet wohl! lebet wohl! denket an den fünf und achtzigjährigen, sterbenden Vater. Liebet einander! dieß ist mein letztes Wort zu euch." —

Und er sank an Heinrichs Brust. Sein Odem wurde langsam und tief. Seine Lippen aber blieben freundlich und lächelnd. Da die Sonne nicht mehr ferne von den Wipfeln des Fichtenwaldes war, verlangte er aus seiner Hütte das einfache, kleine Kreuz, vor dem er ehmals manche Abendstunde in stillem Gebethe zugebracht hatte; auch gab er seinen Kindern durch ein Zeichen zu verstehen, er möchte noch einmal sein Lieblingslied singen, und das Glöcklein seiner Kapelle läuten hören. Fährmann Klaus trat zu der Felsenspitze, an der das Glöcklein befestigt war. Ach, das Geläute klang dießmal so wehmüthig! — Die Kinder aber sangen langsam und feierlich:

„Wie Er die Sterne am Himmelszelt
Mächtig in ihren Bahnen hält;
Wie Er den unzählbaren Sand
Zählet und kennt am Meeresstrand:
Also verläßt Er die Menschen nie,
Kennt ihre Noth und sorgt für sie."

Bei den letzten Worten hörte man den Vater sagen: „Herr! — Gott! — Heiland! — du

rufst! — ich komme!" — Und er war nicht mehr. Sein Hinscheiden war nur ein Hinüberlächeln in eine andere, bessere Welt. Wie seine Kinder sahen, daß er verschieden, legten sie ihn langsam und trauernd über den weichen Rasen, und drückten ihm sanft die Augen zu. — Und Graf Heinrich stellte sich in ihre Mitte, und sagte mit lauter, feierlicher Stimme, so daß es Jeder der Anwesenden hören konnte: „das ist ein süßer Tod; so stirbt der Gerechte." Jetzt erst ließen die Landleute ihrem Schmerz freien Lauf, und weinten überlaut zusammen. Leuthold aber trat hinzu, nahm die regungslose Hand des hingeschiedenen Greisen, und sprach: „so bist du denn wirklich todt? Grüße mir meine Gertrud. Ich werde dir bald folgen." Er wandte sich hinweg, und verhüllte sein Angesicht.

Da der Abend um den Felsen sich verbreitet hatte, und das blaße Mondlicht auf die Leiche des frommen Vaters Beatus herabschien — hoben Heinrich, Dietrich und Otto den Stein von der Grabhöhle, die der Greis schon in den Jahren, da er noch über dem Felsen wohnte, für sich bestimmt hatte. In Gesellschaft der edlen Frauen und vieler Landleute legten sie ihn zur Ruhe. Dann verweilten sie noch die ganze Nacht in der Beatushöhle, und trauerten um den geliebten Vater. Am andern Morgen aber nahmen sie Abschied von den Landleuten, segneten unter Thränen die geheiligte Stelle, und reisten in ihre Besitzungen zurück.

Dietrich lebte nun wieder auf seinem Gute Felsenheim, das sich jetzt in einen Zufluchtsort

der Bedrängten und Unglücklichen verwandelt hatte. Der Burgwarth, der sich nun auch gebessert, bekam seinen vorigen Dienst wieder. Graf Heinrich bewohnte das Schloß von Falkenberg, wo er geboren worden war. Otto aber hatte von seinem Vater Waldbergen zum Geschenke bekommen. Nach einigen Jahren wurde Agnes seine Gemahlin. Den Holzhacker Rupert, den er wegen seiner Treue und Rechtschaffenheit von Tag zu Tag mehr lieb gewann, machte er zum Verwalter seiner Güter.

Otto und Agnes waren überaus fromm und tugendhaft, und man wußte weit und breit kein so glückliches Ehepaar aufzufinden. Gott ließ ihnen den letzten Segen des Greisen angedeihen. Doch sie waren auch dankbar für alles Gute, das er ihnen bescherte, und erinnerten sich oft an die frommen Reden des Vaters Beatus. Ja sie reisten sogar alle drei Jahre, in Begleitung ihrer Eltern, nach der Beatushöhle, und feierten sein Andenken. Und über dem Grabe ließen sie eine schwarze Marmorsäule erbauen. Darauf standen die Worte: „Hier ruht der fromme Vater Beatus, ehemals Graf Rudolph von Falkenberg. Sanft und mild, wie sein Leben, war auch sein Tod. Wanderer, wenn du an diese Stätte kömmst, so verweile, und segne sie. Und hast du eine Thräne frommer Rührung in deinem Auge, so laß sie herabfließen auf die Nachtviolen, die am Hügel hier blühen, und sprich: Schlummre, schlummre sanft in dieser Höhle, edler Greis, bis an jenen großen Morgen, da der Engelruf und Posaunenschall uns Alle erweckt."

Im Verlage
der Joseph Wolffischen Buchhandlung in Augsburg sind auch erschienen, und durch alle guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Ablaß-Gebeth nach dem Geiste und der Vorschrift der christkatholischen Kirche. Zum einzelnen Gebrauche und für Gemeinden. (Von Domkapitular Karl Nack.) 12°. 3 kr.

Advent-Andacht nach dem Geiste der katholischen Kirche. Mit der heiligen Messe beym Rorate, nebst dem Lobgesang. 8°. 9 kr.

Alten, Dr. J. W. von, Augsburgische Blumenlese, oder systematisches Verzeichniß der in der Gegend um Augsburg wild wachsenden Pflanzen, als Einleitung zu einer Flora von Augsburg. 8°. 54 kr.

Andacht, sechssonntägige, zu dem unschuldigen, heiligen Jüngling Aloisius Gonzaga, aus der Gesellschaft Jesu. gr. 24. 3 kr.

Andenken für die Verstorbenen. Nach der Vorschrift und dem Geiste der katholischen Kirche. 8. 9 kr.

Bayerns Huldigung dem besten der Könige. Eine Sammlung von Gedichten, Volksliedern, Festspielen ꝛc., zur Feyer des 16ten Februars 1824. gr. 8°. geheft. 18 kr.

Betrachtungen über die Selbstständigkeit, und Unabhängigkeit der Kirche Gottes, von einem Weltmanne. 8°. geheftet. 30 kr.

Beyträge, allerneueste, zur vollständigsten Jesuitengeschichte; aus den unglaublichsten Urkunden gezogen, zum allgemeinen Gebrauche aller Jesuitenfreunde und Feinde. 8°. geheftet. 18 kr.

Beyträge zur bayerischen Insektenfaune, oder Beschreibung und Abbildung neu entdeckter Käfer, mit angehängtem Namensverzeichniss der Eleuteraten des Landgerichtsbezirks Zusmershausen, mit 7 illum. Kupfertafeln. gr. 8. fl. 2. 12 kr.

Bilder aus dem Leben. Eine Reihe von Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde. Vom Verfasser

der Beatushöhle. Erstes Bändchen: die Wildschützen. 12°. Mit einem sehr schönen Titelkupfer. 12 kr.

Bilder-Sammlung zu Christoph Schmids Erzählungen: die Ostereyer, Heinrich von Eichenfels, der Weihnachtsabend, das hölzerne Kreuz rc. rc., 11 trefflich in Kupfer gestochene Blätter, mit 2 Bogen Text, in Umschlag geheftet. fl. 1. 36 kr.

Blümchen für Kinder. Eine Sammlung kleiner, lehrreicher Denksprüche v. L. St. — Mit einer Vorrede von Chr. Schmid. 18. 3 kr, in Umschlag geheftet 6 kr.

Briefe an Thekla. Zur Beruhigung für christliche Ehegatten, deren Ehe nicht mit Kindern gesegnet ist. Besonders kinderlosen Gattinnen geweiht, welche Beruhigung suchen. Nebst einem Trostschreiben an eine trauernde Mutter. 8°. 48 kr.

Buchfelner, S., der heiligen Theresia Betrachtungen und vertrauliche Gespräche mit Gott. Mit dem Wesentlichsten aus ihrer von ihr selbst geschriebenen Lebensgeschichte und einem Anhange lehrreicher Stellen aus ihren Schriften. 8°. 15 kr.

Carmina selecta latina diversi Thematis, in usum studiosae juventutis, quae linguam colit latinam. 8°. 48 kr.

Dobel, Dr., 112 Vorlegblätter zu Uebungen im Rechnen. Eine zweckmäßig geordnete Zusammenstellung von Aufgaben über die Rechnungsarten mit ganzen und gebrochnen Zahlen; die Regel de Tri und ihre Anwendung in mancherlei Fällen, nebst den Auflösungen dieser Aufgaben, und einer Tafel, welche die gewöhnlichsten Maß-, Gewichts- und Münzarten enthält. Quär 8°. 36 kr.

Elisabeth, die heilige, Landgräfin von Thüringen. Ein Erbauungsbuch zunächst für das weibliche Geschlecht. Mit einem Titelkupfer. 8°. 30 kr.

Familie Tobias, die. Ein Gemälde belohnter Tugendtreue. Für die Jugend und Erwachsene neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. Ein Seitenstück zum ägyptischen Joseph. Mit einem Titelkupf. 8°. 18 kr.

Feyer, die, des heil Fronleichnamsfestes nach der Vorschrift und dem Geiste der katholischen Kirche bearbeitet. 2te Aufl. 8°. 9 kr.

Fischer, J. A., Parabeln, Gleichnisse und Erzählungen für die Jugend. 8°. 18 kr.
Galura, Fürstbischof B., Unterricht über den bischöflichen Segen. Eine Catechese nach der Methode in Selbstgesprächen. Ein Geschenk für die christliche Jugend. Im Anhange: ein Empfangs- und Abschiedslied dem hochwürdigsten Bischofe von den Kindern gesungen. 12°. 4 kr. Mit dem Notenblatt. 10 kr.
Gefahren, die, des Tanzes, dargestellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. 18 kr.
Heinrich von Eichenfels. Ein Schauspiel für Kinder in zwei Aufzügen. 12°. 6 kr.
Jais, Aeg., Lehr- und Gebethbüchlein für die lieben Kinder, neu bearbeitet von Simon Buchfelner. Mit einem Titelkupfer. 12°. 12 kr.
— — Sittenlehre in Beispielen. Oder schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen für Kinder, neu bearbeitet und vermehrt von Simon Buchfelner. Mit einem Titelkupfer. 8°. 24 kr.
Illmensee, J. M., Jesus am Oelberg, in sechs Fastenpredigten. 8°. 30 kr.
Joseph, der ägyptische, das Vorbild der erhabensten Tugenden, neu erzählt von einem katholischen Geistlichen. Mit einem Titelkupfer. 8°. 24 kr.
Kochbuch, augsburgisches, ausgearbeitet von S. J. Weiler, achtzehnte Auflage. 8°. fl. 1. 30 kr.
Lechner, J. B., sehr leichter und kurzer Unterricht in der Rechenkunst. Neu bearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. Bundschue. 25te Auflage. 8°. 48 kr.
Lory, M., Brevier eines Christen, oder Kirchengebethbuch auf alle Tage, Feste und Gelegenheiten ꝛc. 8°. 24 kr.
Muratori, L. A., die wahre Andacht des Christen. 8°. 30 kr.
Osterever, die, ein Schauspiel für Kinder in 5 Aufzügen. 12°. 6 kr.
Pichler, Domdekan M., kleines Gebethbuch für fromme Knaben und Mädchen. 4te Auflage. Mit einem Titelkupfer. 18. 12 kr.
Rauchenbichler, J., auserlesene Erzählungen und fromme Sagen für Söhne und Töchter, zur Erweckung

und Befestigung eines gottesfürchtigen Sinnes und Wandels. Mit einem Titelkupfer. 8°. 18 kr.

Rauchenbichler, J., das Leben des heil. Josephs, Nährvaters Jesu Christi. Mit Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebethen, einer Litaney, einer neunsonntägigen Andacht, und verschiedenen andern Andachtsübungen zu diesem großen Heiligen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 12°. 18 kr.

Roeckl, Dr. Jos., Schulreden bey öffentlichen Prüfungen und Preise-Vertheilungeu an die Jugend. Zweites Bändchen. 8°. 45 kr.

Sales, des heiligen Franz von, Unterricht und Andachtsübungen zum heilsamen Empfange der heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Herausgegeben von Simon Buchfelner, Wallfahrts-Priester in Altenötting. 8°. 18 kr.

Schiller's, Fr. v., Gedichte. Vollständige und wohlfeilste Ausgabe, zwei Abtheilungen in einem Bande, mit drey Kupfern. gr. 12°. 45 kr.

Singer, J. A., Weihnachtsbilder. Ein Lese- und Gebethbüchlein für die katholische Jugend auf die heilige Weihnachtszeit. Mit einem Titelkupfer und acht Vignetten, 12°. 24 kr.

Stempfle, Prof. L., Grundlinien einer Anleitung zum geistlichen Krankendienste. 12°. 24 kr.

— — Der geistliche Krankenfreund. Ein Handbuch für katholische Geistliche zum Krankenbesuche. 2 Bändchen. 12°. 54 kr.

Tage, neun heilige, zur Verehrung des heiligen Antonius von Padua, um durch seine Fürbitte bei Gott in unsern Anliegen erhört zu werden. Von dem Verfasser der Andachtsbücher: Schritte zur vollkommenen Liebe Gottes 2c., Herr dein Wille geschehe! 2c. Mit dem Bildnisse des heil. Antonius. 12°. 9 kr.

Trostgründe eines siebzigjährigen Greisen, zur Beruhigung und Ermunterung für bejahrte, ängstliche Menschen, die den Tod fürchten. Ein Nachtrag zu dem Buche: Herr! bleibe bei uns, denn es will Abend werden 2c. Von demselben Verfasser. Zwei Bändchen, gr. 8°. 1 fl. 12 kr.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

L. D.

Bauberger

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauberger, Wilhelm

Die Beatushöhle eine Erzählung für die reifere Jugend ; mit einem Titelkupfer

Augsburg 1833

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 296
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259211-1